

Max von der Grün erzählt die Geschichte seiner Kindheit und Jugend in der Hitlerzeit – und darüber hinaus die Geschichte einer Epoche totalitärer Herrschaft. Politische und literarische Texte aus jener Zeit, Tagebuchaufzeichnungen, Fotos und Protokolle belegen die dargestellte Historie und ergänzen den Text.

Max von der Grün **Wie war das eigentlich?**

Max von der Grün
Wie war das eigentlich?
Kindheit und Jugend im Dritten Reich

043671

Max von der Grün
Wie war das eigentlich?

Kindheit und Jugend
im Dritten Reich



Urheberrechtlich geschütztes Material

Abkürzungen:

ADGB	Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund
Afa-Bund	Allgemeiner freier Angestelltenbund
BDM	Bund Deutscher Mädel
Gestapo	Geheime Staatspolizei
HJ	Hitler-Jugend
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KZ	Konzentrationslager
MR	Ministerialrat
NS	Nationalsozialismus
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
ORGR	Oberregierungsrat
PG	Parteigenosse (der NSDAP)
RMdI	Reichsministerium des Inneren
SA	Sturmabteilung
SS	Schutzstaffel
SD	Sicherheitsdienst
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands

Lizenzausgabe für den NSB Buch + Phono-Club

© 1979 by Hermann Luchterhand Verlag GmbH & Co KG,
Darmstadt und Neuwied

Printed in Germany

3599

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

1926

Natürlich kann man sich seine Eltern, und die Zeit, in die man hineingeboren wird, nicht aussuchen.

Ich kam 1926 auf die Welt und habe mich oft gefragt, wie war das eigentlich damals, acht Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, den die Deutschen verloren? Der Kaiser musste abdanken und floh nach Holland, die Republik wurde 1918 ausgerufen, die in die Geschichte als die Weimarer Republik einging. Geboren wurde ich in Bayreuth, im Stadtteil St. Georgen. Vom Fenster unserer Wohnung sah man auf das Zuchthaus. Meine Mutter war 25 Jahre alt und Dienstmagd, wie es damals hiess, mein Vater war 26 Jahre alt und Schuhmachergeselle. Meine Mutter verdiente 20 Reichsmark im Monat, bei freier Kost und freiem Wohnen, dafür arbeitete sie 12-14 Stunden am Tag, im Sommer und Herbst zur Ernte manchmal noch länger. Jeden zweiten Sonntag hatte sie frei, aber in der Erntezeit musste sie auch auf ihren freien Sonntag verzichten. Mein Vater arbeitete in Schuhmacherwerkstätten auf Abruf. Wenn er Glück hatte, bekam er drei oder sogar vier Tage Arbeit in der Woche, meistens aber nur zwei Tage, und ihr gemeinsam verdientes Geld reichte nicht aus, um sich eine Wohnung zu mieten.

Als ich geboren wurde, wollte meine Mutter ihre Arbeit nicht verlieren, und so wuchs ich bei meiner Grossmutter im Fichtelgebirge (unweit der tschechischen Grenze, 60 km nördlich von Bayreuth) auf, mit allen Onkeln und Tanten, die noch im Haus waren und erst später heirateten. Sie waren, wenn sie überhaupt Arbeit hatten, in der Porzellanindustrie beschäftigt.

Hatten meine Eltern im Jahr meiner Geburt schon von Hitler gehört? Ich bezweifle es, und wenn doch, dann haben sie ihn, wie die meisten Deutschen, nicht ernst genommen. Für sie war er ein Verrückter und Schreihals, der eine neue Partei gegründet hatte und viel Wind machte, um neue Mitglieder zu gewinnen. Er schimpfte auf andere und versprach natürlich das Blaue vom Himmel herunter.

«Adolf Hitler war der Sohn eines österreichischen Zollbeamten. Mit vierzehn Jahren verlor er den Vater. Nachdem er einige Jahre die Realschule in Linz besucht hatte, versuchte

er vergeblich, zum Studium an der Wiener Kunstakademie aufgenommen zu werden. Als das misslang, verzichtete er auf eine ordentliche Berufsausbildung und verdiente sein Brot von 1909 bis 1913 in Wien mit Gelegenheitsarbeiten, wobei er in einem Armenhospital wohnte. In diesen Jahren bildete sich seine Gesinnung. Von einem berühmten Dasein als Maler und Architekt träumend, fühlte er sich trotz seines ärmlichen Daseins nicht als Proletarier. Unter dem Einfluss von zwei Wiener Volksbewegungen wurde er von einem Hass gegen Gewerkschaften und Sozialisten sowie vom Antisemitismus ergriffen.

Bei Kriegsausbruch 1914 war er in München. Er meldete sich kriegsfreiwillig. In der Truppe fand er erstmalig den Rückhalt und die Ordnung, die er bisher nicht gekannt hatte. Als Meldegänger an der Westfront erhielt er das EK II und EK I. Bei Kriegsende lag er gasblind in einem Lazarett in Pommern, wo er «beschloss, Politiker zu werden». [..] Im Auftrag der bayerischen Reichswehrführung wurde er als politischer Agent (V-Mann) zur Propagandatätigkeit innerhalb und ausserhalb der Truppe geschult und eingesetzt. In dieser Tätigkeit stiess er zur Deutschen Arbeiterpartei, deren Ausbau und Organisation er übernahm und die in Bayern bald eine wachsende Zahl von Anhängern gewann.

1920 gab er der Bewegung den Namen Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Im Programm der Partei von 1920 verbanden sich nationale Forderungen (Gleichberechtigung Deutschlands, Erwerb von Kolonien, Anschluss Österreichs) mit ausgesprochen sozialistischen Gedanken (Verstaatlichungen, Bodenreform, Gewinnbeteiligung der Arbeiter, Brechung der Zinsknechtschaft). Damit waren alle Schichten angesprochen. Auch war der Antisemitismus als Forderung im Parteiprogramm enthalten (die Juden sollen die Staatsbürgerrechte verlieren).»

[Krautkrämer/Radbruch, Wandel der Welt]

Mein Vater erzählte mir, ihn habe Hitlers Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) erst beunruhigt, als die Schlägereien in Wirtshaussälen bei Kundgebungen und Wahlveranstaltungen zunahmen, wo man Andersdenkende skrupellos und brutal niederknüppelte, niederschrie und aus dem Saal warf. Der Schlachtruf der Nazis: «Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein», wurde nur zu oft in die Tat umgesetzt.

Ein Arbeiter verdiente zu dieser Zeit in der Woche durch-

schnittlich 33,90 Reichsmark; das Existenzminimum für eine zweiköpfige Familie aber betrug 45,60 Reichsmark. Die Arbeitszeit hatte sich seit 1918, dem Ende des Ersten Weltkrieges, nicht verringert, im Gegenteil, sie war gestiegen. Die grossen Arbeiterparteien hatten im Jahre 1926, im Jahr meiner Geburt, 940'500 zahlende Mitglieder; davon entfielen auf die KPD, die Kommunistische Partei Deutschlands, 134'248 und auf die Sozialdemokraten (SPD) 806'268 Mitglieder. Bis zum Jahre 1933 sank die Zahl der zahlenden Mitglieder der KPD, während die der Sozialdemokraten beinahe an die Millionengrenze stieg.

In den freien Gewerkschaften waren fast vier Millionen Arbeiter organisiert, die christlichen Gewerkschaften hatten über 600'000 Mitglieder. 1926 wurde Joseph Goebbels, der sich 1922 den Nationalsozialisten angeschlossen hatte, Gauleiter in Berlin. Gauführer wurde man in der Regel dann, wenn man eine neue Ortsgruppe der NSDAP gründete und organisierte. Der grösste Teil der Gauleiter war nach dem Ende des Ersten Weltkriegs nicht zu Beruf oder Studium zurückgekehrt, sondern hatte sich in verschiedenen Frontkämpferbünden und Freikorps aktiv betätigt. Viele waren bei dem Versuch, in das Berufsleben zurückzufinden, gescheitert, abgebrochene Berufsausbildungen waren beinahe die Regel, und nur wenige, wie Joseph Goebbels, hatten ein abgeschlos-



senes Hochschulstudium hinter sich. Goebbels sollte, nach Hitlers Willen, die Arbeiterviertel für den Nationalsozialismus erobern.

Ebenfalls im Jahr 1926 erschien ein Buch, das später den Nazis haargenau ins Konzept passte: «Volk ohne Raum» von Hans Grimm. Grimm fordert in seinem Buch die Arbeitenden auf, sich der nationalen Sache anzuschliessen, und sich auf die Eroberung neuen Lebensraumes einzustellen. Dieses Buch wurde, neben Adolf Hitlers «Mein Kampf», das ideologische Handbuch schlechthin und, als Hitler an der Macht war, in den Schulen Pflichtlektüre.

Das also war die Zeit, in die ich hineingeboren wurde. Ein Kind armer Eltern, die nur eine grosse Sorge kannten: wie werden wir morgen satt? Aber auch das Sattwerden, und das wussten sie nicht, war ja eine politische Frage. Es herrschte Armut in Deutschland, wir hatten noch kein elektrisches Licht, an der Decke hing eine Petroleumlampe, die nur in dringenden Fällen angezündet werden durfte, weil wir mit jedem Pfennig rechnen mussten. Wir hatten für vier Familien im Haus ein einziges Plumpsklo, also ohne Wasserspülung. Meine Grossmutter oder eine Nachbarin schütteten jeden Tag mindestens einmal einen Eimer heisses Wasser in die Abflussrohre und streuten Kalk hinein, damit es an heissen Tagen nicht so stank. Aber es stank trotzdem.

Fleisch gab es nur jede zweite Woche einmal. Die Hauptmahlzeiten bestanden aus gewässerten Salzheringen. Ich bekam als Kind immer nur den Schwanz, zum Ausgleich dafür aber viel Kartoffeln. Das machte satt, das heisst, der Bauch wurde voll. Später, als ich schon zur Schule ging, hielt ich mir Stallhasen, manchmal bis zu 30 Stück, die ich entweder verkaufen konnte oder wir schlachteten selbst einen, damit mal wieder Fleisch auf den Tisch kam.

Die Öfen in den Wohnungen wurden überwiegend mit Holz gefeuert, das wir im Handwagen aus dem nahen Wald holten. Die Holzstösse in den Gärten und Höfen verrietten, ob und wie die Leute für den Winter vorgesorgt hatten. Die Winter im Fichtelgebirge waren lang und kalt.

Auf Parteiveranstaltungen sprach Adolf Hitler von der Zukunft der Deutschen, vom grossen deutschen Volk, das erst dann frei sein würde, wenn es sich von den Juden freigemacht habe.

Das waren deutliche Worte, die man auch damals schon nachlesen konnte. Hitlers Buch «Mein Kampf» gab es schon seit 1925, das Programm seiner Partei war bereits 1920 veröffentlicht worden. Darin hiess es: «Wir fordern Land und Boden (Kolonien) zur Ernährung unseres Volkes und Ansiedlung unseres Bevölkerungsüberschusses.»

«Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein.»

Die «Juden-Frage» war von Anfang an ein wesentlicher Bestandteil der nationalsozialistischen Ideologie. Die Judenverfolgung und schliesslich die Judenvernichtung waren keine «Entartung» des Nationalsozialismus, sondern gehörten notwendig zu seiner Weltanschauung.

«Nun war zweifellos Adolf Hitler nicht der Erfinder des Antisemitismus, der vielmehr eine jahrhundertealte weltgeschichtliche Erscheinung darstellt. Hitler war aber der Ideologe, der dem Antisemitismus die bislang schärfste Wendung ins Biologische gab und als Politiker entschlossen war, aus diesem rassistisch verstandenen Antisemitismus die letzte Konsequenz zu ziehen.» [. .]

«Schon in der Theorie verband Hitler die Aufgabe einer Eroberung neuen Lebensraumes im Osten mit dem Gedanken einer physischen Ausrottung des europäischen Judentums, dessen Mutterboden ja gerade jene osteuropäischen Gebiete darstellten, die Hitler für Deutschland erobern wollte. Und so sprach er denn kurz vor der Entfesselung des Krieges nochmals öffentlich aus, was er schon in »Mein Kampf« prophezeit hatte, dass ein kommender Krieg nicht die Vernichtung Deutschlands, wohl aber die Vernichtung des Judentums in Europa bringen würde.» [Walther Hofer]

Hitler forderte weiter eine «deutsche» Presse. Alle Mitarbeiter an Zeitungen sollten Deutsche (Nicht-Juden) sein, und die Weichen für die spätere Bücherverbrennung stellte er schon mit den Worten: «Wir fordern den gesetzlichen Kampf gegen eine Kunst- und Literaturrechtung, die einen zersetzenden Einfluss auf unser Volksleben ausübt, und die Schliessung von Veranstaltungen, die gegen vorstehende Forderung verstoßen.»

Er allein wollte bestimmen, was als Kunst und Literatur zu

gelten hatte. Er forderte die absolute staatliche Zensur. Hitler hatte sich das Hakenkreuz als Symbol gewählt. Ein indogermanisches Zeichen, das schon früher auf den Stahlhelmen der sogenannten Freikorps aufgetaucht war. Die Fahne zeigte auf rotem Grund ein weisses Feld, auf dem sich schwarz das Hakenkreuz abhob.

«Schon bevor Hitler 1933 an die Macht kam, setzte seine Partei bei jeder Gelegenheit ihre Fahne im Stil moderner Reklamestrategie als «Warenzeichen» ein. Bei Parteitag und Aufmärschen, die häufig waren, bei Versammlungen und Wahlveranstaltungen: Immer war die Fahne und zusätzlich auf Armbinden das Hakenkreuz zu sehen. Und die Zeit war günstig, der Bevölkerung mit dem immer gleichen Abzeichen das Programm der NSDAP nahezubringen. Nach dem Ersten Weltkrieg hatten die Sieger im Friedensvertrag von Versailles Deutschland mit hohen und drückenden Zahlungsverpflichtungen belegt. Vom deutschen Reichsgebiet waren im Osten und Westen Teile abgetrennt worden, auch solche mit mehrheitlich deutscher Bevölkerung. Das verletzte den Nationalstolz.»
[Gerold Anrich]

Deutschland trat 1927 dem internationalen Schiedsgerichtshof in Den Haag (Holland) ohne Vorbehalt bei. Das war wichtig, weil das deutsche Reich mit diesem Schritt erstmals nach dem Ersten Weltkrieg wieder internationale Achtung erfuhr, indem es sich internationalen Regeln unterwarf.

Doch im Innern des Landes gärte es. Die Hetze gegen Künstler, deren Produkte sich nicht mit dem falsch verstandenen nationalen Denken vereinbaren liessen, begann schon früh. Zu allen Zeiten haben sich Reaktionäre, die den Lauf der Geschichte zurückdrehen wollten, in erster Linie an Künstlern, Dichtern und Journalisten zu rächen versucht. Diese standen immer – und stehen heute wieder (wenn man an Heinrich Böll denkt, dem man nachsagt, Sympathisant von Terroristen zu sein) in der Schusslinie derer, die künstlerische Aussagen nur gutheissen, wenn sie sich mit der eigenen politischen Anschauung decken. Was nicht in ihr politisches Weltbild passte, das war, wie man heute sagt, «Nestbeschmutzung». Damals kannte man das Wort noch nicht, sondern nannte es: «Diffamierung des deutschen Volkes» – wobei die Rechten für sich in Anspruch nahmen, dass allein sie das deutsche Volk darstellten.

Die Nationalsozialisten prägten zu diesem Zweck Begriffe wie «Entartete Kunst» und, noch schlimmer, «Nichtarische Kunst».

Zu allen Zeiten wurde an der Geschichte herumgestrickt, damals wie heute. Jeder legte sich Geschichte so zurecht, wie sie seinen politischen Vorstellungen entsprach. In den Zwanziger Jahren versuchte man, Erklärungen für die militärische Niederlage von 1918 zu finden. Da aber die alten Militaristen und rechten Politiker nicht zugeben konnten, dass sie Millionen Menschen durch ihre Politik sinnlos in den Tod gehetzt hatten, fand man eine andere Erklärung für die Niederlage Deutschlands: der politisch linksstehende Teil der Bevölkerung in der Heimat sei dem «im Felde unbesiegten Frontheer» gleich einem Dolchstoss in den Rücken gefallen. Das Wort «Dolchstoss» wurde zum politischen Begriff. Es wurde zum Lieblingsschlagwort Hitlers, dass «die Heimat den Soldaten in den Rücken gefallen sei».

Im Volk als Kriegsheld geachtet, wegen seiner Verbindung

zum Reichspräsidenten Hindenburg (mit dem er seit der Schlacht bei Tannenberg gegen die Russen die militärischen Operationen geleitet hatte), war der General Erich Ludendorff, der einer der übelsten Kriegstreiber gewesen war. Er wollte schon 1923 mit Hitler die Demokratie in Bayern stürzen.

Proklamation an das deutsche Volk!

Die Regierung der Novemberverbrecher in Berlin ist heute für
abgesetzt erklärt worden.

Eine
**provisorische deutsche
Nationalregierung**
ist gebildet worden, diese besteht aus

**Gen. Ludendorff
Ad. Hifler, Gen. v. Lossow
Obsf. v. Seisser**

Das Schlagwort «Novemberverbrecher» wurde von den Rechten als politisches Kampfmittel gegen diejenigen verwendet, die die Erfüllung des Versailler Vertrages und den parlamentarischen Verfassungsstaat bejahten.

1926 gründete Ludendorff den «Tannenberg-Bund» zum Kampf gegen die «überstaatlichen Mächte», wie er die Freimaurer, Juden, Jesuiten und Marxisten nannte. Hitler hatte sich von Ludendorff helfen lassen, wie er sich von allen helfen liess, von denen er glaubte, dass sie ihm den Weg zur Macht ebnen konnten. Ludendorff galt den Rechten in der Republik als der richtige Mann, und so sagten sie sich, wenn er mit Hitler paktiere, könne Hitler doch gar nicht so schlecht sein.

1927 erschien auch die endgültige Fassung des «Programms der NSDAP». Es war jedem zugänglich und jeder hatte die Möglichkeit, sich darüber seine Gedanken zu machen. Es war durchaus nicht so, dass die Nazis je ein Geheimnis aus ihren Absichten gemacht hätten.

Die politisch Uninteressierten, die sich darauf bezogen, mit ihren eigenen Angelegenheiten genug zu tun zu haben, haben das Programm bestimmt nicht gelesen. Und damals wie heute sagen sie, wenn politische Katastrophen hereinbrechen, sie hätten nichts davon gewusst oder geahnt.

Ich weiss von meiner Mutter, dass die unterschiedlichen Meinungen über Adolf Hitler, dessen Wirken seit 1927 nicht mehr zu übersehen war, oft quer durch die Familien gingen. Die einen waren für ihn, weil er Arbeit, und Deutschland «Grösse» versprach, die anderen waren gegen ihn; nicht etwa weil sie sein Programm kannten und ablehnten, nein, sie waren instinktiv gegen ihn, ohne ihre Ablehnung begründen und in Worte fassen zu können. Aber aus den Worten Hitlers konnte man schon früh heraushören, was er wollte: nämlich die absolute Herrschaft nicht nur über Deutschland, nicht nur über ganz Europa, was die Unterjochung anderer Völker einschloss, sondern über die ganze Welt.

Meine Grossmutter, meine Mutter und ihre Geschwister haben das, wie viele andere, nicht erkannt, nur mein Grossvater blieb skeptisch, und manchmal sagte er leise, daran erinnere ich mich genau: «Der Mann bringt Unglück.»

1928

Meine Grossmutter erzählte, dass vielen Bauern damals der Grund und Boden unter den Füßen wegversteigert wurde, weil sie nicht mehr in der Lage waren, ihre Steuern oder die hohen Hypothekenzinsen zu bezahlen. Zwei meiner Onkel wurden 1928 arbeitslos. Manchmal hatten sie Glück, und konnten sich für ein oder zwei Tage in der Woche verdingen, dann mussten sie aber mit dem Lohn zufrieden sein, der ihnen angeboten wurde, um meiner Grossmutter wenigstens ein paar Mark als Kostgeld geben zu können. Auch sie hatten natürlich nicht die Möglichkeit, sich ein eigenes Zimmer zu mieten, sondern schliefen zu Hause in einer notdürftig ausgebauten Kammer unter dem Dach.

In diesem Jahr gab es in Deutschland einen Rekord ganz eigener Art: die Höchstzahl der gleichzeitig Streikenden betrug 723'415. Obwohl die Arbeiter sich bewusst waren, welches Risiko sie mit dem Streik auf sich nahmen, überwog doch die Verbitterung, dass man ihnen ihren gerechten Lohn vorenthielt, während die Unternehmen schon wieder kräftige Gewinne abwarfen.

Dabei sah es in der deutschen Politik gar nicht so übel aus, denn bei den Reichstagswahlen erreichten die beiden grossen Arbeiterparteien SPD und KPD zusammen 42% aller Stimmen, und die SPD stellte auch den Reichskanzler Hermann Müller. Noch war die SPD stärkste Partei mit über neun Millionen Wählern, während die Nationalsozialisten nur 800'000 Stimmen erhielten. Deutschland hatte ein funktionsfähiges Parlament, und es sah alles nach einer dauerhaften, stabilen Demokratie aus. Deutscher Geist wurde in der Welt wieder geachtet, deutsche Wissenschaftler genossen Weltruf, auf dem Gebiet der Architektur wurde Deutschland führend, und die Reichshauptstadt Berlin war zu einem kulturellen Weltzentrum geworden.

Im August 1928 wurde der «Briand-Kellog-Pakt» vom Deutschen Reich unterzeichnet, was ebenfalls dazu beitrug, das Ansehen Deutschlands vor der Weltöffentlichkeit zu vergrössern. Die vertragschliessenden Länder erklärten darin, dass sie den Krieg zur Lösung ihrer Probleme und Konflikte verurteilten.

Art. I. Die Hohen Vertragschliessenden Parteien erklären feierlich im Namen ihrer Völker, dass sie den Krieg als Mittel für die Lösung internationaler Streitfälle verurteilen und auf ihn als Werkzeug nationaler Politik in ihren gegenseitigen Beziehungen verzichten.

Art. II. Die Hohen Vertragschliessenden Parteien vereinbaren, dass die Regelung und Entscheidung aller Streitigkeiten oder Konflikte, die zwischen ihnen entstehen könnten, welcher Art oder Ursprungs sie auch sein mögen, niemals anders als durch friedliche Mittel angestrebt werden soll.

[Ursprünglich unterzeichnet von den USA, Frankreich, Belgien, Deutschland, Grossbritannien, den britischen Dominions und Irland, Italien, Japan, Polen und der Tschechoslowakei. Bis Ende 1929 traten dem Pakt 54 Staaten (darunter am 6.9. 1928 die UdSSR) bei.]

Ende des Jahres wurde Alfred Hugenberg (1865-1951) Vorsitzender der «Deutschnationalen Volkspartei». Von da an wurde im Reichstag scharfe nationalistische Oppositionspolitik betrieben. Hugenberg war ein ganz strammer Nationalist, der von 1909 bis 1918, also auch in den entscheidenden Kriegsjahren, Vorsitzender des Krupp-Direktoriums war.

Nach dem Ersten Weltkrieg gründete er Zeitungen und Filmgesellschaften, wie z.B. die UfA und übte dadurch einen grossen Einfluss auf die Öffentlichkeit aus. Er war es auch, der schliesslich alle rechten Parteien in Deutschland zusammenfasste, und mit Hitler 1931 die Harzburger Front bildete. Ein Beispiel aus seiner Zeitung «Der Tag» mag die volksverhetzende Tendenz belegen:

«Wir hassen mit ganzer Seele den augenblicklichen Staatsaufbau, seine Form und seinen Inhalt, sein Werden und sein Wesen. Wir hassen diesen Staatsaufbau, weil in ihm nicht die besten Deutschen führen, sondern weil in ihm ein Parlamentarismus herrscht, dessen System jede verantwortungsvolle Führung unmöglich macht. . . Wir hassen diesen Staatsaufbau, weil er uns die Aussicht versperrt, unser geknechtetes Vaterland zu befreien und das deutsche Volk von der erlogenen Kriegsschuld zu reinigen, den notwendigen Lebensraum im Osten zu gewinnen, das deutsche Volk wieder frei zu machen, Landwirtschaft, Industrie, Gewerbe und Handwerk gegen den feindlichen Wirtschaftskrieg zu schützen und wieder lebensfähig zu gestalten. Wir wollen einen starken Staat,

in dem die verantwortungsvolle Führung der Beste hat
und nicht verantwortungsloses Bonzen- und Maulhelden-
tum führt.»

1929

Meine Mutter hatte in der Nähe von Bayreuth eine Stelle als Dienstmagd gefunden, wo ihr vom Dienstherrn gestattet wurde, mich, den Dreijährigen, mit auf den Hof zu nehmen. Mein Vater war auf Wanderschaft (auf der Walz, nannte man das) und klopfte bei Schuhmachern um Arbeit an. Manchmal bekam er auch für ein, zwei oder drei Tage Arbeit, bezahlt wurde jedoch wenig. Meist arbeitete er nur für Essen, Trinken und für eine Schlafstelle. Das Essen wiederum war dürftig genug, schliesslich hatten diese Schuhmacher mit eigener Werkstatt selbst nicht viel.

Im Sommer und Herbst wurde es erträglicher, da konnte man in den Wald gehen, Beeren pflücken und sie für ein Spottgeld an Händler verkaufen. Für ein Pfund Blaubeeren wurden drei bis fünf Pfennige, für ein Pfund Preiselbeeren acht bis zwölf Pfennige, für ein Pfund junger Steinpilze zehn bis zwanzig Pfennige bezahlt. Pilze und Beeren gab es in den Wäldern meiner Heimat reichlich.

Ich wuchs mit den Kindern des Bauern auf, und weil ich ein zusätzlicher Esser war, wurde meiner Mutter ein Teil ihres verdienten Geldes wieder abgezogen. Es war damals noch üblich, dass Dienstboten so etwas wie einen Jahresvertrag hatten, der zwischen Bauer und Dienstboten per Handschlag geschlossen wurde. An eine andere Arbeitsstelle zu wechseln, war nur «Maria Lichtmess», also am 2. Februar jeden Jahres möglich.

Meine Mutter besass nur ein Paar Lederschuhe für die Kirche am Sonntag oder für den Tanz im Wirtshaussaal, sonst lief sie das ganze Jahr ohne Strümpfe in Holzschuhen.

Die Arbeit auf dem Hof richtete sich nicht nach der Uhr, sondern nach Sonne und Regen, Sommer und Winter. Sechzehn Stunden am Tag zu arbeiten war, insbesondere in der Erntezeit nichts Aussergewöhnliches. Die Bauern hatten noch keine Traktoren und kaum Maschinen, alle Feldarbeit wurde mit Pferden gemacht. Die Kinder des Bauern, nicht älter als neun Jahre, mussten auf den Feldern, im Stall und im Haus mitarbeiten. Niemand scherte sich um das Verbot von Kinderarbeit. Je mehr Kinder man hatte, desto mehr Arbeitskräfte, die nichts kosteten.





Ein Eisenbahnwaggon als Wohnraum für eine achtköpfige Familie.

Im Frühjahr 1929 nahmen die politischen Unruhen zu. Im März verbot der preussische Innenminister öffentliche Versammlungen und Umzüge unter freiem Himmel. Trotz Aufrechterhaltung dieses Verbots durch den Berliner Polizeipräsidenten Zörgiebel, SPD, folgten am 1. Mai etwa 200'000 Arbeiter dem Aufruf der KPD zu einer friedlichen Demonstration, obgleich SPD und Gewerkschaften dazu aufgerufen hatten, sich an das Verbot zu halten. Es kam zu blutigen Ausschreitungen der Polizei gegenüber den Demonstranten. Nach offizieller Darstellung waren natürlich die Demonstranten an dem Blutbad schuld und die Polizisten unbeteiligt. Man sprach von Barrikadenkämpfen der Demonstranten untereinander, aber Augenzeugenberichte und Pressemeldungen hörten sich anders an. Es ist erwiesen, dass die Polizei sogar auf Menschen schoss, die nur aus den Fenstern schauten oder sich über Balkone beugten, belegt ist, dass sogar Hausfrauen, die nur zum Einkäufen gingen, erschossen wurden; insgesamt fanden 31 Menschen den Tod, die Zahl der Verletzten ging in die Hunderte, über 1'200 Arbeiter wurden verhaftet.

Seit 1890 war der 1. Mai der internationale Festtag der Arbeiter. Der 1. Mai 1929 wurde zur blutigsten Maifeier in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung.

Der Schriftsteller Erich Weinert (1890-1953, Mitbegründer der Zeitschrift «Linkskurve») schrieb über diesen 1. Mai das nachfolgende ironische Gedicht.

Erich Weinert
Das Wunder vom 1. Mai 1929

Die Schupo stand voll Todesmut
Im Kampf mit den roten Verbrechern;
Die schossen nämlich in toller Wut
Von allen Löchern und Dächern.
Doch die Schupo stand und wankte nicht.
So steht es im Polizeibericht.
Viel tausend Kugeln sausten vorbei,
Doch die Polizei
Blieb ruhig dabei
Und machte höflich die Strasse frei.

Da sprach der Kommandeur von Berlin,
Man hörte die Stimme beben:
«Nun müssen wir doch die Pistolen ziehn,
Sonst bleibt kein Schupo am Leben!
Doch bitte schiesst nicht auf Menschen! Ihr wisst,
Dass ein Schreckschuss ebenso wirkungsvoll ist.»
Nun schoss man ein Schüsschen oder zwei.
Und die Schiesserei
War bald vorbei.
So vornehm benahm sich die Polizei.

Und als man dann das Schlachtfeld besah,
Da waren viel Tote zu melden;
Und hundert Verwundete lagen da.
Da haben die Schupohelden
Den letzten Rest ihrer Mannschaft gezählt.
Und siehe – kein einziger Schupo fehlt!
Hundert Proleten in einer Reih!
Von der Polizei
War keiner dabei!
Das war das Wunder vom Ersten Mai.

1929 erlebte die Welt die Weltwirtschaftskrise. Sie begann mit dem Börsenkrach in New York. Der zunehmenden Produktion von Verbrauchsgütern folgte keine Zunahme der Kaufkraft der Bevölkerung, so dass man zu einer Produktionsdrosselung gezwungen war, was wiederum Entlassungen zur Folge hatte. Die Aktienkurse sanken. Viele Leute verkauften ihre Aktien, um überhaupt noch etwas zu retten, Banken brachen zusammen, und waren nicht mehr in der Lage, Spareinlagen an ihre Kunden auszubezahlen. Die Amerikaner waren dadurch gezwungen, ihre Geldanlagen aus Europa abzuziehen und das führte insbesondere in Deutschland, wo die Amerikaner am stärksten investiert hatten, zur Katastrophe.

Im Dezember gab es im Deutschen Reich IV2 Millionen Arbeitslose, einen Monat später schon 2¹/₂: Millionen, wieder einen Monat später 3V2 Millionen. Und so wie die Arbeitslosenzahlen anstiegen, mehrten sich auch die Konkurse, insbesondere von Gewerbetreibenden und Kleinbetrieben.

Die Folge war, dass Millionen Tonnen Lebensmittel nicht verkauft werden konnten, weil die Leute kein Geld hatten, um Nahrungs- und Genussmittel zu kaufen. So wurden etwa in Holland Kartoffeln einfach als Dünger verwendet, in Brasilien belud man Schiffe mit Kaffee, fuhr hinaus aufs Meer und kippte die Bohnen in das Wasser und in Kanada wurde Weizen verbrannt. Und das, obwohl Millionen Menschen in der Welt hungerten.

Die Ballade von den Säckeschmeissern

1. O, mich zieht's nach einem fernen Lande,
wo die schlanke Tropenpalme prangt,
in Brasilien am Rio Grande
werden Kaffeesackschmeisser verlangt.
Es gibt zu viel Kaffee auf der Welt
und dafür pro Zentner zu wenig Geld.
Drum wird, so will es das Weltgewissen,
die halbe Ernte ins Meer geschmissen.
Immer rin, mein Junge,
das hat einen Sinn, mein Junge.
Da steckt was hinter, mein Junge,
das wird ein Winter, mein Junge.
Drum sag ich's allen feiernden Familien:

Marsch, marsch nach Hamburg
auf den ersten besten Kahn!
Auf, auf nach Brasilien –
und rin mit dem Mokka in den Ozean.

2. Und hat der Menschenhai am Rio Grande
an seinem nassen Kaffee profitiert,
werden wir aus diesem reichen Lande
gleich nach Kanada exportiert.
Es gibt zuviel Weizen auf der Welt
und darum pro Tonne zu wenig Geld.
Die Nahrung könnte zu billig sein:
Drum muss der Weizen ins Feuer rein.
Immer rin, mein Junge,
Das hat einen Sinn, mein Junge.
Da steckt was hinter, mein Junge,
das wird ein Winter, mein Junge.
Proleten, packt eure Habe,
die reiche Ernte hat uns
die Preise verhunzt.
Brotfrucht ist Teufelsgabe.
Drum rin mit die Schrippen in die Feuersbrunst!
3. Sie werfen den Weizen ins Feuer,
sie schmeissen den Kaffee ins Meer.
Doch wann werfen die Säckeschmeisser
die fetten Räuber hinterher?
Siehst du, da steckt was hinter, mein Junge,
siehst du, das wird ein Winter, mein Junge,
wie er in deinem Leben nie wiederkehrt,

[Text: Julian Arendt, Ernst Busch

Melodie: Hanns Eisler

Aus dem proletarischen Film «Kuhle Wampe»].

Ein weiteres wichtiges Ereignis im Jahr 1929 war die Ernennung Heinrich Himmlers zum «Reichsführer der SS».

SA und SS waren die Privattruppen der NSDAP.

Die SA = Sturmabteilung war als politischer Kampfverband 1921 von Hitler ins Leben gerufen worden. Nach der Wiedergründung der NSDAP 1925 wurde sie als uniformierte (braunes Hemd, Hakenkreuzarmbinde) und bewaffnete Polizeitruppe ausgebaut. Als Bürgerkriegsarmee und Schlägertruppe fand sie besonders während der Weltwirtschaftskrise Zulauf

durch Arbeitslose und sozial Entwurzelte. Bereits 1930 hatte sie fast 200'000 Mitglieder. Nach der Machtübernahme erreichte die SA ihre grösste Bedeutung, als sie durch Ausübung von Terror die Organisationen der Arbeiter zerschlug. Zahlreiche SA-Männer machten sich bei der «Reichskristallnacht» und im Bereich der Konzentrationslager vielfacher Verbrechen schuldig. Später nahm die Bedeutung der SA zugunsten der SS ab.

Die SS = Schutzstaffel war 1925 als Eliteorganisation der NSDAP entstanden, und war mit Schutz- und Sicherungsaufgaben der Partei und ihres Führers Hitler betraut. 1929 hatte die SS 280 Mitglieder: Bewerber mussten mindestens 1,80 m gross sein und einen Stammbaum bis ins Jahr 1750 nachweisen. Die SS verfügte später über eigene Schulen (Napola, Junkerschulen) und Erholungsstätten. Die SS wurde entscheidend durch Heinrich Himmler geprägt.

Heinrich Himmler (1900-1945) war 1923 der NSDAP beigetreten, und hatte am Hitler-Putsch teilgenommen. Er galt nach Hitler und neben Hermann Göring als mächtigster Repräsentant des nationalsozialistischen Herrschaftssystems. In den folgenden Jahren baute er das Terrorsystem von SS und Gestapo (Geheime Staatspolizei) aus, indem er staatliche und Parteiorgane verband. Himmlers Volkstumspolitik fand ihren Höhepunkt in der radikalen Durchsetzung der «Endlösung der Judenfrage».



Kaffee wird als Brennstoff in einer Brauerei in Rio de Janeiro benutzt.

1930

Die schnell steigenden Arbeitslosenzahlen brachten der deutschen Regierung kaum noch zu bewältigende Probleme. Eine sonst eher nebensächliche Frage, nämlich die Finanzierung der Arbeitslosenversicherung und damit des gesamten Staatshaushaltes führten zum Sturz der Regierung Hermann Müller. Mit dem Kabinett Hermann Müller war nicht nur die Grosse Koalition gestürzt, sondern die letzte vom Parlament getragene Regierung der Weimarer Republik.

Hitler, der sich in öffentlichen Reden für die deutschen Arbeiter stark machte, verhandelte längst heimlich mit den Industriellen an Rhein und Ruhr. Diese wussten, dass Hitler das Deutsche Reich, wenn er an der Macht war, in die «nationale Erneuerung» führen wollte, von der sie sich die Erfüllung ihrer eigenen Wünsche und Interessen versprachen.

«Wenn auch die Unterstützung Hitlers durch deutsche Industrielle nicht überschätzt werden darf – Hitler war keineswegs, wie es die kommunistische Partei damals und heute behauptet, ein «Produkt» der deutschen Schwerindustrie –, so muss doch auf die beträchtlichen Zahlungen einzelner Industriemagnaten hingewiesen werden. Kirdorf zahlte zwischen 1930 und 1933 600'000-700'000 Reichsmark an die NSDAP; Flick und Vogler förderten die Partei ab 1932, Sir Henry Deterding, der Herr des Shell-Konzerns, schon ab 1930.

Hugenberg liess Hitler von den ihm zufließenden politischen Geldern der grossen Industriekonzerne jährlich etwa ein Fünftel zukommen. Schacht knüpfte für Hitler Verbindungen zur Kommerz- und Privatbank sowie zur Deutschen Bank. Sie alle finanzierten, in der Hoffnung, mit Hitler besser über die Schwierigkeiten der Wirtschaftskrise hinwegzukommen, die grossen Wahlkämpfe der Partei, namentlich des Jahres 1932. Thyssen, schon vor 1923 mit der NSDAP verbunden, ermöglichte Hitler darüber hinaus den Bau des Braunen Hauses in München.»

[A. Hillgruber]

In Deutschland gab es in diesem Jahr schon 4,4 Millionen Arbeitslose. Viele Frauen mussten daher für den Unterhalt ihrer Familien aufkommen. Wie gross die Armut in Deutschland war, ist für junge Leute, denen der Konsum heute eine Selbstverständlichkeit geworden ist, kaum noch zu begreifen. Der Bericht einer achtundvierzigjährigen Frau mag die damals herrschende Armut verdeutlichen.

«Durch Arbeitslosigkeit meines Mannes bin ich zu der Erwerbstätigkeit gezwungen. Um nicht in allzu grosse Notlage zu geraten, muss ich zum Haushalt meiner Familie, welche aus meinem Mann, drei Kindern im Alter von 3 bis 13 Jahren und mir besteht, beitragen. Mein Wohnort liegt im Kreise Zeitz, die Arbeitsstelle ist eine Wollkämmerei, in welcher ich Putzerin bin. Da ich fast eine Stunde Bahnfahrt habe, stehe ich früh um ½ 5 Uhr auf. Der Zug fährt 5.10 Uhr ab, kommt 5.55 Uhr am Arbeitsort an. Da unsere Arbeitszeit um 6 Uhr beginnt, muss ich vom Bahnhof bis zur Fabrik einen Dauerlauf machen, um zur rechten Zeit zur Stelle zu sein. Dort putze ich bis 14.15 Uhr Krempelmaschinen. Der Zug, mit welchem ich fahren kann, fährt erst 17.13 Uhr. Ich muss mich so lange auf dem Bahnhof aufhalten. Bin um 18 Uhr zu Hause. Nun gibt es noch daheim zu schaffen. Das Essen fertig zu kochen, für den nächsten Tag vorzubereiten, bei den Kindern die Sachen nachsehen, ob sie noch ganz und sauber sind. Wenn man den ganzen Tag nicht da ist, wird noch ein bisschen mehr gebraucht, weil die kleinen Schäden nicht so beachtet werden können. Am Abend ist man auch von der langen Zeit müde und abgespannt, und die Sachen, Wäsche und Strümpfe, müssen sonntags ausgebessert werden. Manchmal muss ich noch meinen Schlaf opfern, da ich Partei- und Arbeiterwohlfahrtsversammlungen besuche und letztere sogar als Vorsitzende leiten muss. Am Sonnabend bin ich um dieselbe Zeit zu Hause. Da gehe ich erst einmal in den Konsumverein einkaufen, um für die ganze Woche Lebensmittel zu haben. Alle vier Wochen habe ich grosse Wäsche für meine Familie allein zu waschen. Am Abend vorher mache ich dazu alles soweit fertig, um Sonntagmorgen beizeiten anfangen zu können. Sonst beginnt der Sonntag um 7 Uhr. Da gibt es zu tun mit dem Reinemachen der Wohnung und dem Ausbessern der Kleidungsstücke. Dabei wird das Mittagessen bereitet. Um 14 Uhr beginnt dann für mich der Sonntag. Er wird mit dem Besuch einer Arbeiterveranstaltung oder mit einem Spaziergang beendet. So geht es tagaus, tagein, Woche für Woche, der Tag der Arbeiterfrauen. Proletarierlos.» E. B., L., 48 Jahre.

Hitler sprach ständig von Arbeitsbeschaffung, und dass er die Arbeitslosen von der Strasse bringen wollte. Dieses Versprechen war einer der Gründe, warum bei den Reichstagswahlen von 1930 Hitler und seine Partei praktisch als Sieger hervorgingen. Das Wahlergebnis vom 14. 9. 1930 brachte im Reichstag folgende Machtverschiebung: während die SPD kaum

Sitze verlor, wuchs die kommunistische Partei von 54 auf 77 Sitze an, und die Nationalsozialisten kletterten sogar von 12 auf 106 Sitze.

Der enorme Aufschwung der NSDAP bedeutete nicht, dass Millionen von Wählern die NS-Weltanschauung vertraten, sondern vor allem die Verneinung der bestehenden Verhältnisse.

Hitler und seine Freunde feierten diesen Wahlsieg als «Durchbruch». Viele Wähler der bürgerlichen Rechtsparteien, vor allem die Deutschnationalen, hatten sich aus Enttäuschung über deren Politik den Nationalsozialisten zugewandt. Das parlamentarische System war nun in seinen Grundfesten erschüttert.

In einem Privattelegramm der «Frankfurter Zeitung» nach der Reichstagswahl wird die politische Situation beschrieben:

« . . . Soweit man bis in die frühen Morgenstunden urteilen kann, haben sich über ein Dutzend Millionen von deutschen Wählern gegen das herrschende parlamentarische System und gegen die Politik ausgesprochen, die bisher durch die Mittel der Demokratie betrieben worden ist. Über ein Drittel der Abgeordneten kommt für eine Regierungsarbeit überhaupt nicht in Frage – sie sind der Feind jeder parlamentarischen Regierung. Das ist ein schlimmer Zustand.»

Die Naziabgeordneten brachten einen bis dahin nie gekannten Ton in das Parlament: rüde, obszön, brutal. Redner der Opposition und auch der Regierungskoalition wurden niedergeschrien, es gab sogar Prügeleien und jede parlamentarische Arbeit wurde praktisch blockiert.

Aber nicht nur die Arbeitslosenzahlen waren mitentscheidend für den Stimmungsumschwung zugunsten Hitlers, auch der «Ulmer Reichswehrprozess» trug dazu bei.

Vor dem Reichsgericht in Leipzig, dem höchsten deutschen Gericht, vergleichbar dem heutigen Bundesgerichtshof in Karlsruhe, waren drei Offiziere der Ulmer Reichswehrgarnison wegen «nationalsozialistischer Zersetzungsarbeit» in der Reichswehr des Hochverrats angeklagt, und zu achtzehn Monaten Festungshaft verurteilt worden. Adolf Hitler, der als Zeuge nach Leipzig geladen war, erklärte in seiner Aussage, die eigentlich eine propagandistische Rede war, er werde nur mit legalen Mitteln die Macht anstreben. Er werde weder einen Putsch noch einen Staatsstreich unternehmen, doch liess

er keinen Zweifel daran, dass er dann mit der Weimarer Republik Schluss machen und alle internationalen Verträge zerreißen werde. «Dann», so sagte er wörtlich «werden Köpfe rollen». Dieses, später «Legalitätseid» genannt, war Musik in den Ohren der Bürgerlichen, die sich nie mit der jungen Weimarer Republik abgefunden hatten, und stets nach einem «starken Mann» Ausschau hielten.

«Ich habe in der ganzen Zeit die Auffassung vertreten, dass jeder Versuch der Zersetzung der Reichswehr Wahnsinn wäre. Wir haben alle kein Interesse daran, dass die Reichswehr zersetzt werde [. . .]

Für diese Fragen gelten ausschliesslich meine Befehle. Meine gesamten politischen Gegner und der Staat können meine Reden und Anweisungen kontrollieren. Überdies steht über allen meinen Befehlen der Grundsatz: Wenn die Anordnung gegen die Gesetze verstösst, darf sie nicht ausgeführt werden. Ich habe bei Nichtbefolgung meiner Befehle auch stets augenblicklich durchgegriffen. Zahlreiche Parteigenossen sind deshalb ausgeschlossen, zu ihnen gehört auch Otto Strasser. Otto Strasser hat tatsächlich mit dem Gedanken der Revolution gespielt. Ich habe mich damit niemals einverstanden erklärt [. . .]

Ich darf Ihnen aber versichern: wenn die nationalsozialistische Bewegung in ihrem Kampf siegt, dann wird auch ein nationalsozialistischer Staatsgerichtshof kommen, und der November 1918 wird seine Sühne finden, und es werden auch Köpfe rollen! [. . .]

Vorsitzender: Wie denken Sie sich die Errichtung des Dritten Reiches?

Hitler: Die Verfassung schreibt nur den Boden des Kampfes vor, nicht aber das Ziel. Wir treten in die gesetzlichen Körperschaften ein und werden auf diese Weise unsere Partei zum ausschlaggebenden Faktor machen. Wir werden dann allerdings, wenn wir die verfassungsmässigen Rechte besitzen, den Staat in die Form giessen, die wir als die richtige ansehen.

Vorsitzender: Also nur auf verfassungsmässigem Wege?

Hitler: Jawohl.»

Die Zuhörer im Gerichtssaal spendeten Hitler Beifall. Deutschland war für das Ausland nicht zuletzt durch diese Worte Hitlers innenpolitisch kein stabiles Land mehr. Das internationale Kapital fürchtete Hitler und zog Kapitalbeteiligungen aus Deutschland zurück. Die Folge war, dass die

Arbeitslosigkeit noch weiter anstieg, und das Elend weiter zunahm.

Kurt Tucholsky, dem vorgeworfen worden war, er habe in einem Gedicht die deutschen Soldaten «Schweine» genannt, gab in seiner Antwort eine exakte Schilderung des vergifteten politischen Klimas in Deutschland:

Und da gebe ich denn zu, diese Dinge bei ihrem wahren Namen genannt zu haben. Es heisst in einem Gedicht: «Drei Minuten Gehör!»:

Ihr wurdet geschliffen. Ihr wurdet gedrillt.
Wart ihr noch Gottes Ebenbild?
In der Kaserne – im Schilderhaus
wart ihr niedriger als die schmutzigste Laus.
Der Offizier war eine Perle,
aber ihr wart nur «Kerle»!
Und noch im Massengrab wart ihr die Schweine,
die Offiziere lagen alleine.

Man muss schon von Hitler mit einem Industrie-Scheck vor den Kopf gehauen sein, um nicht zu begreifen, was hier gesagt ist.

Ihr wart die Schweine –
nämlich für die, die euch so genannt haben!

Und wer hat euch so genannt?

Die deutschen Offiziere.

Nicht einer, Hundert, Tausend, Zehntausend ... für sie gehörte es zum guten Ton, von den «Kerlen», den «Schweinen» zu sprechen.

Ich halte mit meinen pazifistischen Gesinnungsfreunden die Bezeichnung «Frontsoldat» an sich noch für keinen Ehrentitel. Die Frontsoldaten aller Nationen haben sich ihr schreckliches und sinnloses Erlebnis nicht ausgesucht; man hat sie mit einer Gewalt dazu gepresst, die, kommt sie von den Bolschewiken, die Welt aufheulen lässt. Es gab unter diesen Frontsoldaten: echte Helden, nachgemachte Helden, anständige Kerle, Stumpfböcke, Verbrecher, verkleidete Fabrikbesitzer, arme Luder – alles gab es.

Aber Deutsche, die so auf Deutschen herumhacken, wie das die Nazis in die deutsche Politik eingeführt haben (denn sie haben es getan und nicht die Kommunisten) – so etwas hats nicht gegeben.

In Wiesbaden bin ich nach der Vorlesung an den Nazis vorbeigefahren; sie standen da und stiessen ihren Original-

schlachtruf aus: «Huuu –!» und sie warfen mit Steinen und alten Brocken und waren überhaupt furchtbar mutig. Ich war nämlich einer und sie waren eine Herde. Ich sah in ihre Augen: verhetzt, verdummt, verbrüllt. . . und keine Idee dahinter.

Jedem Pazifisten die Ehre abschneiden; hinter den Republikanern her sein wie die Wölfe; das politische Leben vergiften; Minister mit Personalstunk bekämpfen; Strassen durchbrüllen und Fensterscheiben zerschmeissen; nach einem missglückten Putsch vor; nichts wissen und alles abschwören; vor Gericht kneifen ... wie nennt man solche Leute –?

Was die deutschen Frontsoldaten angeht –: *sie* sind keine Schweine gewesen.

Tucholsky (1890-1935, Selbstmord in Schweden) war einer der bedeutendsten linksstehenden Publizisten der Weimarer Republik. Er schrieb unter verschiedenen Pseudonymen, vor allem in der Zeitschrift «Die Weltbühne». Er hatte scharf beobachtet: die SA-Männer waren nur in der Masse mutig, allein waren sie feige, da sie keine politischen Argumente hatten. Ihr Instrument war die Gewalt, nach dem bekannten Motto: «Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein.»

Tucholsky war nicht der einzige, der die braune Gefahr erkannte und beschrieben hat, und der vor Hitler warnte, weil er dessen Ziele langst durchschaut hatte. Viele deutsche Schriftsteller sahen die Katastrophe und schrieben offen darüber.

Auch die kommunistische Partei hatte Hitler als Gefahr Nummer eins erkannt, das Politbüro des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Deutschlands veröffentlichte im Jahre 1930 eine Resolution gegen den Faschismus.

«IV. Der Kampf gegen den Faschismus muss als politischer Massenkampf auf breitester Grundlage geführt werden [. . .]

V. Dieser Kampf muss auf ideologischem Gebiet geführt werden durch die rücksichtslose Entlarvung der betrügerischen Phrasen des Faschismus über seinen angeblichen «Kampf gegen den Young-Plan», seinen angeblichen «Kampf gegen den Kapitalismus», seine angebliche «Arbeiterfreundlichkeit». Gegenüber diesen Phrasen muss die Partei die tatsächliche Politik des Faschismus enthüllen [. . .]

VI. [. . .] Die beginnende Zersetzung unter der werktätigen Gefolgschaft der faschistischen Bewegung, die zweifellos zu-

nimmt, macht eine Differenzierung zwischen den faschistischen Führern und den irreführten Massen ihrer Anhänger notwendig. Daher ist die schematische Anwendung der Losung – Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trifft!« im gegenwärtigen verschärften Stadium des Kampfes unzweckmässig. Die Hauptlosung muss in der gegenwärtigen Situation der politische und wehrhafte Massenkampf des Proletariats und aller Werktätigen gegen den Faschismus mit dem Ziele seiner vollständigen Vernichtung sein.»

[Aus der Resolution des Politbüros des ZK der KPD vom 4. Juni 1930]

1931

Mitte des Jahres musste ich wieder zu meinen Grosseltern ins Fichtelgebirge zurück. Es hatte Streit mit dem Bauern gegeben, weil meine Mutter nicht wollte, dass ich als Fünfjähriger auf den Wiesen mit einem Rechen Heu wendete oder den Kuhstall ausmistete.

Einer meiner Onkel trug inzwischen eine Hakenkreuzbinde am Arm, eine Uniform konnte er sich nicht leisten. Er hatte sich der SA angeschlossen. Ein anderer Onkel war Mitglied der SPD geworden, während meine Grossmutter nach wie vor mit den Deutschnationalen sympathisierte.

In der Wohnstube hing ein grosses Bild vom Reichspräsidenten von Hindenburg. Auf mich wirkte er mit seinem grossen Schnurrbart furchteinflössend, und ich fühlte mich in dem Zimmer dauernd beobachtet.

Aber beide, sowohl der sozialdemokratische Onkel als auch der nationalsozialistische waren arbeitslos, oder wie man heute sagen würde, Gelegenheitsarbeiter.

In unserer Familie wurde viel darüber gestritten, ob die Nazis oder die Sozis die besseren Deutschen wären. Das nahm manchmal groteske Formen an: gab es sonntags kein Fleisch, dann sagte mein Nazionkel, daran wären die Sozis, diese vaterlandslosen Gesellen schuld, gab es Fleisch, dann sagte mein Nazionkel, das werde es jeden Tag geben, wenn Hitler erst einmal an der Macht wäre. Diese «Argumentation» konnte man auch umdrehen. Aber es war nicht so, dass sich etwa meine Onkels geprügelt hätten, schliesslich waren sie Brüder, und nur innerhalb der eigenen vier Wände brüllte man sich an. Die Grossmutter schlichtete den Streit oft und doch blieb jeder bei dem Deutschlandbild, wie es seine Partei propagierte.

Mein Grossvater hielt sich meist aus diesen Auseinandersetzungen heraus. Nur wenn es ihm zu bunt wurde, sagte er manchmal ironisch: «Ich weiss nur, dass drei Pfund Rindfleisch eine gute Suppe geben.»

Mein Grossvater war Pferdekehrer bei einem Bauunternehmer. Damals gab es kaum, zumindest nicht in ländlichen Gegenden, Fuhrunternehmen mit Lastwagen. Pferdegespanne beherrschten das Strassenbild. Ich war immer froh, wenn ich mit in den Pferdestall durfte. Wenn ich manchmal aufgeregt

den Motorrädern hinterher sah, sagte mein Grossvater: «Denk dran Bub, Pferde riechen, Autos stinken.»

In Deutschland stellte man in diesem Jahr die Weichen politisch noch mehr nach rechts. Die «Harzburger Front» wurde gebildet aus NSDAP, Deutschnationalen und Stahlhelm. Hugenberg als Initiator bildete damit eine Einheit der Rechten gegen die Republik. Hitler war dabei sein wichtigster Partner. Die «Harzburger Front» forderte: «. . . entschlossen, unser Land vor dem Chaos des Bolschewismus zu bewahren, unsere Politik durch wirksame Selbsthilfe aus dem Strudel des Wirtschaftsbankrotts zu retten . . . erklären wir: wir sind bereit, im Reich und in Preussen in nationalgeführten Regierungen die Verantwortung zu übernehmen . . . wir verlangen die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit und Rüstungsausgleich . . .» Solche Sprüche kamen beim Volk gut an, denn zu diesem Zeitpunkt gab es inzwischen schon 5,66 Millionen Arbeitslose. Vor Fabriken, Arbeitsämtern, Läden und sonstigen öffentlichen Gebäuden standen die Menschen Schlange um Arbeit zu bekommen, auch wenn es nur für ein paar Tage oder gar nur für ein paar Stunden war, jede Arbeit wurde angenommen.

Als Gegenstück zur «Harzburger Front» bildete sich die «Eiserne Front». Eine Vereinigung von Sozialdemokraten, Gewerkschaftlern, Arbeitersportvereinen und dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold; also eine Linksvereinigung, die die Kommunisten allerdings nicht mit einbezog.

Die Kommunisten besaßen im «Roten Frontkämpferbund» eine eigene Organisation, die nach ihrem Verbot im Mai 1929 illegal weitergeführt wurde. 1930 hatte er über 100'000 Mitglieder (davon 50% Angehörige der KPD), und wurde von Ernst Thälmann geführt. Es ist offen, ob die Geschichte einen anderen Verlauf genommen hätte, wenn sich beide Gruppierungen vereint hätten. Dieser Linksblock hätte jedenfalls die Mehrheit gehabt, und damit die Möglichkeit, Hitler mit parlamentarischen Mitteln von der Machtübernahme fernhalten zu können.

Zur Gründung der «Eisernen Front» äussert sich Carl von Ossietzky nicht ohne skeptische Vorbehalte:

«Eiserne Front

Ein neues Schlagwort soll jetzt, nach Beendigung des weihnachtlichen Burgfriedens, seine Wirkung erweisen. Die ‚Ei-

serne Front» der Republikaner formiert sich. Die SPD, das Reichsbanner, Gewerkschaften verschiedener Richtung, republikanische Bünde, sie alle wollen sich zur Abwehr des Faschismus zusammenschliessen. Die Front ist lang, daran ist kein Zweifel, wie tief sie geht, welches ihre ideellen Reserven sind, das lässt sich noch nicht leicht abschätzen. Einige Abschnitte der Front, dort wo Arbeiter stehen, verdienen wohl wirklich eisern genannt zu werden, andre sind aus biegsamem Stoff gemacht und einige nicht besser als Pfannkuchenteig. Auf Ausdauer, auf Nachschub kommt alles an. Die Politik steht in einer Epoche von Materialschlachten.

Es ist nicht leicht, zu einer Bewegung kritisch Stellung zu nehmen, der jedes gute Glück zu wünschen ist. Der Einzelne, der zur Aktivität gegen den Faschismus gewillt ist, darf nicht entmutigt werden.» (...)

«Es ist eine Illusion, den Faschismus «abwehren» zu wollen. Man muss ihn auf seinem eigenen sozialen Terrain angreifen. Wenn die Parteien der Arbeiterklasse das endlich begriffen haben, erst dann werden wieder proletarische Kräfte in Deutschland entstehen, die Geschichte machen, anstatt sie zu bremsen.»

Carl von Ossietzky (1889-1938) war Schriftsteller und ein leidenschaftlicher Pazifist und Humanist. Ab 1927 leitete er die Zeitschrift «Die Weltbühne». 1936 erhielt er den Friedensnobelpreis, den er auf Befehl Hitlers nicht annehmen durfte. Zwei Jahre später starb er an den Folgen seiner Haft in deutschen Konzentrationslagern.

Hitler hatte bei der Gründung der «Harzburger Front» verkündet: «. . . Niemand wünscht den Frieden mehr, als die nationale Opposition, wenn aber im harten Wettkampf die Interessen der Welt sich gegenseitig kreuzen, kann kein Volk verzichten, seine eigenen Kräfte in die Waagschale zu werfen. Kein Staatsmann kann den Frieden im Zustand der Wehrlosigkeit erhalten . . .» Bis ans Ende hat Hitler immer von Frieden geredet. Im ersten Satz sprach er von Frieden, im zweiten von Aufrüstung, im ersten von Versöhnung, im zweiten von Krieg, im ersten von Bündnis, im zweiten von Verrat, und trotzdem lief ihm fast ein ganzes Volk nach.

Die meisten, zum Teil auch meine Familie, waren sich wahrscheinlich über die Folgen nicht im Klaren, die Ernst Niekisch 1931 in seinem Buch «Hitler, ein deutsches Verhängnis» prophetisch beschrieb. Sie jubelten denen zu, die ihnen Arbeit

und Brot versprochen. Hitlers Schriften lasen sie nicht, sie stellten das Radio ab, wenn er sprach, aber viele liefen ihm deshalb nach, weil er von den «Grossen», den Fabrikherren und Industriellen getragen wurde. Bei diesen war Hitler längst salonfähig geworden. Seine Politik versprach Produktion, also Profit. Durch sein Bündnis mit den Industriebossen setzte er sich über die Interessen der deutschen Arbeiter hinweg. Industrie und Hochfinanz waren auf Hitlers Kurs eingeschwenkt. Das beste Beispiel dafür ist eine Rede, die der Industrielle Carl Friedrich von Siemens bei einem Essen der «General Electric Company» in New York am 27.10.1931 hielt. Er stellte Adolf Hitler den Amerikanern als einzige Alternative für Deutschland hin, mit dem man in Zukunft paktieren müsse.

«. . . Kommunismus und Hitler-Bewegung wachsen stark, aber zwischen beiden ist folgender grundsätzlicher Unterschied: der erste will seine Ziele durch revolutionäre Massnahmen, das heisst Barrikaden und Bürgerkrieg, erreichen; wenn es dazu kommt, wird die Entscheidung auf der Strasse fallen. Der andere will sein Ziel durch gesetzliche Massnahmen, das heisst durch den Stimmzettel, verwirklichen. Doch will er sich dagegen sichern, dass die Ereignisse der November-Tage 1918, wo die Revolutionäre keinen Widerstand auf der Strasse fanden, nicht wiederkehren. Die militärische Macht des Staates ist zu schwach, um die Feuer zu löschen, wenn sie an vielen Stellen in Deutschland gleichzeitig ausbrechen sollten. [...]

Es wird nicht genügend gewürdigt, dass es die Selbstlosigkeit seiner Bewegung und die hohen nationalen Ideale sind, welche namentlich die Jugend aller Klassen zu seiner Fahne ziehen.

[. . .]

Die Wurzel der Hitlerschen Bewegung ist der Kampf gegen den Sozialismus, das heisst gegen den Marxismus [...]. Sie in den Vereinigten Staaten, [...]. werden besser als irgendein anderer verstehen, dass ein gesundes und kräftiges Deutschland notwendigerweise ein geeintes nationales Deutschland sein muss [...].

Hitlerismus, oder – wie wir es nennen – Nationalsozialismus, ist in keiner Beziehung eine monarchistische Bewegung. Nach meiner Ansicht gehört die Monarchie in Deutschland für immer der Geschichte an. Aber er ist gegen die ungezügelte Vorherrschaft des Parlamentarismus gerichtet, wie sie leider in unserer Verfassung vorgesehen ist. Das deutsche Volk [...]. ist für diese Form der Demokratie nicht reif [...].»

Der Pakt von Schwerindustrie und NSDAP ist Gegenstand des Industrieromans «Union der festen Hand» von Erik Reger (1893-1954). Dieses Buch, eines der wichtigsten literarischen Dokumente der Weimarer Republik, schildert am Beispiel der Krupp-Werke die Geschichte der Arbeiterbewegung und ihrer grossindustriellen Gegenspieler von 1918 bis 1929. Obwohl der Autor das Buch «Dem deutschen Volk» gewidmet hatte, und es mit dem angesehenen «Kleistpreis» ausgezeichnet wurde, fand es 1931 bei einem breiten Leser-Publikum so gut wie kein Echo.

Seit Kurzem ist dieses Buch wieder erhältlich. Es kann dazu beitragen, ein Stück Geschichte kennenzulernen: die Geschichte der Besiegten, also des Volkes. Denn die Geschichte des Volkes wird auch von Schriftstellern geschrieben, nicht nur von Historikern, denn die Schriftsteller gehören auch zu den Besiegten, zumindest sind sie keine Sieger. Nicht selten waren sie Verfolgte, Ausgestossene, Verfemte, Geprügelte.

Regers Buch hätte vielleicht vielen die Augen öffnen können, wenn es die Leser gefunden hätte, die der Autor sich wünschte. Ich kann nicht mehr genau sagen, was und ob in unserer Familie gelesen wurde. Mein Vater las zumindest die Bibel. Er hatte sich einer religiösen Gruppe angeschlossen, die sich «ernste Bibelforscher» nannte, und die nach dem Zweiten Weltkrieg als «Zeugen Jehovas» bekannt wurde. Sie waren und sind entschiedene Militärdienst- und damit Kriegsdienstverweigerer. Wer damals aber das Gewehr ablehnte, galt als Staatsfeind.

Hitler hat sie später alle in Konzentrationslager gesteckt – auch meinem Vater sollte dieses Schicksal nicht erspart bleiben.

Mein Grossvater las den Bauernkalender. Bücher gab es kaum bei uns, wenn, dann waren es billige Liebesromane. Zeitungen aber wurden verschlungen. Man riss sie sich morgens beim Frühstück aus der Hand, jedoch weniger um sich politisch zu informieren. Das geschah nur am Rande durch die Schlagzeilen. Nein, jeder wollte nur die Stellenangebote durchgehen, um zu sehen, ob für ihn etwas dabei war. Wurde eine Stelle angeboten, die dem erlernten Beruf entsprach, schwangen sich meine Onkel und Tanten auf ihre Fahrräder, um als erste vorzusprechen. Nicht selten fuhren sie 20-30 km weit, um dann festzustellen, dass schon Hunderte vor dem Tor warte-

ten oder aber die Stelle längst vergeben war.

Ihnen blieb wiederum nur das Warten auf den nächsten Tag, auf die nächste Zeitung, und alles begann wieder von vorn. Jahrelang.

Nur mein Grossvater hatte Arbeit, ein ruhiger und bedächtiger Mann. Er war so ruhig wie seine beiden schweren Gäule, die er jeden Morgen um sieben aus dem Stall holte.

1932

Eigentlich hätte ich in diesem Jahr in die Schule kommen müssen, da aber der Schulbeginn damals zu Ostern war, und ich Ende Mai geboren bin, wurde ich um ein Jahr zurückgestellt. Mir selbst, meinen Eltern und Grosseltern machte das wenig aus. Hinter den Häusern begann unmittelbar der Wald, wo wir Kinder uns auskannten. Wir wussten, wo wir sicher waren und wo Gefahren lauerten. Es war eine friedliche Kinderwelt, die Freiheit schien uns grenzenlos. Sorgen kannten wir nicht, und die Sorgen der Eltern oder Grosseltern begriffen wir noch nicht. Auch wenn zu Hause Not herrschte, wartete immer ein Stück Brot mit selbstgemachter Butter, ein Topf Milch oder eine dünne heisse Suppe auf uns. Mehr hätten wir nicht beansprucht, da wir nichts anderes kannten.

Wenn ich wir sage, dann meine ich, dass ja nicht nur bei uns zu Hause Armut herrschte, sondern bei allen in unserer Nachbarschaft.

Im Sommer trugen wir Jungen nur Lederhosen, die man nicht zu flicken brauchte, aber weil sie nie gewaschen oder gereinigt wurden, begannen sie bald zu stinken. Wir trugen Holzschuhe, die mein Vater mir schnitzte, im Sommer liefen wir barfuss. Nach der Weisheit armer Leute schütze eine ledrige Hornhaut an den Füßen besser als Schuhe. Wir spürten die Steine auf den Wegen nicht mehr, und nicht die Stoppeln auf den Feldern, wenn wir bei der Ernte mithelfen mussten. Wir Kinder bekamen von den Bauern für unsere Arbeit Kartoffeln, Milch oder Eier, die wir sonst hätten bezahlen müssen. Die Häuser der Reichen – das waren für uns die Fabrikdirektoren, Rechtsanwälte und Ärzte – hatten wir immer nur von aussen gesehen.

Meine Tante arbeitete als Dienstmädchen bei dem Direktor einer Porzellanfabrik. Wenn sie Ausgang hatte und nach Hause kam, erzählte sie von dem Leben der Reichen. Für mich waren das Wunderdinge, ihre Erzählungen kamen gleich nach dem Märchen vom Schlaraffenland. Sie erzählte von verschiedenen Weinsorten, die zu verschiedenen Speisen serviert wurden, sie sprach von Pasteten, Fasanen, Wachteln, Weissbrot, und ich stellte mir immer wieder vor, ich würde mit an dem Tisch sitzen, auf dem meine Tante all diese Kostbarkeiten ausbreitete. Ich bewunderte meine Tante, ich

verehrte sie, und beschloss, sie zu heiraten, wenn ich älter geworden war.

Es war wie im Märchen, und immer, wenn ich an der Villa des Direktors vorbei musste, die in einem weitläufigen Garten durch Bäume und Sträucher versteckt lag, dachte ich, dort drinnen sei das Schlaraffenland, in das man aber nur dann hineinkam, wenn man sich erst einmal durch einen Berg von Kuchen gegessen hatte. Was ich natürlich gern auf mich genommen hätte.

Dieser Direktor, bei dem meine Tante Dienstmädchen war, ist Ende der dreissiger Jahre in einem KZ umgekommen. Er war Jude.

Der Friede trog, die Freiheit trog. Im fernen Berlin gingen zwar noch nicht die Lichter aus, aber die dunklen Wolken wurden immer zahlreicher und sie hielten sich immer hartnäckiger.

Das Deutsche Reich hatte in diesem Jahr den höchsten Stand an Arbeitslosen, nämlich 6'128'429, deren Schicksal und Elend fast unbeschreiblich waren.

Täglich meldeten sich Millionen bei den Arbeitsvermittlungen, um wenigstens vorübergehend ein paar Mark zu verdienen. Überall im Reich gab es öffentliche Küchen, vor denen die Arbeitslosen mit ihren Frauen und Kindern standen und auf eine dünne Suppe warteten. Das war oft die einzige warme

Mahlzeit während des ganzen Tages.

In seinem Roman «Kämpfende Jugend» von 1932 beschreibt Walter Schönstedt die Stimmung unter den Arbeitslosen.

«Auf dem Nachweis für ungelernete Arbeiter des Bezirks Kreuzberg war ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Im Hausflur stand dick und wichtig der Portier Langscheidt. Im dritten Stock wurde gestempelt, im vierten war der Aufenthalts- und Arbeitsvermittlungsraum. Die Luft war überall stickig und verbraucht. Die Fenster waren nur in ihrem oberen Teil geöffnet. [. .]

«Heute wird's wohl keene Arbeit mehr geben, is ja schon elf Uhr.»

«Sag mal, Gustav, hast du schon mal gearbeitet?»

«Ick? Solange wie ick aus der Schule raus bin noch nich. Als Schulrabe ja. Ick wer wohl ooch keene mehr kriejen», sagte er ruhig. Und halb lachend, halb bedauernd fuhr er fort: «Und als

ich zehn Jahre alt war, hat der Alte gesagt: «Gustav, du wirst mal Rechtsanwalt!» Heute bin ick zu Hause bloss noch det «Sticke Mist».»

Kater kaute an einem Streichholz. «Det sin wir ja alle», sagte er so ganz nebenbei. «Aber lass man. Wern wir eben Verbrecher. Eeen andern Beruf jibs ja für uns nich mehr. Schade, dass du nich Rechtsanwalt bist, da hätt ick een billigen Verteidiger. ...»

Ein Mann mit schwarzer Hornbrille und schwarzem Lüsterjackett kam in den Saal. Alles sprang auf. Der Mann stellte sich auf das Podium und sah sich von oben die Leute an.

«Na los doch, Mensch! Lass uns nich so lange warten!»

«Immer ruhig, junger Mann, nicht wahr?»

Die Erwerbslosen standen dicht gedrängt um ihn herum und sahen zu ihm auf wie zu einem Lehrer, der interessante Geschichten zu erzählen hat. Er begann laut:

«Zwei Mann Zettel verteilen, Speisehaus Friedrichstrasse».

«Wieviel? Wieviel Mark die Stunde?»

«Das steht nicht bei. Jedenfalls handelt sich's um ein Speisehaus, und ein Mittagessen wird schon abfallen.»

«Oho! Det kenn wir, det Mittagessen! Pellkartoffeln und Sosse! Da jeht keener hin!»

«Was wollen Sie denn schon wieder? Sie können doch die Leute nicht von der Arbeit abhalten! – Also los: Wer will hingehen? Lohn nach Vereinbarung.»

Zwei alte Männer meldeten sich. Sie gaben ihre Stempelkarten ab und gingen still lächelnd fort. Spinne machte ein verächtliches Gesicht und stiess Gustav an: «Zettel verteilen! Det soll nu für unsereens Arbeit sin! Arbeitsburschenstellen kommen überhaupt nicht mehr raus. Dreck verfluchter!»

Jemand lachte ganz laut. Niemand drehte sich nach ihm um. Sechzig Erwerbslose warteten auf Arbeit. Aber keiner hatte Hoffnung. Der Mann mit der Brille tat immer wichtiger. Er wühlte geschäftig zwischen den Papieren in seiner Hand und kramte eine neue Vermittlungskarte vor. Es wurde wieder ruhig und die Augen der Wartenden wurden gespannt.

«Zwei Mann zum Teppichklopfen. Sie müssen das schon öfter gemacht haben. Stunde achtzig Pfennig. Es handelt sich um je zwei Stunden.»

Zehn, zwölf Leute drängten sich zur Mitte und hielten ihre Karten in die Luft. «Hier!» – «Icke!» – «Icke!» . . .

«Halt, nur zwei Mann. Wer ist länger als anderthalb Jahr arbeitslos?»

Das waren fast alle, die sich gemeldet hatten. Der Mann suchte zwei junge Leute aus und empfahl ihnen, gleich hinzugehen: Grossbeerenstrasse 58, bei Frau Schnacke.

„Pass off det Jeld off, det aus die Teppiche fällt!“ rief man den beiden nach.

Der Kreis um den Ausrufer wartete noch.

«Kommt denn heute noch wat raus?»

«Ja, das weiss ich nicht. Sie können ja warten. Sie haben ja so viel Zeit!»

„Du alter Tintenklöhn, det denkste dir ja bloss. Los, schwinge deine Scheissständer un kiek nach, ob neue Arbeet da ist! ..“

«Denkste wohl, weil du die Ruhe weg hast, haben wir ooch Zeit, wat? Ick muss noch nach de Wohlfahrt zum Kottbusser Damm!

Enttäuscht schlich jeder zu seinem Platz zurück. Sie wurden ja immer enttäuscht. Immer und überall. Enttäuscht und gedemütigt. Sie wurden herumgejagt mit nutzlosen Formularen, von einem Amt zum anderen, von Behörde zu Behörde. Manchmal nur wegen eines Stempels. Nur wenige murten. Sie frassen alles in sich hinein. Und das alles schwoll an zu einer gewaltigen Portion Hass und Wut.»

SA und SS terrorisierten immer brutaler die Menschen in Stadt und Land. Es gab regelrechte «Rollkommandos», die plötzlich auftauchten, Andersdenkende niederschlugen und wieder unerkant entkamen. Die Polizei war meist machtlos, und ausserdem gab es nicht wenige Polizeioffiziere, die versteckt oder auch ganz offen mit den Nazis sympathisierten. Auch mein SPD-Onkel kam eines Tages mit einer klaffenden Wunde an der Stirn nach Hause. Meine Grossmutter verband ihn und schimpfte ihn als Raufbold aus, denn für sie stand fest, dass nicht die Nazis schlugen, sondern nur die Sozis.

Gegen den braunen Terror setzte sich schliesslich die Reichsregierung zur Wehr. Sie verbot im April 1932 die SA und die SS, die schon eine Art Bürgerkriegstruppe geworden waren. Die Reichsregierung hatte das Verbot durch eine Notverordnung erlassen.

Mit Hilfe des Artikels 48 der Verfassung konnten Notverordnungen durchgesetzt werden, das hiess, die Regierung konnte eine vom Reichspräsidenten unterzeichnete Verordnung ohne Zustimmung des Reichstages, also des Parlaments, erlassen. Heinrich Brüning, der Reichskanzler und Führer der Zentrumspartei, regierte vorwiegend mit Notverordnungen.

Die Nazis trugen auf Grund des Verbots nun nicht mehr braune oder schwarze Hemden sondern weisse. Ihr Terror blieb jedoch derselbe.

Nach dem Verbot von SA und SS schrieb der ehemalige deutsche Kronprinz an den republikanisch gesinnten Reichswehr- und Innenminister Groener: «Es ist mir unverständlich, wie gerade Sie als Reichswehrminister das wunderbare Menschenmaterial, das in der SA und SS vereinigt ist und das dort eine wertvolle Erziehung genießt, zerschlagen helfen.»

Wer es noch nicht wusste, dem musste es seit diesem Tage klar sein, wo die entmachteten Nachkommen des deutschen Kaiserhauses standen: Bei Hitler und dem Militär – und dem «wunderbaren Menschenmaterial». Für Militaristen waren und sind Menschen immer nur Material.

Intrigen stürzten den Minister Groener, und mit ihm musste auch Reichskanzler Brüning gehen. Franz von Papen wurde Reichskanzler und bildete am 1.6. ein Kabinett der «nationalen Konzentration». Das Verbot von SA und SS wurde bereits am 14.6. wieder aufgehoben und der Terror der Nazis begann brutaler denn je.

Nach Aufhebung des SA- und SS-Verbots änderten die Nazis ihre Taktik. Sie versuchten nun in die Arbeiterviertel einzudringen, in die sogenannten roten Hochburgen, denn dort wählte die Mehrheit kommunistisch oder sozialdemokratisch. Die Folgen waren Strassenschlachten, die beinahe bürgerkriegsähnlichen Charakter hatten. Allein in Hamburg-Altona gab es bei Zusammenstössen am 17. Juli 19 Tote und 285 Verletzte. Man nannte diesen Tag später den «Blutsonntag» von Altona.

Die Nazis schreckten auch vor Mord nicht zurück. Folgendes Beispiel steht stellvertretend für die Methoden.

In einem Polizeibericht vom 10.8.1932 heisst es: «In der Nacht zum Mittwoch wurde in Potempa der kommunistisch gesinnte, 35 Jahre alte Konrad Pietrzuch ermordet. Gegen 11.30 Uhr drangen mehrere uniformierte SA-Leute, die in einem Personenkraftwagen nach Potempa gekommen waren, in das unverschlossene Zimmer ein, in dem Konrad Pietrzuch, sein Bruder Alfons und seine Mutter schliefen. Mit dem Ruf >Raus aus dem Bett, ihr verfluchten Kommunisten! Hände hoch!< zerrten sie Konrad Pietrzuch, der zusammen mit seinem Bruder Alfons in einem Bett schlief, von seinem Lager und misshandelten ihn schwer. Konrad Pietrzuch flüchtete in eine Kammer neben dem Zimmer. Sein Bruder Alfons erhielt einen Schlag auf den Kopf und trug eine stark blutende

Wunde davon. Einer der Täter stiess die Kammertür auf und gab aus seiner Pistole einen Schuss in die Kammer ab. Darauf verliessen die Täter das Haus. Die Mutter Pietrzuch begab sich darauf in die Kammer und fand ihren Sohn in einer Blutlache liegend tot auf. Einer der Täter wurde gleich nach der Tat festgenommen.»

Und was geschah weiter? Am 22.8.1932 wurden durch ein Sondergericht in Beuthen die fünf faschistischen Mörder zum Tode verurteilt. Sechs Wochen später begnadigte man sie zu lebenslanger Haft!

Nach dem Urteil schickte Hitler den Mördern ein Telegramm: «Meine Kameraden! Angesichts dieses ungeheuren Bluturteils fühle ich mich Euch in unbegrenzter Treue verbunden. Eure Freiheit ist von diesem Augenblick an eine Frage unserer Ehre. Der Kampf gegen eine Regierung, unter der dies möglich war, unsere Pflicht.»

Nach der Machtergreifung Hitlers wurden alle fünf freigelassen und mit einem Orden dekoriert, der sinnigerweise «Blutorden» hiess.

Die grossbürgerliche Zeitung «Hamburger Nachrichten», wohlgermerkt, keine Nazizeitung, schrieb über das Urteil von Beuthen: «Was in Beuthen abgeurteilt wurde, war ja kein Gewaltakt gegen einen deutschen Volksgenossen, sondern die Beseitigung eines polnischen Halunken, der zudem noch Kommunist war. Also ein zwiefacher Minusmensch . . . Hat man denn in deutschen Richterkreisen immer noch nicht begriffen, dass es sich im Osten um den Grenzkampf zwischen germanischen Edelmenschen und polnischen Untermenschen, um den Daseinskampf des deutschen Volkes handelt.» Es sei hier noch einmal gesagt, das schrieb nicht ein Nazihetzblatt, sondern eine bürgerliche Zeitung, die als seriös galt. Von diesen Worten bis zur Massenvernichtung von «Untermenschen» durch die «germanischen Edelmenschen» war nur noch ein Schritt. Ob die «Untermenschen» nun Juden waren, Russen, Polen, Zigeuner, Franzosen, Holländer, Ungarn, Rumänen – Recht auf Leben hatte nur der «Herrenmensch».

Die siebenjährige Amtszeit des Reichspräsidenten Hindenburg war in diesem Jahr abgelaufen. Es musste neu gewählt werden, und zwar direkt vom Volk – nicht wie nach der Verfassung der Bundesrepublik von der Bundesversammlung. Hitler wollte, ja er musste kandidieren, wenn er an die Macht

wollte. Er war aber noch immer kein deutscher Staatsangehöriger, sondern Österreicher.

Doch auch dafür wussten die Nazis Rat.

In Niedersachsen gab es seit 1931 die erste NS-Regierung. Diese ernannte Hitler zum Regierungsrat des Landes Braunschweig und machte ihn damit zum deutschen Staatsbürger. Mit Gesetzen sind die Nazis nie zimperlich umgegangen. Sie haben sich ihre Gesetze so zusammengebastelt oder bestehende Gesetze so zurechtgebogen, wie sie es brauchten. Rechtsbeugung war für die Nazis weder ein Verbrechen noch ein Vergehen. Alles war «legal» verlaufen, der Weg nach oben war nun auch in dieser Hinsicht geebnet.

Hitler, der vorgab, für Recht und Ordnung einzutreten, liess jedoch keinen Zweifel an seinen Zielen: «Die Gegner werfen uns vor, und mir insbesondere, dass wir intolerante und unverträgliche Menschen seien. Wir wollten gar nicht mit anderen Parteien arbeiten ... Ich habe hier eines zu erklären: Die Herren haben ganz recht, wir sind intolerant! Ich habe mir ein Ziel gestellt, nämlich die dreissig Parteien aus Deutschland hinauszufegen.»

Das bedeutete: den Einparteienstaat, die Ausschaltung jeglicher Opposition und letztlich die Diktatur.

Bei den Reichspräsidentenwahlen erhielt im ersten Wahlgang kein Kandidat die erforderliche absolute Mehrheit. Im zweiten Wahlgang erhielt Hindenburg 19,4 Millionen Stimmen und Hitler 13,4 Millionen Stimmen.

Da aber die Nazis mit 230 Abgeordneten im Reichstag sassen, wollte man sie an der Regierung beteiligen. Hitler lehnte es ab, nur Vizekanzler zu werden. Er wollte die ganze Macht und nicht nur zweiter Mann hinter Franz von Papen sein.

Auch Papen musste bald darauf seinen Hut nehmen und der militante General von Schleicher wurde am 2. Dezember Reichskanzler. Als sein Versuch scheiterte, ein neues politisches Bündnis mit den Nationalsozialisten, den Gewerkschaften und der SPD zu schliessen, trat er zurück.

Acht Wochen nach Schleichers Amtsantritt war Adolf Hitler Reichskanzler.

1933

In diesem Jahr kam ich Ostern in die Schule.

Es gibt noch ein Bild, das mich mit einer grossen Schultüte zeigt, die bei uns Zuckertüte hiess. Meine Zuckertüte war zu zwei Dritteln mit Papier vollgestopft. Nur oben lagen ein wenig Obst, Schokolade und Bonbons.

In der Klasse wollte natürlich jeder jedem in die Zuckertüte sehen. Ich lehnte ab, ein paar andere Jungen auch. Wir schämten uns, weil man tiefer als eine Handbreit nicht hineinsehen durfte, ohne das Papier zu bemerken.

Meine Grossmutter hatte mich in die Schule begleitet. Weder mein Vater noch meine Mutter hatten dafür Zeit. Meine Mutter bekam von ihrem Dienstherrn nicht frei und mein Vater lief irgendwo auf der Suche nach Arbeit herum.

Das war schon bitter für mich. Die anderen Kinder waren mit ihren Eltern gekommen oder doch wenigstens mit einem Elternteil. Einige Väter, die ihre Sprösslinge in die Schule begleiteten, kamen in der braunen Uniform der SA, denn wenige Wochen vorher war Adolf Hitler Reichskanzler geworden.

Er hatte die Macht ergriffen. Das Wort «Machtergreifung» blieb einer der stehenden Ausdrücke im Dritten Reich. Viele Reden Hitlers begannen hinfort mit der Einleitung: «Seit der Machtergreifung . . .» Er sah sich als eine geradezu übermenschliche Persönlichkeit, und stellte sich dem Volk als gottgesandt vor. Die Propaganda nützte diesen Nimbus weidlich aus. Worte wie: «Der von Gott gesandte Adolf Hitler, dessen Minister seine Apostel sind», waren keine Seltenheit. Hitlers grösste Stärke war seine rhetorische Begabung. Schon früh hatte er in den Kneipen und Biersälen von München sein Redetalent geübt, das buchstäblich die Basis seiner politischen Karriere bildete. Sein «heiliger Ernst», seine volksverführenden, volkstümlichen Worte, verbunden mit sarkastischem Spott und dem feierlichen Gehabe eines politischen Missionars verschafften ihm eine ungeheure Breitenwirkung. Er sprach aus, was seine Zuhörer insgeheim dachten, er wusste ihre Vorurteile und Sehnsüchte zu bekräftigen, und entliess sie in dem Glauben, einer neuen Wahrheit teilhaftig geworden zu sein.

Am 30. Januar 1933, nachdem Hitler vom Reichspräsidenten

von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt worden war, marschierten die braunen Marschkolonnen der SA mit Fackeln durch die nächtlichen Strassen. Sie sangen ihre Siegeslieder, aber auch ihre Marsch- und Hasslieder. Viele Menschen stellten Teekerzen in die Fenster, die damals Hindenburglichter hiessen.

Wie stark die SA-Gruppe in unserer Stadt war, weiss ich nicht genau. Aber dass mein SA-Onkel am Abend ebenfalls mit seinen Parteifreunden durch unseren Ort zog, daran erinnere ich mich. Ich stand mit den Nachbarjungen am Strassenrand und sah wie mein Onkel singend und mit einer Fackel in der Hand, vorbeimarschierte. Vielleicht war ich sogar stolz auf meinen Onkel, wer weiss, er trug nicht mehr nur die Armbinde, sondern eine braune Uniform, in der er mir richtig feierlich vorkam.

Was man zu Hause in der Familie dazu sagte, weiss ich nicht, wahrscheinlich war meine Grossmutter ebenso stolz wie meine Tante, die eine fanatische Hitler-Anbeterin war. Und mein Onkel sagte später oft stolz zu mir: «Maxi, jetzt kommt die neue Zeit.» Bis er von meinem Grossvater einmal einen Dämpfer bekam: «Sieh zu, dass du was verdienst und deiner Mutter nicht immer auf der Tasche liegst, auch in deiner neuen Zeit wird gearbeitet und nicht gefaulenzt!»

Der 30. Januar 1933 läutete, wie Hitler sagte, das «Tausendjährige Reich» ein. Wir wissen heute, dass es nur 12 Jahre alt geworden ist, und wie es geendet hat.

Der Anfang war praktisch schon das Ende.

Viele hatten das Ende vorausgesehen, wenn sie auch nicht ahnen konnten, wie schrecklich es ausgehen würde. Viele hatten gewarnt, aber die Mahner und Warner waren für einen Grossteil des deutschen Volkes, das sich an Fahnen, Uniformen, Marschmusik und Marschtritt berauschte, nur Miesmacher, linke Elemente, Nestbeschmutzer, Radikale oder Sympathisanten. Am 1. Februar gab Hitler seine Regierungserklärung ab. Erstmals aber nicht vor dem Reichstag, dem gewählten Parlament, sondern über den Rundfunk. Das war deutlich genug. Jeder wusste nun, dass Hitler kein Parlament mehr nötig hatte.

War diese Missachtung des Parlaments dem Volk eigentlich klar? Ich bezweifle es, zumindest meine Familie fand es richtig, dass Hitler nicht mehr vor diesen «Leuten», also den

Abgeordneten, sprach, sondern sich direkt an das Volk wandte. Meine Grossmutter empfand das als grossen Fortschritt, und ich weiss, dass sie von da ab von einem «Volkskanzler», nicht mehr vom Reichskanzler sprach.

Noch war Hitler nicht so mächtig, um allein und diktatorisch regieren zu können. Er brauchte Unterstützung bei der Industrie und der Hochfinanz.

Schon am 4. Februar traf er sich mit Industriellen in Köln, im Haus des Bankiers Schröder. Schröder sagte nach dem Krieg im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess aus: «. . . die allgemeinen Bestrebungen der Männer der Wirtschaft gingen dahin, einen starken Führer in Deutschland an die Macht kommen zu sehen ... als die NSDAP am 6.11.1932 (Reichstagswahl) ihren ersten Rückschlag erlitt und somit also ihren Höhepunkt überschritten hatte, wurde eine Unterstützung durch die deutsche Wirtschaft besonders dringend . . .»

Der Grossindustrielle Otto Wolff machte am 20.10.1933 eine Aufstellung der Spenden, die im Jahre 1931/32 von der Industrie an die Rechtsparteien gegeben wurden, davon allein an Hitlers Partei nahezu 180'000 Reichsmark.

Noch schwiegen die anderen grossen Parteien nicht zum Machtwechsel, die Kommunisten riefen zum Generalstreik auf, der allerdings nicht befolgt wurde:

«Die Kommunistische Partei Deutschlands wendet sich vor der gesamten proletarischen Öffentlichkeit mit diesem Aufruf zugleich an den ADGB, an den Afa-Bund, an die SPD und die christlichen Gewerkschaften mit der Aufforderung, gemeinsam mit den Kommunisten den Generalstreik gegen die faschistische Diktatur der Hitler, Hugenberg, Papen, gegen die Zerschlagung der Arbeiterorganisationen, für die Freiheit der Arbeiterklasse durchzuführen.»

Die Rote Fahne, 31. Januar 1933.

Die Sozialdemokraten lehnten jedoch den ausserparlamentarischen Kampf ab. Vermutlich (und vielleicht zu Recht) aus Furcht vor einem Bürgerkrieg, der zu einem furchtbaren Blutbad hätte führen können, denn Hitlers SA und SS würden auf jeden Fall auf seiner Seite stehen. Wie die Reichswehr sich verhalten würde, wusste damals niemand genau. Die Bildung einer Volksfront (Bündnis zwischen der bürgerlichen Linken, den Sozialdemokraten und den Kommunisten) wäre vielleicht

die letzte Chance gewesen, Demokratie und Republik zu retten. Doch die Linksparteien waren untereinander so zerstritten und die ideologischen Gräben zu breit geworden, um geschlossen gegen Hitler Front machen zu können.

«Gegenüber dieser Regierung der Staatsstreichdrohung stellt sich die Sozialdemokratie und die ganze Eiserne Front mit beiden Füßen auf den Boden der Verfassung und der Gesetzlichkeit.

Sie wird den ersten Schritt von diesem Boden nicht tun. Sie wird vielmehr durch Ausnutzung aller verfassungsmässigen und gesetzlichen Mittel den allerschärfsten Kampf gegen diese Regierung führen. Sie überlässt die Verantwortung für den Ausbruch eines Ringens, das beiderseits nicht mehr mit den normalen Waffen des politischen Kampfes geführt werden sollte, ausschliesslich ihren Gegnern [. .]

Die Situation ist voller Gefahren. Sie birgt aber auch die Möglichkeit einer überraschend schnellen und günstigen Entwicklung in sich.»

Vorwärts, 30. Januar 1933.

Obwohl schon am 30. Januar 1933 Verhaftungen durch die SA und SS vorgenommen worden waren, so ging erst recht nach dem Reichstagsbrand vom 27. Februar eine Verhaftungswelle über das Reich hinweg. Es war ja nicht irgendein Gebäude, das brannte, sondern das Forum der Demokratie. Niemandem konnte dieser Brand, über dessen Anstifter heute noch keine völlige Klarheit herrscht, gelegener kommen als den Nazis. Selbstverständlich schoben sie den «Radikalen» die Schuld in die Schuhe. Jetzt hatten sie die Handhabe, alle kommunistischen Führer und viele Sozialdemokraten und Abgeordnete des Reichstags zu verhaften. Die gesamte Linkspresse, einschliesslich der Gewerkschaftsblätter wurde verboten. Bekannte Intellektuelle und linke Schriftsteller wurden verhaftet.

«In der Nacht nach dem Reichsbrand begannen an Hand vorbereiteter Listen Razzien in den Wohnungen von Kommunisten, Sozialdemokraten und linksstehenden parteilosen Intellektuellen. Zu den ersten verhafteten Schriftstellern und Künstlern gehörten neben vielen anderen Carl von Ossietzky, Ludwig Renn, Egon Erwin Kisch und Erich Mühsam. Auch sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete wurden verhaftet, unter ihnen so rechtsstehende wie der bis zu Papens

Staatsstreich als Polizeipräsident in Kiel amtierende Otto Eggerstedt, der später in einem Konzentrationslager ermordet wurde. Opfer dieses Terrors und ihrer eigenen falschen Politik wurden die in Süddeutschland gewählten Reichstagsabgeordneten Erich Rossmann und Ludwig Marum. Letzterer war auf dem Heidelberger Parteitag der SPD im Jahre 1925 Vorsitzender und Berichterstatter der vom Parteivorstand eingesetzten Sachsenkommission, die die sächsischen Parteiorganisationen verurteilt hatte, weil sie die 23 Landtagsabgeordneten, die 1923 vor dem Staatsstreich gegen die sozialdemokratisch-kommunistische Regierung kapitulierten, für ihren Verrat zur Rechenschaft zogen. Ludwig Marum wurde im Frühjahr 1933 in das Konzentrationslager Kieslau gesperrt und dort ein Jahr später nach schweren Misshandlungen ermordet. Erich Rossmann brachte man nach seiner Verhaftung im Juni 1933 in das Konzentrationslager Heuberg, wo er nach endlosen Verhören und Misshandlungen dem Tod nahe war. Er berichtete später, dass nur die solidarische Hilfe kommunistischer Mitgefangener ihm geholfen habe, diese schwere Zeit zu überleben. Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Stefan Meier aus Baden wurde im März 1933 verhaftet und in das Konzentrationslager Ankenbuck gebracht, wo man ihn bis zum März 1934 festhielt. Während des Krieges wurde er erneut verhaftet und 1941 zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach Verbüßung seiner Freiheitsstrafe kam er ins Konzentrationslager Mauthausen, wo er 1944 ermordet wurde. Der Hamburger SPD-Abgeordnete Adolf Biedermann wurde im Frühjahr 1933 von SA-Männern in einem Eisenbahnzug erschlagen und auf die Bahngleise geworfen . . .»

[Max Seydewitz]

Die Opposition wurde über Nacht ausgeschaltet. Die NS-Propaganda hatte einfach behauptet, der «rote Mob» habe den Reichstag angezündet, und deshalb sei es auch «legal», diesen zu verhaften. So leicht war das.

Ich bin überzeugt, dass meine gesamte Familie daran glaubte, denn damals war die Propaganda schon so stark, dass die Menschen sich dieser täglichen Berieselung oder den lautstarken Reden der NS-Größen kaum noch entziehen konnten. Gegen den angeblich schuldigen Brandstifter Marinus van der Lubbe kam es zum ersten Schauprozess des Dritten Reiches, dem unzählige folgen sollten.

Van der Lubbe wurde zum Tode verurteilt, obwohl es zum Zeitpunkt der Tat kein Gesetz gab, nach dem auf Brandstif-

tung die Todesstrafe stand.

Am Tag nach dem Reichstagsbrand wurde die Notverordnung, unterschrieben von Hindenburg, «zum Schutz von Volk und Staat», verkündet. Diese setzte zentrale Grundrechte der Verfassung ausser Kraft (z.B. Freiheit und Unverletzlichkeit der Person, das Briefgeheimnis, Meinungs- und Versammlungsfreiheit). Sie wurde unter dem Vorwand des Kampfes gegen die Kommunisten innerhalb weniger Stunden geschaffen, und damit zum eigentlichen Grundgesetz des nationalsozialistischen Herrschaftsystems. Mit diesem Gesetz vom 28. Februar 1933 hörte Deutschland für zwölf Jahre lang auf, ein Rechtsstaat zu sein.

Vor dem Reichstagsbrand hatte Goebbels in sein Tagebuch geschrieben: «Wir werden ein Meisterstück der Agitation liefern . . . Der bolschewistische Revolutionsversuch muss erst einmal aufflammen. Im geeigneten Moment werden wir dann zuschlagen.»

Um die Massenverhaftungen rasch durchführen zu können, wurden in ganz Deutschland 50'000 SA- und SS-Männer als Polizeitruppe eingesetzt und einfach mit Handschlag verhaftet. Die Gefängnisse konnten die Zahl der Verhafteten nicht mehr aufnehmen, deshalb wurden in aller Eile sogenannte Schutzhaftlager errichtet, aus denen sich dann später die Konzentrationslager entwickelten. Aus einigen Konzentrationslagern wurden, vor allem im Osten, im besetzten Polen, später die Vernichtungslager. Nun war die Zeit gekommen, wo man einfach, auf blossen Verdacht hin, verhaftet werden konnte und kein Untersuchungsrichter mehr gefragt werden musste. Recht war hinfort ausschliesslich, was dem System diente.

In einer Meldung des «Völkischen Beobachters», der Zeitung der NSDAP, wird die Errichtung des Konzentrationslagers Dachau damit begründet, dass man Kommunisten und Sozialdemokraten nicht frei herumlaufen lassen könne, weil sie die Sicherheit des Staates (wenn sie Staat sagten, meinten die Nazis sich selbst) gefährden, indem sie gegen die nationalsozialistische Politik hetzen. «Im Interesse des Staates wurde diese Massnahme getroffen, ohne Rücksicht auf kleinliche Bedenken.»

Dachau wurde gleich für 5'000 Menschen geplant, auch da war man nicht kleinlich.



Ich weiss nicht, ob mein SA-Onkel an einer solchen Verhaftungsaktion beteiligt war, möglich wäre es, denn soweit ich weiss, war er in jenen Tagen überhaupt nicht zu Hause.

Das Ziel ihrer Arbeit hatte Hermann Göring auf einer Wahlveranstaltung so formuliert: «Ich habe keine Gerechtigkeit auszuüben, sondern nur zu vernichten und auszurotten.»

Und mit «ausrotten» waren nicht Zustände gemeint, sondern Menschen.

Der Theaterregisseur und Schauspieler Wolfgang Langhoff (1901-66) war einer der ersten, die nach dem Reichstagsbrand verhaftet wurden. Er kam später in das KZ Papenburg und schrieb nach seiner Freilassung über seine Erlebnisse ein Buch mit dem Titel «Die Moorsoldaten». Wie SA und SS mit den sogenannten «Schutzhäftlingen» umgingen schildert der folgende Auszug:

Hohe Tiere von der SS und der SA sind auch in den Keller gekommen. Der Standartenführer Lohbeck und der Sturmbannführer Sporrenberg sind oft dagewesen. Die haben dann immer grosse Reden an uns gehalten, besonders nachts, wenn sie besoffen waren, und uns gedroht, dass sie uns über den Haufen schiessen, wenn einer von uns etwas aus dem Keller erzählen würde. Der Lohbeck hat gesagt: «Heute haben sie einen aus dem Rhein gefischt. Vier Löcher im Bauch. Der hat auch die Schnauze nicht halten können. Sieben Tage bin ich dort unten gewesen und hab' alles gesehen! Versteht Ihr, sieben Tage!»

Er warf sich schluchzend auf seinen Strohsack, ich legte den Arm um ihn und sagte:

«Sei ruhig jetzt, Kamerad. Das vergeht. Du brauchst uns nichts mehr zu erzählen.»

Aber er war nicht mehr aufzuhalten. Die Erinnerung hatte ihn gepackt, und er erzählte uns stundenlang Einzelheiten.

«Eine Frau hatten sie auch in den Keller geschleift, zu der sagten sie «Mathilde» und «Regimentsshure». Die hat zusehen müssen und nachher mit Eimer und Wasser das Blut vom Boden aufwaschen.

Am schlimmsten war's immer, wenn Polizeistunde war und die Lokale geschlossen wurden. Dann sind die angetrunkenen SA- und SS-Männer in den Keller gekommen, und jeder, der wollte, hat auf die Gefangenen eingeschlagen.»

«Und Dich selbst, haben sie Dich beim Verhör auch geschlagen?»

Er packte mich am Arm, sah mir in die Augen und sagte:

«Ich bin auch verhört worden . . .»

Alles hat er uns erzählt, aber über das, was sie mit ihm im Verhörzimmer gemacht hatten, sprach er kein Wort. Er sagte nur noch:

«Nachher hat mich ein SS-Mann auf den Abort geführt. Ich hab' meinen Kopf rein gesteckt und mir das Wasser über den Kopf laufen lassen.»

Im KZ Papenburg entstand auch das später weltberühmt gewordene Lied «Die Moorsoldaten».

Am 5. März, fünf Wochen nach der Machtübernahme, war erneut Reichstagswahl, denn Hitler wollte vom Volk eine breite Bestätigung seiner Politik. Trotz grosser Propaganda erreichte die NSDAP nicht die Mehrheit.

Das musste eine herbe Enttäuschung für die Nazis gewesen sein, doch was er legal nicht geschafft hatte, erreichte Hitler, indem er die 81 Reichstagsitze der KPD für ungültig erklärte. Am 17. März hielt Hermann Göring vor der Hauptversammlung des Pommerschen Landesbundes eine Rede, in der er Folgendes über die Vernichtung der Marxisten sagte: «. . . wenn der Vorredner gesagt hat, der Marxismus darf nicht mehr zurückkommen, so will ich eins sagen: Nicht nur nicht zurückkommen wird er, ausgerottet werden wir ihn! Ich werde diesen Kreaturen so lange die Faust in den Nacken setzen, bis sie erledigt sind. Nicht nur ausgerottet werden wir diese Pest, wir werden auch das Wort Marxismus aus jedem Buch herausreissen. In fünfzig Jahren darf ein Mensch in Deutschland überhaupt nicht mehr wissen, was das Wort bedeutet . . .»

Ich frage mich, was den Zuhörern dabei durch den Kopf ging. War ihnen klar, dass da ganz offen von Mord, von Massenerschießung die Rede war, oder waren sie schon so verhetzt, dass ihnen Vernichtung und Mord an Andersdenkenden selbstverständlich waren?

Hitler gab sich immer noch den Anschein, legal zu regieren. 1933 konnte er sich noch nicht erlauben, die schon ausgehöhlte Verfassung zu zerreißen. Reichspräsident Hindenburg lebte noch, das Bürgertum, der Adel und die Reichswehr standen hinter dem alten Mann, und es war damals theoretisch immer noch möglich, dass die Reichswehr gegen die SA marschierte und somit ein Bürgerkrieg von oben entfacht werden konnte. Hitler brauchte deshalb Gesetze, die seinen Terror legalisierten. Das wurde möglich mit dem «Ermächtigungsge-

setz», dem alle Parteien, mit Ausnahme der SPD, zustimmten. Die Kommunisten waren nicht mehr im Reichstag vertreten, ihre Abgeordneten waren entweder geflohen oder verhaftet worden. Durch das Ermächtigungsgesetz wurde die Regierung Hitler ermächtigt, ohne den Reichstag Gesetze zu erlassen.

«Art. 1. Reichsgesetze können ausser in dem in der Reichsverfassung vorgesehenen Verfahren auch durch die Reichsregierung beschlossen werden . . .

Art. 2. Die von der Reichsregierung beschlossenen Reichsgesetze können von der Reichsverfassung abweichen, soweit sie nicht die Einrichtung des Reichstags und des Reichsrates als solche zum Gegenstand haben. (Anmerkung: Der Reichsrat wurde am 14. 2. 1934 aufgelöst.) Die Rechte des Reichspräsidenten bleiben unberührt...

Art. 5. Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft. Es tritt mit dem 1.4. 1937 ausser Kraft; es tritt ferner ausser Kraft, wenn die gegenwärtige Reichsregierung durch eine andere abgelöst wird.»

Während der Abstimmung zu diesem Gesetz sass Hermann Göring, der damals Reichspräsident war, auf einem erhöhten Platz, und beobachtete durch ein Fernglas die Reaktionen der Abgeordneten!



SA-Mann vor einem jüdischen Geschäft in Berlin. April 1933.

Die Diktatur wurde mit Hilfe dieses Gesetzes weiter ausgebaut: Widerstrebende Länder wurden «gleichgeschaltet». «Reichsstatthalter» ersetzten die verfassungsmässigen Landesregierungen. Der SA-Terror steigerte sich, und der erste Boykott jüdischer Geschäfte begann. Die Zahl der «Schutzhäftlinge» stieg allein im Lande Preussen über 25'000 an.

Erstes Anzeichen dafür, dass Hitler, in der Person von Joseph Goebbels, allein bestimmen wollte, was deutsche Kultur war oder zu sein hatte, gab es schon in früheren Jahren. Nach 1933 folgten dann Aktionen Schlag auf Schlag. In Breslau drangen nationale Studenten in Leihbibliotheken, Lesehallen und Buchhandlungen ein und nahmen aus den Regalen die «undeutschen» Bücher mit, so z.B. Stefan Zweig, Thomas und Heinrich Mann und viele andere. Sie hatten dafür überhaupt keine gesetzliche Handhabe, aber hinter ihnen stand die Partei Hitlers.

Da Hitler ja auch Mörder deckte, deckte er natürlich erst recht ein paar «Bücherdiebe».

Solche «kleinen Aktionen» waren nur Nebenerscheinungen. Am 10. Mai wurden in Berlin und in anderen Universitätsstädten Scheiterhaufen errichtet, auf denen die Bücher der unliebsamen Schriftsteller verbrannt wurden.

Die Liste der verbotenen Bücher war lang, sie umfasste 12'400 Titel und das Gesamtwerk von 149 Autoren – und das waren fast alle, die Rang und Namen hatten in Deutschland und in der Welt.

Johannes R. Becher	Erich Kästner
Vicki Baum	Hermann Kesten
Walter Benjamin	Egon Erwin Kisch
Werner Bergengruen	Karl Kraus
Ernst Bloch	Else Lasker-Schüler
Bertolt Brecht	Heinrich Mann
Hermann Broch	Klaus Mann
Alfred Döblin	Thomas Mann
Lion Feuchtwanger	Walter Mehring
Leonhard Frank	Erich Mühsam
Oskar Maria Graf	Carl von Ossietzky
Ödön von Horvath	Erik Reger
Peter Hüchel	Erich Maria Remarque
Hermann Kasack	Joseph Roth
Franz Kafka	Anna Seghers
Alfred Kerr	Ernst Toller

Kurt Tucholsky
Armin T. Wegner
Franz Werfel

Arnold Zweig
Stefan Zweig
Carl Zuckmayer

Etwa 25'000 Bücher fielen den Flammen zum Opfer, allein in Berlin wurden 800 Tonnen Bücher beschlagnahmt. Mit markigen Sprüchen warfen die zum Teil uniformierten Studenten die Bücher in die Flammen:

Gegen Klassenkampf und Materialismus, (Karl Marx)

Gegen Dekadenz und moralischen Verfall, (Heinrich Mann und Erich Kästner)

Gegen Gesinnungslumperei und politischen Verrat, (F.W. Förster)

Gegen seelenzerfasernde Überschätzung des Trieblebens (Sigmund Freud)

Gegen Verfälschung unserer Geschichte, (Emil Ludwig)

Gegen volksfremden Journalismus, (Theodor Wolff)

Gegen literarischen Verrat am Soldaten des Weltkrieges (E.M. Remarque)

Erich Kästner war, wahrscheinlich als einziger Schriftsteller, bei der Verbrennung seiner Bücher als Zuschauer dabei.

Bei Verbrennung meiner Bücher

Im Jahre 1933 wurden meine Bücher in Berlin, auf dem grossen Platz neben der Staatsoper, von einem gewissen Herrn Goebbels mit düster-feierlichem Pomp verbrannt. Vierundzwanzig deutsche Schriftsteller, die symbolisch für immer ausgetilgt werden sollten, rief er triumphierend bei Namen. Ich war der einzige der Vierundzwanzig, der persönlich erschienen war, um dieser theatralischen Frechheit beizuwohnen.

Ich stand vor der Universität, eingekeilt zwischen Studenten in SA-Uniform, den Blüten der Nation, sah unsere Bücher in die zuckenden Flammen fliegen und hörte die schmalzigen Tiraden des kleinen abgefeimten Lügners. Begräbniswetter hing über der Stadt. Der Kopf einer zerschlagenen Büste Magnus Hirschfelds stak auf einer langen Stange, die, hoch über der stummen Menschenmenge, hin und her schwankte. Es war widerlich.

Plötzlich rief eine schrille Frauenstimme: «Dort steht ja der Kästner!» Eine junge Kabarettistin, die sich mit einem Kollegen durch die Menge zwängte, hatte mich stehen sehen und

ihrer Verblüffung übertrieben laut Ausdruck verliehen. Mir wurde unbehaglich zumute. Doch es geschah nichts. (Obwohl in diesen Tagen gerade sehr viel zu «geschehen» pflegte.) Die Bücher flogen weiter ins Feuer. Die Tiraden des kleinen abgefeimten Lügners ertönten weiterhin. Und die Gesichter der braunen Studentengarde blickten, den Sturmriemen unterm Kinn, unverändert geradeaus, hinüber zu dem Flammenstoss und zu dem psalmodierenden, gestikulierenden Teufelchen.

In dem folgenden Jahrdutzend sah ich Bücher von mir nur die wenigen Male, die ich im Ausland war. In Kopenhagen, in Zürich, in London. – Es ist ein merkwürdiges Gefühl, ein verbotener Schriftsteller zu sein und seine Bücher nie mehr in den Regalen und Schaufenstern der Buchläden zu sehen. In keiner Stadt des Vaterlands.

Es hat zwölf Jahre gedauert, bis das Dritte Reich am Ende war. Zwölf Jahre haben genügt, Deutschland zugrunde zu richten. Und man war kein Prophet, wenn man, in satirischen Strophen, diese und ähnliche Ereignisse voraussagte. Dass keine Irrtümer vorkommen konnten, lag am Gegenstand: am Charakter der Deutschen. Den Gegenstand seiner Kritik muss der Satiriker natürlich kennen. Ich kenne ihn.

Einen allerdings hatten die Nazis zu verbrennen vergessen, dessen literarisches Werk sie missverstanden hatten. Mit seinem berühmt gewordenen Brief «Verbrennt mich» setzte er sich selbst auf die Liste der Verfeimten: Oskar Maria Graf (1894-1967), der daraufhin von den Nazis ausgebürgert wurde.

Verbrennt mich!

Protest anlässlich der deutschen Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933

Wie fast alle linksgerichteten, entschieden sozialistischen Geistigen in Deutschland habe auch ich etliche Segnungen des neuen Regimes zu spüren bekommen: Während meiner zufälligen Abwesenheit aus München erschien die Polizei in meiner dortigen Wohnung, um mich zu verhaften. Sie beschlagnahmte einen grossen Teil unwiederbringlicher Manuskripte, mühsam zusammengetragenes Quellenstudienmaterial, meine sämtlichen Geschäftspapiere und einen grossen Teil meiner Bücher. Das alles harrt nun der wahrscheinlichen

Verbrennung. Ich habe also mein Heim, meine Arbeit und – was vielleicht am schlimmsten ist – heimatliche Erde verlassen müssen, um dem Konzentrationslager zu entgehen.

Die schönste Überraschung aber ist mir erst jetzt zuteil geworden: Laut «Berliner Börsencourier» stehe ich auf der «weissen Autorenliste» des neuen Deutschlands, und alle meine Bücher, mit Ausnahme meines Hauptwerkes *Wir sind Gefangene*, werden empfohlen: Ich bin also dazu berufen, einer der Exponenten des «neuen» deutschen Geistes zu sein!

Vergebens frage ich mich: Womit habe ich diese Schmach verdient?

Das «Dritte Reich» hat fast das ganze deutsche Schrifttum von Bedeutung ausgestossen, hat sich losgesagt von der wirklichen deutschen Dichtung, hat die grösste Zahl seiner wesentlichsten Schriftsteller ins Exil gejagt und das Erscheinen ihrer Werke in Deutschland unmöglich gemacht. Die Ahnungslosigkeit einiger wichtigtuerscher Konjunkturschreiber und der hemmungslose Vandalismus der augenblicklich herrschenden Gewalthaber versuchen all das, was von unserer Dichtung und Kunst Weltgeltung hat, auszurotten und den Begriff «deutsch» durch engstirnigen Nationalismus zu ersetzen. Ein Nationalismus, auf dessen Eingebung selbst die geringste freiheitliche Regung unterdrückt wird, ein Nationalismus, auf dessen Befehl alle meine aufrechten sozialistischen Freunde verfolgt, eingekerkert, gefoltert, ermordet oder aus Verzweiflung in den Freitod getrieben werden.

Und die Vertreter dieses barbarischen Nationalismus, der mit Deutschsein nichts, aber auch rein gar nichts zu tun hat, unterstehen sich, mich als einen ihrer «Geistigen» zu beanspruchen, mich auf ihre sogenannte «weisse Liste» zu setzen, die vor dem Weltgewissen nur eine *schwarze* Liste sein kann! Diese Unehre habe ich nicht verdient!

Nach meinem ganzen Leben und nach meinem ganzen Schreiben habe ich das Recht, zu verlangen, dass meine Bücher der reinen Flamme des Scheiterhaufens überantwortet werden und nicht in die blutigen Hände und die verdorbenen Hirne der braunen Mordbanden gelangen.

Verbrennt die Werke des deutschen Geistes! Er selber wird unauslöschlich sein wie eure Schmach!

Alle anständigen Zeitungen werden um Abdruck dieses Protestes ersucht.

[Erstveröffentlichung in der Wiener «Arbeiterzeitung» vom 12. Mai 1933. – Aus einer unveröffentlichten Skizze aus dem

Nachlass Grafts: «Auf der Stelle hab ich den Protest an alle möglichen Zeitungen geschickt und – man möcht's nicht für möglich halten – er ist von Spitzbergen bis Kapstadt, von Tokio bis New York und San Francisco in allen Weltblättern erschienen, er hat mich bis an den Rand der Berühmtheit gebracht, mit Ausnahme natürlich vom Dritten Reich. Da hat man diese Eigensinnigkeit recht ärgerlich aufgenommen, und gleich haben die Münchner Studenten und Professoren in der Aula der Universität eine würdige Extraverbrennung meiner Bücher vorgenommen.»]

Der Auszug aus Deutschland ins Exil begann: Regisseure, Schauspieler, Schriftsteller, Maler, Musiker, Bildhauer, Komponisten und Wissenschaftler, beinahe eine ganze Generation geistig schaffender Menschen ging ausser Landes.

Berlin, bis 1933 einer der kulturellen Mittelpunkte der Welt, sank über Nacht in die Bedeutungslosigkeit.

Einige Künstler fanden in anderen Ländern eine neue Heimat, andere zogen von einem Land ins andere, immer auf der Flucht vor den Nazis. Viele begingen Selbstmord.

Thomas Mann schrieb am 15.5.1933 über seine Einstellung zur



Thomas Mann (1875-1955) emigrierte 1934 in die Schweiz.



Oben:
Georg Kaiser
(1878–1945)
emigrierte 1938.



Links:
Leonhard Frank
(1882–1961)
emigrierte 1933.



Oben:
Lion Feucht-
wanger
(1884-1958)
emigrierte 1933



Links:
Franz Werfel
(1890-1945)
emigrierte 1938.



James Franck (1882-1964) deutsch-amerikanischer Physiker, wurde zusammen mit vielen anderen deutschen Professoren 1933 vom Lehramt «beurlaubt».

faschistischen Ideologie an Albert Einstein: «. . . sie ist ihrem Wesen nach nicht Erhebung, (wie Hitler sagt) was ihre Träger auch sagen mögen, sondern Hass, Rache, gemeineTotschlaglust und kleinbürgerliche Seelenmesquinerie .. .» (Engherzigkeit). Und der Franzose Romain Rolland schrieb einen offenen Brief an den Chefredakteur der «Kölnischen Zeitung» am 15.5.1933: «. . . es ist wahr: ich liebe Deutschland und habe es immer gegen Ungerechtigkeiten und Unverständnis des Auslandes verteidigt . . . Sehen Sie denn nicht, dass dieses national-faschistische Deutschland der schlimmste Feind jenes wahren Deutschlands ist, das es gerade vereint? Eine solche Politik ist ein Verbrechen nicht nur gegen die Humanität, sondern gegen Euer eigenes Volk.»

Der Maler Max Liebermann, damals 84 Jahre alt, war Jude und somit im NS-Verständnis kein Deutscher. In aller Welt wurde er als einer der grossen deutschen Künstler gefeiert. Seine Werke wurden zwar von den Nazis als «entartete Kunst» eingestuft, aber er war international so hoch angesehen, dass sie ihn nicht verschwinden lassen konnten. 1933 lehnte er die Wiederwahl als Präsident der Preussischen Akademie der Künste ab und lebte bis zu seinem Tode 1935 zurückgezogen in Berlin. Ein Satz von ihm, Liebermann galt als Original, drückt besser als viele Worte das Verhältnis der Künstler zum NS-Staat aus: «So viel kann ich unmöglich essen, wie ich erbrechen möchte.»

Bis zu seinem Tod durfte er nicht mehr malen, die Nazis sprachen ein Berufsverbot aus.

Die Propagandamaschinerie der Nazis blieb natürlich nicht ohne Wirkung. Man konnte ja schliesslich nirgendwo Gegendarstellungen lesen oder eine andere Meinung hören. Alles war gleichgeschaltet, es gab weder in den Parlamenten noch in der Presse eine Opposition, geschweige denn im Rundfunk, der gleich vom ersten Tage an fest in der Hand der Nazis war. Joseph Goebbels allein bestimmte, was geschrieben oder gesendet werden durfte. Er gab Weisungen an die Chefredakteure aller Zeitungen, die bis in die letzten Kleinigkeiten ausgefeilt waren. Goebbels sagte wörtlich: «Wir machen gar kein Hehl daraus: Der Rundfunk gehört uns, niemand sonst, und den Rundfunk werden wir in den Dienst unserer Idee stellen, und keine andere Idee soll darin zu Wort kommen.»

Also totale Zensur.

Das gesamte tägliche Leben wurde militärisch ausgerichtet. Das ging bis in den Bereich der Sprachregelung. Hinfort hiess es nur noch:

- | | |
|----------------------------------|-----------------------------|
| Statt Arbeitsvermittlung | - Arbeitseinsatz |
| Statt Arbeitsbeschaffung | - Arbeitsschlacht |
| Statt Arbeiter | - Soldat der Arbeit |
| Statt Arbeit | - Dienst an Führer und Volk |
| Statt Unternehmer | - Betriebsführer |
| Statt Belegschaft | - Gefolgschaft |
| Statt Betriebsversammlung | - Betriebsappell |
| Statt Betriebsvereinbarung | - Betriebsordnung |
| Statt Verbände der Sozialpartner | - Arbeitsfront |
| Statt Produktion | - Erzeugungsschlacht. |



Hermann Göring besucht den Reichsarbeitsdienst in Saarbrücken. November 1935.

Man kann sich vorstellen, wenn diese Worte einen Menschen täglich, aus welchen Anlässen auch immer, eingehämmert werden, dass sie dann in seinen Sprachgebrauch übergehen, ohne dass er überlegen muss, woher sie gekommen sind, und zu welchem Zweck sie geprägt wurden.

Am 15. Oktober wurde unter Goebbels die «Reichskulturkammer» gegründet. Damit verschaffte er sich die Möglichkeit, die deutsche Literatur zu überwachen und zu lenken. Obwohl die meisten Mitglieder dieser Kulturkammer seine «Überwachung» nicht brauchten, da sie sowieso schrieben, wie es die Partei gerne haben wollte: konform.

Das Mittelmaß war nun tonangebend, der Kitsch. Hätte Karl May noch gelebt, nachweislich einer der Lieblingsautoren Hitlers, er wäre bestimmt Präsident der Reichskulturkammer geworden. Aber ich kann mir ohne Weiteres vorstellen, dass Karl May abgelehnt hätte.

Es war allerdings nicht so, dass im Jahre 1933 das ganze deutsche Volk mit Hurra oder Heil zu Hitler überlief. Es gab Widerstand und nicht nur von den Intellektuellen, sondern auch von Arbeitern. Im Ruhrgebiet, im Saarland, in Oberschlesien, in Hamburg, Berlin und in den grossen Industrie-

zentren bildeten sich Widerstandsgruppen. Nicht nur Kommunisten und Sozialdemokraten, auch katholische und evangelische Pfarrer lehnten sich auf.

In meiner Heimatstadt gab es Lehrer und Pfarrer beider Konfessionen, die Hitler entschieden ablehnten. Die Braunhemden der Nazis nannten sie den «Smoking des Teufels». Freilich konnten sie es nicht laut sagen, sie tarnten sich, wie etwa mein Vater. Wurde er mit «Heil Hitler» begrüßt, erwiderte er «Grüss Gott», wurde er mit «Grüss Gott» begrüßt, antwortete er «Heil Hitler». Man wusste nicht so recht, wie man mit ihm dran war.

Mein SA-Onkel sass sonntags in Uniform am Mittagstisch. Meine Grossmutter sah das nicht gern. Sie sagte nur: «Wenn du glaubst, dass du in einer Uniform jetzt erwachsen bist und ich vor dir vielleicht den Arm heben soll, dann bist du auf dem Holzweg. Ich hau dir immer noch ein paar hinter die Ohren. Nur wer hinter den Ohren noch nicht trocken ist, braucht eine Uniform. Nur Lausbuben (heute würde man sagen: Halbstarke) haben es nötig, Uniform zu tragen.»

In diesem Alter, wir waren sieben oder acht Jahre, fuhren wir in Gruppen zu fünf oder zehn Jungen über die nahe tschechische Grenze nach Asch. Einen Unterschied zu Deutschland merkten wir Kinder nicht. Jenseits der Grenze lebten ebenfalls Deutsche oder zumindest deutsch Sprechende, und die meisten waren auch für Hitler. Wenngleich ihnen der tschechische Staat auch verbot, Hakenkreuzfahnen aus dem Fenster zu hängen.

Das waren die Sudetendeutschen, die später unbedingt «heim ins Reich wollten».

Es gab nur einen Unterschied, an den wir uns jedesmal neu gewöhnen mussten: Damals wurde in der Tschechoslowakei noch links gefahren.

Aber auch das sollte sich bald ändern.

Hatte man eigentlich die politischen Veränderungen in unserer Kleinstadt zur Kenntnis genommen? Sicher. Die Braunhemden wurden zahlreicher, viele Leute grüssten mit Heil Hitler, obwohl das amtlich noch gar nicht gefordert wurde, und in Amtsstuben und Privatwohnungen hingen Hitlerbilder neben dem Bild des Reichspräsidenten von Hindenburg.

Mein SA-Onkel erhielt Arbeit im Strassenbau für 35 Mark pro Woche. Meine Mutter bekam einen Arbeitsplatz als Hilfsar-

beiterin in der Porzellanfabrik für drei Tage in der Woche. Mein Vater kaufte sich eine gebrauchte Schusternähmaschine und reparierte für Nachbarn und Freunde Schuhe und Stiefel in unserer Küche, denn einen Raum für eine eigene Werkstatt konnte er sich nicht leisten.

Ich durfte mit meinem Grossvater in die Steinbrüche fahren und war stolz, die Zügel der Pferde zu führen. Meine Schulkameraden beneideten mich, aber sie wussten ebensowenig wie ich, dass es das Führen der Zügel nicht bedurft hätte, denn die Pferde wussten ihren Weg allein.

Mein Grossvater war nach wie vor gegen die Nazis und manchmal sagte er, dass nur ich es hören konnte: «Pack, Gesindel, Brut.» Dabei legte er seinen Zeigefinger auf den Mund und zwinkerte mir verschwörerisch zu.

Er verachtete die Braunhemden so, dass er heimlich vor ihnen ausspuckte. Meinen Onkel, er war immerhin 22 Jahre alt, ohrfeigte er einmal, weil er wieder mit Uniform am sonntäglichen Mittagstisch sass, denn wir waren eine streng lutherische Familie und Uniformen hatten beim Gebet nichts zu suchen. Ich habe es noch im Ohr, als ob es gestern gewesen wäre, als mein Grossvater zornbebend den Onkel anschrie: «Zieh das Lumpenhemd aus.» So zornig habe ich ihn höchstens zwei- oder dreimal gesehen.

Viel später erst habe ich erfahren, dass mein Grossvater Kopf und Kragen riskiert hatte, denn schon damals zeigten Kinder ihre Eltern an, und die Eltern kamen ins KZ und wussten nicht warum. Es war die Zeit gekommen, wo einer dem andern nicht mehr traute und die Eltern vor den Kindern, die Kinder vor den Eltern Angst hatten. Mein Vater redete nicht über Politik. Manchmal bekamen wir Besuch von Leuten, die ich vorher nie gesehen hatte. Sie redeten von Dingen, die ich nicht verstand, aber meistens wurde ich sowieso aus der Wohnung geschickt.

Erst später, als mein Vater längst verhaftet worden war, erfuhr ich, dass er einmal in der Woche Zeitungen und Zeitschriften aus der Tschechoslowakei nach Deutschland schmuggelte, die in Deutschland verboten waren. Das war ebenso riskant wie einfach: Er schraubte die Lenkstange seines Fahrrads ab, rollte die Zeitungen so eng zusammen, dass sie in den Rahmenbau des Fahrrads passten, schraubte die Lenkstange wieder auf und fuhr seelenruhig über die Grenze.

Am 12. November wurden wieder Reichstagswahlen abgehalten. Es ging in einer Volksabstimmung um die Billigung oder Nichtbilligung der Aussenpolitik Hitlers. Wie nach dem vorausgegangenen Terror nicht anders zu erwarten, erhielt Hitler bei 96% Wahlbeteiligung 95% Ja-Stimmen.

Für die Nazis war die Welt in Ordnung.

Aber die Wirklichkeit in Deutschland sah anders aus:

Den 7. 4. 1933

Wir sind tief im zweiten deutschen Mittelalter gelandet, zu dessen Illustration der «Fall Margoniner» festgehalten werden soll. Margoniner ist ein Gross-Viehhändler. Er fiel um die Boykottzeit der SA in die Hände, die Folgendes an dem Mann im Braunen Haus vornahmen: sie prügelten ihn mit Gummiknüppeln, dass der Mann entstellt wurde, sie schnitten ihm die Haare vom Kopf, schnitten auf dem Rücken eine Fleischwunde in Form des Hakenkreuzes, rieben sie mit Salz ein, legten die abgeschnittenen Haare in diese Wunde und nähten sie zu. In diesem halbtoten Zustand wurde Margoniner ins jüdische Krankenhaus eingeliefert, und der Primärarzt, Prof. Dr. Gottstein, bestellte sich nun den Polizeipräsidenten Heines raus, um ihm diesen Halbtoten zu zeigen. Was Heines gesagt hat, weiss man nicht. Aber im Krankenhaus hat man den armen Mann fotografiert und hat alle Hoffnung, sein Leben zu retten. Aber Adolf Hitler lügt heraus: «In Deutschland wird keinem Juden ein Haar gekrümmt!» [Walter Tausk]

In der Nähe meiner Heimatstadt war ein grosses Rittergut, das seit Jahrhunderten einer adeligen Familie gehörte, aus der viele Generale hervorgingen. Eines Tages drang ein SA-Trupp in das Wasserschloss ein und hisste die Hakenkreuzfahne auf einem der Türmchen, denn der Baron hatte sich bis dahin mit Erfolg geweigert, diese «Schandfahne», wie er es nannte, auf seinen Besitz zu hissen. Am andern Tag fand man ihn tot. Mit einem Jagdgewehr hatte er sich in den Mund geschossen. Mein Grossvater weinte. Der kleine Kutscher Christian von der Grün und der allseits hochgeachtete Baron waren gut miteinander bekannt. Im Ersten Weltkrieg war mein Grossvater «Bursche» bei dem Rittmeister und später unterhielten sie sich stundenlang über Pferde. Denn der Baron hatte neben seinem grossen Gut auch ein Gestüt. An manchen Sonntagen liess er meinen Grossvater mit einer wappengeschmückten

Kutsche abholen, weil er seinen Rat für ein krank gewordenes Pferd brauchte.

Mein Grossvater stieg in die Kutsche nie hinten ein, er setzte sich immer neben den Kutscher. Ich stand am Zaun und sah der abfahrenden Kutsche nach.

Ich war sehr stolz auf meinen Grossvater.

1934

Fast ist man versucht zu sagen, dass von nun an jedes neue Jahr schrecklicher begann als das alte geendet hatte. Aber diese Tatsache war wohl nur wenigen Menschen im Reich bewusst. Vor allem diejenigen, die wieder Arbeit gefunden hatten, selbst wenn sie noch so schlecht bezahlt war, nahmen das neue Regime so, wie es sich für sie darstellte: Hitler hatte ihnen Arbeit gegeben.

Natürlich waren die Arbeitslosenzahlen in Deutschland rückläufig, aber dieser Trend war in allen Ländern zu beobachten, da die Weltwirtschaftskrise ihren Höhepunkt überschritten hatte.

In Deutschland wurden Autobahnen gebaut, und die Rüstungsindustrie produzierte in grösserem Stil. Aber: zehntausende waren inhaftiert, viele im Arbeitsdienst zusammengefasst, Andersdenkende hinter den Stacheldrahtzäunen der Konzentrationslager verschwunden.

Blond wurde jetzt zum deutschen Markenzeichen, das Bild des strahlenden Germanen, blond, grossgebaut, kräftig und siegesgewiss.

Hitler tat alles, um die heranwachsende Jugend unwissend und dumm zu halten. Am 24. Januar wurde ein Gesetz erlassen und gleich ein Amt dafür geschaffen: das «Amt für Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP». Hatten die Schüler vorher Aufsätze über Humanität und Nächstenliebe geschrieben, so beherrschten jetzt Nibelungentreue oder der kriegerische germanische Recke die Themenwahl.

Zu Beginn des zweiten Schuljahres kamen in unsere Klasse schon einige Jungen in der Uniform des Jungvolks – braunes Hemd und kurze schwarze Cordhosen – obwohl es nicht verlangt wurde. Wir Kinder wussten aber sehr wohl, dass die Väter dieser Jungen der SA, der SS oder einer anderen NS-Organisation angehörten. Natürlich gefielen sich die Jungen in ihrer Uniform. Sie glaubten, etwas Besseres zu sein und nicht selten waren es diejenigen, die mit ihrer Uniform die schlechten Noten in der Schule ausgleichen wollten.

Die Väter der Jungen waren, wie man sie damals nannte, sogenannte «Hundertprozentige», von denen meine Mutter immer sagte, dass sie noch im Bett mit erhobenem Arm

schlafen, und so langsam zu Linkshändern wurden, weil der rechte Arm immer ausgestreckt war. Der «deutsche» Gruss war «Heil Hitler» geworden. Dazu hob man den rechten Arm etwa in Stirnhöhe.

Auch der Schulunterricht war streng auf das nationalsozialistische Herrschaftssystem ausgerichtet. Lesen lernten wir nach der Buchstabenmethode, und natürlich waren die gewählten Beispiele eindeutig: für den Buchstaben «R» stand z.B. nicht «Rose» sondern «Reichswehr»:

Die Reichswehr kommt.

Rumdibum! Rumdibum! Täterätätä!

Rasch, Rudi, die Reichswehr! Robert und Reinhold kommen auch schon. Und wie die Mädels rennen! Voran Renate und Rosemarie. Alle wollen die Reichswehr sehen. Da kommt sie schon über die Brücke. Vorweg reitet der Hauptmann. Dann folgen die vielen andern.

Bei der Musik ist es am schönsten. Da laufen alle Buben und Mädels mit. Aha, und ein ganz Dicker ist auch dabei! Der muss das grosse Horn blasen. Wie dick seine Backen sind, wenn er ins Horn pustet!

Renate und Rosemarie bleiben stehen und lachen und winken, aber Robert, Reinhold und Rudi laufen mit.

Robert sagt: Am liebsten ginge ich schon heute zur Reichswehr. Rudi und Reinhold möchten das auch. Rudi möchte aber gleich Hauptmann sein.

Ein anderes Beispiel:

Wir helfen.

Hör', Ursel, da ist einer an der Tür!

Wer mag das sein?

Heil Hitler, Ursel!

Heil Hitler, Onkel Weber!

Ulrich und Günter, ihr? Und in Uniform? Und bei solchem Wetter?

Wir sammeln für die Winterhilfe. Habt ihr nicht auch etwas?

– Aber sicher! Wartet einmal!

Hier, Ulrich: ein Überzieher, ein Anzug, ein paar Unterhosen und diese Überschuhe.

Vati! Vati! Ursel auch was geben! Ursel hat Taler.

Hier! – Vier – neun – vierzehn Taler!

Vielen Dank, Ursel!
Vielen Dank, Onkel Weber!
Heil Hitler!

Die Jugend war leicht zu begeistern. Man spekulierte auf ihre Abenteuerlust und fasste sie in Verbänden und Organisationen zusammen, denen sie sich nur schwer entziehen konnten. Es galt als «undeutsch», nicht in einer NS-Organisation zu sein, und wer wollte sich das schon vorwerfen lassen.

Die Gliederungen der einzelnen Organisationen sahen im Wesentlichen so aus:

Bei der NS-Frauenschaft wurden die sechs- bis zehnjährigen Kinder betreut,

10-14jährige Jungen kamen ins Jungvolk, die Mädchen zu den Jungmädchen, oder, wie es hiess: Jungmädeln.

15-18jährige kamen in die Hitlerjugend (HJ) oder zum Bund deutscher Mädchen (BDM).



HJ-Angehöriger in einem Ferienlager 1934.



«Jungmädchen» lernen den «Hitlergruss». Mai 1937.

Doch das war noch längst nicht alles. Damit der Deutsche bis an sein Lebensende aus der Uniform nicht mehr herauskam, gab es weitere Organisationen: der Reichsarbeitsdienst wurde sowohl für junge Männer als auch für Mädchen und junge Frauen eingeführt. Dann folgte die Wehrmacht mit ihren Gliederungen, Heer, Marine, Luftwaffe, danach die Reserve – die Ersatzarmee, die Landwehr, der Landsturm. Die Frauen wurden in der deutschen Frauenschaft organisiert. Innerhalb der SA und der SS gab es auch wieder Gliederungen, wie zum Beispiel das Reiterkorps oder Kraftwagenkorps. Das deutsche Volk wurde bis ins letzte Glied organisiert. Kaum einer konnte sich dem entziehen. Den Machthabern war es dadurch möglich, fast jeden in dieser uniformierten und organisierten «Menschenmasse» zu überwachen und zu dirigieren.

Jede Organisation hatte neben dem Hakenkreuz ein eigenes Zeichen, eine Rune, einen Wimpel, eine Standarte oder eine Fahne. Ausser den regulären Schulen wurden später Parteischulen eingerichtet, Adolf-Hitler-Schulen und sogenannte Ordensburgen, in denen Biologie, Kampfsport und Volkskunde zu Hauptunterrichtsfächern wurden.

In den «Junkerschulen» der SS wurden Jugendliche zu SS-Jungführern ausgebildet. Einen höheren Schulabschluss wie

etwa das Abitur gab es dort nicht. Ihr Abschluss war ein «Praktikum» in einem KZ.

Das bedeutete: Jugendliche mussten Andersdenkende bewachen, wahrscheinlich foltern, vielleicht sogar töten, um ihr «Reifezeugnis» der SS zu bekommen. An kaum einem anderen Beispiel wird so deutlich, wie man verblendete Jugendliche für seine politischen Ziele missbrauchen kann. Täglich wurde ihnen eingebläut, die Insassen der KZ's seien Staatsfeinde, Juden, Verräter, kurz «unwertes Leben».

Aber wie sah dieser neue deutsche «Herrenmensch» in unserer Familie aus, der sonntags in Uniform am Tisch sass und Grossmutter's Stampfkartoffeln in sich hineinstopfte? Mein Onkel verdiente jetzt fast fünfzig Mark in der Woche. Aber nicht weil die Löhne gestiegen waren, sondern weil die Arbeitszeit verlängert worden war. Er und seine Arbeitskollegen arbeiteten im Strassenbau täglich drei Stunden länger als es bisher üblich war, selbstverständlich auch samstags.

Die Arbeitslosen kamen zwar nach und nach von der Strasse. Aber wohin? – In die Uniform! Das war entweder die Wehrmacht, der Arbeitsdienst, oder der SA- und SS-Dienst mit Hilfspolizeifunktion. Bald gab es so viele Menschen in Uniform, dass die Arbeitskräfte schon wieder rar zu werden drohten. Auch weil die Handarbeit ohne Einsatz von Maschinen gefördert wurde, benötigte man mehr Arbeitskräfte. Täglich wurden die Menschen mit Führersprüchen gefüttert. Für dreissig Reichsmark wurde der billigste «Volksempfänger» angeboten, denn jeder Deutsche sollte sich, laut Propaganda, ein Radio leisten können. In Wahrheit aber gab dies den Machthabern die Möglichkeit, ihre Parolen bis in den kleinsten Winkel des Reiches hinauszuposaunen. Hitlers und Goebbels Stimmen erreichten auch diejenigen, die keine Zeitung lasen, und sich absolut nicht für Politik interessierten. Die Machthaber waren allgegenwärtig geworden.

Man sah, las und hörte sie täglich überall: in der gleichgeschalteten Presse, im Rundfunk, im Film und in der Wochenschau, die damals so populär war wie heute die Tagesschau im Fernsehen. Man sah Hitler bei Festen und bei Aufmärschen – und diese gab es täglich irgendwo. Das alte römische Rezept, das Volk brauche nur «Brot und Spiele» wurde von den Nazis perfekt praktiziert.

Fahnen, Standarten, Reden, Gleichschritt in Stiefeln und San-

dalen, das Volk kam aus dem organisierten Taumel nicht mehr heraus. Man liess ihm keine Zeit, darüber nachzudenken, wozu das alles inszeniert wurde. Auch die Musik war einfach und eingängig wie alles: Wanderlieder, Volkslieder, Kampflieder, neudeutsche Lieder – und immer wieder Marschmusik. Einfach und eingängig wurden auch Wissen und Bildung vermittelt: von 1931 bis 1939 sank die Zahl der Studenten um 78'290. Akademische Bildung war unter Hitler nicht gefragt: der Führer brauchte Soldaten und keine Akademiker.

In diesem Jahr hagelte es Verordnungen und Verfügungen, bis auch das kleinste gesellschaftliche Detail dem uniformierten NS-Staat angepasst war.

Am 20. April, Hitlers Geburtstag, wurde Heinrich Himmler zum Chef der Geheimen Staatspolizei in Preussen ernannt (Preussen war das grösste und wichtigste Land im Reich). Am



Reichsführer-SS Heinrich Himmler im Juni 1934 bei der Besichtigung einer allgemeinen SS-Einheit.

24.4. erging ein Gesetz zur Errichtung eines «Volksgerichtshofes». Dieses «Gericht» brauchte sich an geltendes Recht überhaupt nicht mehr zu halten, es urteilte ausschliesslich

nach der NS-Ideologie. Wie viele Menschen damals verschwanden, «auf der Flucht erschossen» wurden, sich selbst den Tod gaben, wird wohl niemals exakt zu ermitteln sein, aber es gibt Betroffene, die davon berichten können. Auch amtliche Schreiben, so ein Brief des Reichsstatthalters von Bayern, Ritter von Epp, an den Reichspräsidenten von Hindenburg vom 27. 6., geben darüber Auskunft, wie zum Beispiel ein bestialischer Mord an einem kommunistischen Arbeiter vertuscht wurde.

Ich habe das Strafverfahren wegen der an dem Mechaniker Oskar Pflaumer aus Nürnberg begangenen Körperverletzung mit Todesfolge, sowie wegen der damit unmittelbar zusammenhängenden Handlungen strafbarer Teilnahme und Begünstigung niedergeschlagen.

Nach dem Bericht der Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht in Nürnberg-Fürth liegt dem Verfahren folgender Tatbestand zugrunde:

[...] «Im Zuge dieser Gesamtaktion¹ wurde am 16. August 1933 u.a. der als Kommunist ausserordentlich tätige 29 Jahre alte verheiratete Mechaniker Oskar Konrad Pflaumer von Nürnberg festgenommen und in der Polizeihauptwache verwahrt. Am gleichen Abend gegen 23 Uhr wurde Pflaumer [. . .] auf direkte Anordnung des Sturmbannführers Korn durch mehrere SA-Männer in die genannte SA-Wache zum Zwecke der Gegenüberstellung mit anderen Kommunisten und zum Zwecke seiner Vernehmung verbracht. In dieser Nacht wurde Pflaumer [...] dort von einer Reihe SA-Männer auf das schwerste misshandelt, so dass er kurz nach seiner Zurückverbringung in das Arrestlokal der Polizeihauptwache dort am 17. August 1933 früh gegen 5¹/₂ Uhr an diesen Misshandlungen starb. Nach dem gerichtsarztlichen Gutachten ist auf Grund des Befundes der Sektion zu vermuten,² dass Pflaumer [...], ein athletisch gebauter Mann, «übergelegt» wurde und auch die «Bastonade»³ erhielt, und dass die hierdurch erzeugten Blutungen unter der Haut [. . .] den Tod [. . .] herbeigeführt haben [...]

Würde [. . .] das Verfahren [...] durchgeführt, so wäre es – auch bei Ausschluss der Öffentlichkeit in der Hauptverhandlung – unvermeidlich, dass die breite Öffentlichkeit von den Vorgängen Kenntnis nähme. Dadurch würde das Ansehen der SA, der Partei, der Polizei und des nationalsozialistischen Staates überhaupt in schwerster Weise geschädigt und erschüttert.

Noch grösser aber wäre der Schaden für das Deutsche Reich,

der dadurch entstehen würde, dass – wie bestimmt anzunehmen ist – das Ausland von den Vorgängen Kenntnis erhalte [...]

Da die Tat keinem unedlen Beweggrund entsprang, vielmehr der Erreichung eines im höchsten Grade vaterländischen Zieles und zur Durchsetzung des nationalsozialistischen Staates diene, erscheint die Niederschlagung [...] nicht unvereinbar mit einer geordneten Strafrechtspflege.»

Diesem Standpunkt ist der Generalstaatsanwalt beim Oberlandesgericht Nürnberg beigetreten.

Der Staatsminister der Justiz⁴ befürwortet ebenfalls die Niederschlagung [.. .]

Diesen Gründen habe ich mich nicht verschliessen können.⁵

- 1 Gemeint ist eine gemeinsame terroristische Aktion von Polizei und SA, die in Nürnberg zur Vorbereitung des faschistischen Parteitages unternommen wurde.
- 2 Tatsächlich hatte der Landgerichtsarzt ohne Zweifel berichtet, dass der Kommunist «in grausamster, qualvoller Weise mit stumpfen Gegenständen zu Tode geprügelt worden sei.»
- 3 Eine in den despotischen Feudalregimen des Orients übliche Prügelstrafe.
- 4 In Bayern, d. i. Hans Frank.
- 5 Reichsjustizminister Franz Gürtner, dem das Schreiben vorlag, erhob seinerseits auch keine Bedenken dagegen, die Mörder unbehelligt zu lassen.

Wie bestialisch die Nazis mit ihren Gegnern umgingen, belegt auch der nachfolgende Bericht über die Ermordung des Schriftstellers und Pazifisten Erich Mühsam (1878-1934). Intellektuelle wie er, die den Nazis Widerstand leisteten, und ihnen vorwarfen, sie seien «Mordbuben» und Kriegshetzer, waren zum Tode verdammt, und wurden nicht selten langsam zu Tode gefoltert.

«Der letzte Leidensweg Erich Mühsams hatte begonnen: Gefängnis Lehrter Strasse, KZ Sonnenburg, Strafanstalt Plötzensee, KZ Brandenburg, KZ Oranienburg.

Kreszentia Mühsam schilderte später einen Besuch bei ihrem Mann: «Er war schrecklich zugerichtet. Ich hatte es schwer, mein Entsetzen zu verbergen. Er sass auf einem Stuhl, hatte keine Brille auf – man hatte sie ihm zerbrochen –, die Zähne waren ihm eingeschlagen, und sein Bart war von den Unmenschen so zugestutzt, dass der jüdische Typ zur Karikatur

gewandelt war. Als er mich sah, stiess er hervor: «Warum bist du in diese Hölle gekommen?» Und beim Abschied: «Eins merke dir, Zenzl, ich werde bestimmt niemals feige sein!»

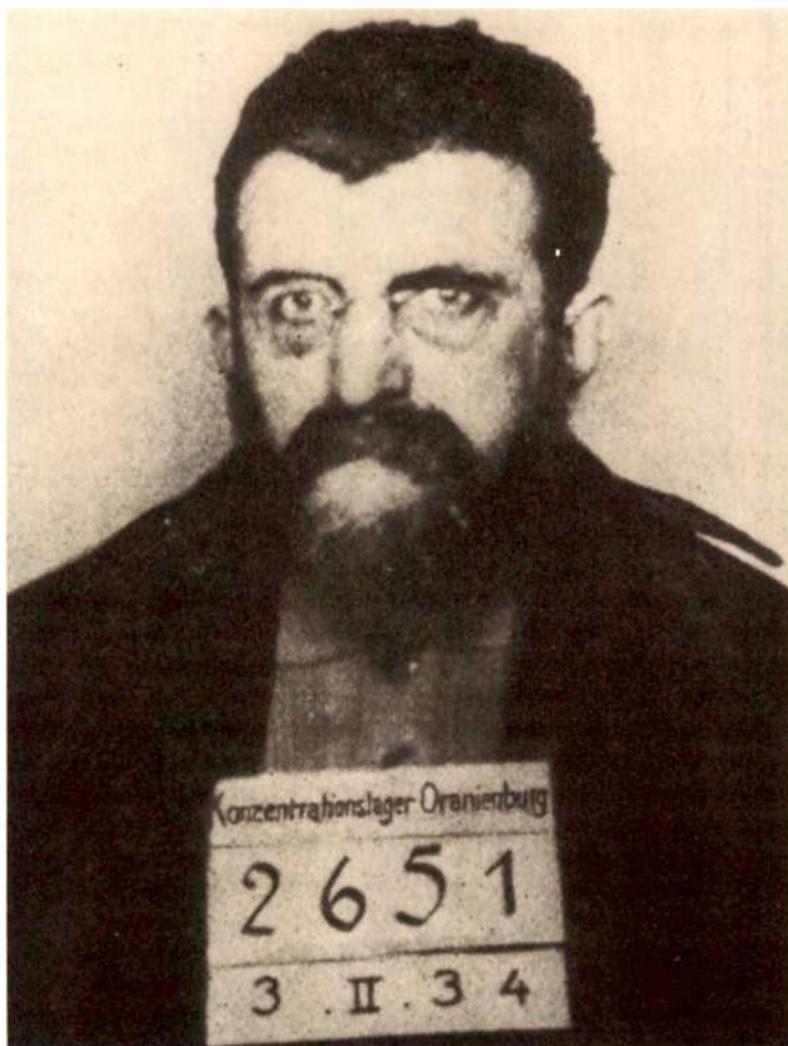
Ein Mithäftling schilderte später seinen Eindruck vom misshandelten Erich Mühsam: «Das Gesicht war feuerrot und vollkommen geschwollen, die Augen blutunterlaufen. Er fiel kraftlos auf seinen Strohsack. «Die Schweine», stiess er hervor, «haben mir in den Mund gerotzt.» Am nächsten Tag war sein linkes Ohr wie ein Boxerohr ganz dick angeschwollen, und aus dem Gehörgang trat eine Blase heraus. Acht Tage liess man ihn in diesem Zustand ohne Hilfe. Erich Mühsam sagte zu mir: «Weisst du, vor dem Sterben habe ich keine Angst, aber dieses langsame Hinmorden, das ist das Grauenhafte.»

SA-Männer täuschten ihm vor, er werde erschossen. Mühsam musste im Gefängnishof sein Grab schaufeln. Dann stellten sie ihn an die Wand und richteten die Waffen gegen ihn. Sie forderten ihn auf, das Horst-Wessel-Lied zu singen, und Erich Mühsam sang die Internationale: «Völker hört die Signale.» Seine Peiniger jagten ihn zurück in die Baracke. Als er an seine Frau schreiben wollte, bog ihm ein KZ-Aufseher die Daumen um und renkte sie aus. Dann sagte er: «So jetzt schreiben Sie ihrer Frau.»

Erich Mühsam ging seinen Weg zu Ende, so wie er ihn bereits 1918 vorgezeichnet hatte: «Und ob sie mich erschlügen, sich fügen heisst lügen!» Ein anderer Leidensgenosse erzählte später: «Noch an einem seiner letzten Abende sagte Erich Mühsam: «Wenn ihr hört, dass ich Selbstmord begangen habe, so dürft ihr es nicht glauben.» Am 6. Juli 1934 hielt die SS in dem bisher der SA unterstehenden KZ Oranienburg ihren Einzug. 150 SS-Männer aus Württemberg und Bayern.

Der Arbeiterschriftsteller Karl Grünberg erinnert sich: «Am Nachmittag des 10. Juli 1934 wurde Erich Mühsam in das Wachlokal bestellt. Dort machte ihm der SS-Sturmführer Ehrat in höhnisch-höflicher Form folgende Eröffnung: «Also Sie sind Herr Mühsam? Doch der Mühsam aus der Münchner Räterepublik? Also hören Sie zu, was ich Ihnen jetzt sage. Bis morgen früh haben Sie sich aufzuhängen. Sie verstehen doch, was ich meine, so um den Hals rum aufhängen. Wenn Sie diesen Befehl nicht ausführen, erledigen wir das selbst!» Ganz verstört kehrte Mühsam zu seinen Leidensgenossen zurück, denen er den Sachverhalt erzählte. Er erklärte, dass er ungeachtet der schon durchlebten Leiden sich auch jetzt keinesfalls selber aufhängen werde.

«Um 8.15 Uhr abends wurde Mühsam zum Verwaltungsgebäude geholt. Von diesem Weg kehrte er nicht mehr zurück.



Man sah ihn später in Begleitung des SS-Sturmführers Werner über den Hof gehen. Am nächsten Morgen fand man ihn, an einem Strick hängend, auf dem Abtritt Nummer vier; seine Füße hingen in das Abtrittsloch nieder. Der Knoten war so kunstgerecht geknüpft, wie ihn der halbblinde Mühsam niemals fertigbekommen hätte.» [Jürgen Serke]

Am 30.6. erfolgte die von Hitler persönlich befohlene grossangelegte Mordaktion im gesamten Reich, die später als «Röhmputsch» in den Sprachgebrauch einging. Ernst Röhm (geb. 1887) wollte die SA zur revolutionären

Armee machen, zum Volksheer. Hitler aber brauchte die Reichswehr und deren Generale für sein Ziel, Europa zu erobern. Hitler liess seinen Duzfreund Röhm fallen, und streute das Gerücht aus, Röhm habe einen Putsch gegen ihn geplant. Röhm und alle höheren SA-Führer wurden in einer Nacht- und Nebelaktion verhaftet und erschossen.

Hitler war damit seinen lästigen Rivalen los. Fortan spielte die SA im Reiche keine politische Rolle mehr, ausser, dass sie bei Aufmärschen die braune Kulisse abgab. Hitler hatte damit seine braune «Bewegung» verraten und sich offen zu den Offizieren der Reichswehr und dem Kapital bekannt. Diese Mordaktion löste im Volk nicht unerhebliche Unruhe aus, denn bis dahin galt die SA als die wichtigste Stütze der Partei. Die genaue Zahl der Erschossenen steht bis heute nicht fest, sicher ist nur, dass Hitler gleich noch ein paar alte Gegner beseitigte, und konservative und bürgerliche Kritiker, die sich gegen ihn gestellt hatten, «verschwinden» liess.

Bert Brecht hat, bezugnehmend auf die Vorgänge des 30.6. im Exil ein Gedicht geschrieben. Hier ein Auszug:

Ballade vom 30. Juni

1

Adolf schlief bei seinem Neuvermählten
Jenem reichen Thyssen an dem Rhein.
Böse Träume, die ihn immer quälten
Liessen ihn auch heut nicht schlafen ein.

2

Plötzlich aber kam durch die Gardine
Eine weisse, weiche Totenhand
Und er sah mit schreckensbleicher Miene
Dass sein toter Stabschef vor ihm stand.

3

Und er sah in seines Stabschefs Schläfe
Schwarz ein Loch (er sah's trotz schlechtem Licht).
Ja, sprach Röhm, dass man sich nochmals träfe
Daran, Adolf, dachtest du wohl nicht?!

4

Doch ich kann dir's, Adolf, nicht ersparen.
Hättst du mich nicht meuchlings umgebracht!

Du brauchst gar nicht heftig aufzufahren
Kam ich doch auch früher manche Nacht . . .

5

Ah, du maltest mir die Zukunft heller
Doch dann schrittest du zum Blutgericht.
Die Pistole auf dem Frühstücksteller
Nein, um dich verdiente ich sie nicht.

6

Haben wir bei dicht geschlossenen Laden
Doch vereint so manchen Mord geplant.
Dass auch mich du einstmals würdest verraten
Das, mein Adolf, hab ich nie geahnt.

[...]

16

Und mit mir, da warten hunderttausend
Die SA, die jetzt man schnöd verschiebt
Viele davon schon in Kerkern hausend
Weil es ja bei dir kein Dankschön gibt.

17

Schlugen sie sich drum mit der Kommune
Dass nun herrschen soll der dicke Wanst?
Sie erschlugen mancher Mutter Sohne
Dem du nicht das Wasser reichen kannst.

18

So sprach Röhm. Und eine letzte Zähre
Wischte er sich ab mit blasser Hand
Hob sie dann, als ob's zum Grusse wäre
Oder war's zum Fluche? und verschwand.

[...]

Hermann Göring hielt am 12. Juli vor General- und Oberstaatsanwälten eine Rede, in der er auf zynische Weise den Mord an den SA-Leuten rechtfertigte. Er gab offen zu, dass die Morde von Hitler gedeckt und von ihm veranlasst wurden; Hitler allein war also die Rechtsprechung, das gesetzliche Recht war ausser Kraft, jeder Mord wurde legal, wenn der

Führer dazu ja sagte, jedes Verbrechen wurde zur gesetzlichen Notwendigkeit, wenn es seinen Zielen entgegenstand.

Wie gesagt: die Todesurteile, die hier ohne ein Gericht, die aus Staatsnotwehr heraus von dem verantwortlichen Lenker des Staates gesprochen worden sind, sind rechters. Sie werden gedeckt vom Führer und in Verfolg seiner Vollmacht von mir. Jeder, der hierbei gefallen ist, sei es, dass die Exekution an ihm stattgefunden hat, sei es, dass er durch Selbstmord oder Widerstand gegen die Staatsgewalt gefallen ist, ist somit rechters gefallen. Sie, meine Herren, geht es nichts an, ob wir hier richtig gehandelt haben, ob wir die richtigen Personen getroffen haben, Sie geht es nur an, festzustellen, welche Verurteilten es sind. Das allein muss Sie interessieren. Sie müssen also wissen: Schmidt-Breslau ist rechters erschossen worden. Also: Hände davon; Auskünfte sind nicht einzuholen. Selbstverständlich müssen Sie das wissen, sonst könnte heute jeder Mord und Totschlag begangen werden, und es könnte immer heissen, das sei nun einmal verhängt worden. Deshalb werden jeweils den Oberstaatsanwälten und Staatsanwälten für ihren Bereich durch das Justizministerium die Namen bekanntgegeben werden, um die es sich hier handelt. Bezüglich dieser Namen hat überhaupt nichts weiter zu erfolgen, ist keine Auskunft einzuholen. Die Staatspolizeistellen sind angewiesen, keine Auskunft zu geben. [. .]

Nehmen wir an, Herr Müller habe Herrn Meyer erschossen, und zwar auftragsgemäss. Trotzdem wird vielleicht bekannt sein, dass Herr Müller mit Herrn Meyer nicht gut gestanden hat, dass beide etwas miteinander hatten. Solche Fälle sind denkbar. Aber hier hat nicht Herr Müller das Todesurteil gesprochen, sondern wir, die verantwortliche Instanz; Herr Müller hat das Urteil nur vollstreckt. Es ist möglich, dass hier Redereien entstehen und man sagt, es sei eine persönliche Angelegenheit gewesen. Steht der Name Meyer auf der Liste, dann ist dieser Fall nicht zu untersuchen und geht Sie nichts an [. ..]

Ich glaube also, dass Sie nunmehr klar sehen können und in Zukunft so Ihres Amtes walten können, wie die Staatsführung es von Ihnen verlangt.

Hitler selbst rechtfertigte in seiner Reichstagsrede vom 13. Juli die Mordaktion gegen die SA-Führer. Hitler log dem Volk vor, dass er durch sein persönliches Eingreifen eine ungeheure Gefahr vom deutschen Volke abgewendet habe.

Doch nicht alle glaubten ihm. Nicht nur jene, die die politische Lage durchschauten, auch einfache SA-Leute misstrauten seinen Worten. Ich weiss von meiner Grossmutter, dass mein SA-Onkel seit dieser Zeit sonntags nicht mehr in Uniform am Mittagstisch sass. Er hatte den Glauben an Hitler verloren. Er ging auch nicht mehr zu Versammlungen, und wurde deshalb einige Monate später aus der SA ausgeschlossen. Er hat sich später auch nicht mehr darum bemüht, in die SA aufgenommen zu werden. Folge dieser Mordaktion war, dass am 20. Juli die SS, die bis dahin noch eine Gliederung der SA war, herausgelöst und ein eigener Verband wurde, der Hitler direkt unterstellt war. Es sollte nur ein paar Jahre dauern und die SS war ein Staat im Staate geworden. Ihre schwarzen Uniformen verbreiteten bei der Bevölkerung bald Angst und Schrecken. Tausende in Gefängnissen und Konzentrationslagern wurden zu billigen Arbeitskräften, Dumme und Verhetzte wurden ihre Aufseher, und sie erledigten ihre Aufgabe gründlich. Folterungen waren an der Tagesordnung, Menschen wurden wie Tiere erschlagen. Die offizielle Version für die Angehörigen lautete dann: an Herzinfarkt verstorben.

Trotz zunehmenden Terrors der Nazis hörte der Widerstand nicht auf. Selbst in den KZ's bildeten sich immer neue Widerstandsgruppen.

Im KZ Sachsenhausen sangen inhaftierte Juden ein umgedichtetes jiddisches Volkslied:

Zehn Brüder waren wir gewesen,
Haben wir gehandelt mit Wein.
Einer ist gestorben,
Sind geblieben neun.
O Jidl mit der Fidele,
Tevje mit dem Bass,
Sing mir mal ein Liedele,
Müssen wir in's Gas!
Oj-joj, oj-joj, jo-joj!
Sing mir mal ein Liedele,
Müssen wir in's Gas!

Ein Bruder bin ich nur geblieben,
Mit wem ich weinen soll?
Die andre sind ermordet!
Denk' ich an alle neun!
O Jidl mit der Fidele,

Tevje mit dem Bass,
Hört mein letztes Liedele,
Muss ich auch in's Gas!
Oj-joj, oj-joj, oj-joj!

[Nach einem alten jiddischen Volkslied im Lager Sachsenhausen umgedichtet von dem früheren Leiter eines Berlin-Neuköllner Arbeiterchors, Rosebery d'Arguto. D'Arguto wurde später in Auschwitz ins Gas getrieben.]

Am 2. August starb Hindenburg und wurde mit grossem Pomp in Tannenberg in Ostpreussen beigesetzt. Hitler wurde nun in einer Person Reichskanzler und Reichspräsident, fortan also der «Führer» des Reiches, bald aber des Grossdeutschen Reiches.

Die Millionen die ihm zujubelten, sahen die Zukunft in den rosigen Farben.

Meine Tante bekam Arbeit in der Porzellanfabrik, mein Grossvater fuhr im Winter Langholz aus den Wäldern. Das war eine gefährliche Arbeit, bei der immer wieder Menschen tödlich verunglückten. Aber sie hatten Arbeit, sie tranken ihr Bier und kümmerten sich nicht um Politik. Wenn dennoch manchmal über Politik gestritten wurde, hiess es zum Abschluss meistens: «Aber der Führer wird das schon machen.» Nur mein Vater schwieg nicht mehr, zu ihm kamen immer mehr Besucher, immer wieder andere, und ich hörte aus den leise geführten Gesprächen, dass der, der vorige Woche noch da war, verhaftet und in ein Lager eingeliefert worden war. Die Besucher kamen heimlich, meistens nachts, wenn ich schön schlief. Ich sollte nichts mitbekommen, ich hätte ja in meiner kindlichen Einfalt etwas ausplaudern können. Trotzdem horchte ich manchmal an der Tür, da mein Zimmer an die Wohnstube grenzte.

1935

Der Schriftsteller Ernst Wiechert (1887-1950) hielt in diesem Jahr eine Rede vor Studenten der Universität München, die nicht nur mutig, sondern selbstmörderisch zu nennen war. Ein Satz aus dieser Rede lautete: «Es kann wohl sein, dass ein Volk aufhört, Recht und Unrecht zu unterscheiden. Es kann auch sein, dass es noch Gladiatorenruhm gewinnt. Aber solch ein Volk steht schon auf einer jäh sich neigenden Ebene, und das Gesetz des Untergangs ist ihm schon geschrieben.»

Zehn Jahre später sollten seine prophetischen Worte wahr werden.

Obwohl Wiechert nicht zu den verbrannten oder verbotenen Autoren gehörte, schickten ihn die Nazis 1938 in das KZ Buchenwald, aus dem er erst auf Grund internationaler Proteste wieder frei kam. Sein Leben im KZ schildert Wiechert in seinem Buch: «Der Totenwald», das natürlich erst nach dem Kriege in Deutschland erscheinen konnte.

Deutschland durfte nach dem Versailler Vertrag nur ein Heer von 100'000 Mann in der Reichswehr halten. Hitler verkündete am 16. März die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, was einen Bruch der internationalen Verträge bedeutete. In Wirklichkeit hatte Deutschland längst mehr Soldaten, als die Reichswehr haben durfte, denn SA und SS waren vormilitärisch ausgebildet worden.

Trotz der offensichtlichen Aufrüstung verkündete Hitler in



Hitler vor der Reichstagssitzung vom 21. Mai 1935.

seiner Reichstagsrede am 21. Mai seine Bereitschaft, die internationalen Abmachungen weitgehend einzuhalten.

Das Volk glaubte ihm, denn es wollte weiter nichts als Frieden, und viele Staatsmänner und Politiker des Auslandes vertrauten ihm auch.

Die Deutschen wollten seinen Worten auch deshalb glauben, weil sie nach jahrelanger Arbeitslosigkeit wieder Arbeit gefunden hatten, und das Wenige, das sie jetzt mit dem verdienten Geld anschaffen konnten, nicht aufs Spiel setzen wollten. Hitler sagte unter anderem:

4. Die deutsche Reichsregierung ist jederzeit bereit, sich an einem System kollektiver Zusammenarbeit zur Sicherung des europäischen Friedens zu beteiligen.

5. Die deutsche Reichsregierung ist der Auffassung, dass der Neuaufbau einer europäischen Zusammenarbeit sich nicht in den Formen einseitig aufoktrozierter Bedingungen vollziehen kann.

6. Die deutsche Reichsregierung ist grundsätzlich bereit, Nichtangriffspakte mit ihren einzelnen Nachbarstaaten abzuschliessen. [...]

8. Die deutsche Reichsregierung hat das Ausmass des Aufbaus der neuen deutschen Wehrmacht bekanntgegeben. Sie wird davon unter keinen Umständen abgehen ... Sie ist aber jederzeit bereit, in ihrer Waffenrüstung jene Begrenzungen vorzunehmen, die von den anderen Staaten ebenfalls übernommen werden. [..]

10. Die deutsche Reichsregierung ist bereit, jeder Beschränkung zuzustimmen, die zu einer Beseitigung der gerade für den Angriff besonders geeigneten schwersten Waffen führt. [...]

13. Die deutsche Reichsregierung ist jederzeit bereit, einer internationalen Vereinbarung zuzustimmen, die in einer wirklichen Weise alle Versuche einer Einmischung von aussen in andere Staaten unterbindet und unmöglich macht. . .

Bei meiner Grossmutter hockten wir vor dem Radio, um Hitlers Rede zu lauschen. Nachbarn und Freunde, die noch kein Radio hatten, waren eingeladen worden. Man nannte das damals: Gemeinschaftsempfang. Die Strassen waren leer, wie heutzutage bei einem Fussballänderspiel. Nach der Rede atmeten alle auf, und man war sicher, dass Hitler keinen Krieg

beginnen würde. Wenn es dennoch welchen geben sollte, dann höchstens durch die Engländer und Franzosen, die – angeblich – auf die Deutschen neidisch waren.

Zu dieser Zeit bekam ich jeden Samstag Vormittag 20 Pfennige Taschengeld. Das reichte fürs Kino. Schon damals wurden Western und Dick und Doof-Filme gezeigt, und das wollten wir uns natürlich nicht entgehen lassen. Aber an der Ecke war auch eine Bäckerei, und dort konnte man ebenfalls für 20 Pfennige eine Tüte Bruchschokolade kaufen. Das war stets ein Gewissenskonflikt, wofür man seine 20 Pfennige ausgeben sollte. Also kauften wir uns Bruchschokolade und versuchten, umsonst ins Kino zu kommen. Wenn wir ohne Eintrittskarte erwischt wurden, gab es natürlich Ohrfeigen – und nicht zu knapp. Zu Hause erzählten wir nichts davon, denn dort hätten wir sogleich neue Prügel bezogen.

Im deutschen Reich wurde die Schlinge immer enger gezogen. Am 23. April verkündete der Präsident der Reichsschrifttumskammer, dass jeder Deutsche nur arisches Schrifttum lesen dürfe – z.B. nicht Heinrich Heine, denn der war ja Jude – und auch solche Schriftsteller nicht, die emigriert waren, und das war fast die gesamte damalige deutsche Literatur. Wer dabei erwischt wurde, dass er verbotene Bücher oder Zeitschriften las, wurde verurteilt und kam ins Gefängnis, wenn nicht gar in ein Konzentrationslager.

Das Regime nutzte jede Gelegenheit, um seine Leistung zu demonstrieren, so etwa bei der Einweihung des ersten Autobahnabschnitts zwischen Frankfurt und Darmstadt. Noch heute wird das Märchen verbreitet, Hitler sei der Erfinder der Autobahnen. Tatsache jedoch ist, dass die Pläne für die Autobahnen schon seit 1924 existierten. Hitler hat sie allerdings aufgegriffen und verwirklicht, aber nicht allein zu dem Zweck, den Arbeitslosen Arbeit zu geben, seine Pläne waren viel weitgehender. Da er seit der Machtübernahme systematisch den Krieg vorbereitete, brauchte er gute Strassen, um die im Krieg benötigten Fahrzeuge schneller vorwärts zu bringen. Kriegsvorbereitungen, Aufrüstung, Verfolgung Andersdenkender und die Auswirkungen der neuen «Nazireligion» wurden auch zu einem Problem für die kirchlichen Organisationen. Wie stellten sie sich zu Hitler und seinem Regime? Erwiesen ist, dass viele Gläubige, sowohl evangelische als auch katholische, aus ihrer Abneigung gegen den Nationalsozialis-

mus kein Hehl machen, insbesondere auf dem Lande, wo die Pfarrer sehr angesehen waren. Aber was für die einfachen Pfarrer galt, nämlich Gottes Wort, das galt nicht immer für jene, die in höheren Etagen saßen, die Kirchenleitungen, Bischöfe und Kardinale.

In der Westfälisch-Anhaltischen Sprengstoff AG ereignete sich im Sommer 1935 ein furchtbares Unglück, bei dem sechzig Arbeiter durch eine Explosion getötet wurden. Bischöfe beider Konfessionen hielten Trauerreden. Der katholische sprach von dunklen Schicksalsmächten und erflehte Gnade. Der evangelische Bischof Dr. Peter sagte: «Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Damit werden wir frei von der unheimlichen Feindseligkeit dieses Geschehens. Mit dem Führer wollen wir deshalb beten: Herr, lass uns nicht feige werden.»

Das war blanker Zynismus angesichts der Opfer, der ersten in der Folge eines gigantischen Wettrüstens. Auch Dr. Peter sollte klar gewesen sein, dass man Sprengstoff nur selten für friedliche Zwecke nutzt.

Die Fuldaer Bischofskonferenz sprach sich am 28. März eindeutig für Hitler aus.

«Die Oberhirten der Diözesen Deutschlands haben aus triftigen Gründen, die wiederholt dargelegt sind, ihrer pflichtmässigen Sorge für Reinerhaltung des katholischen Glaubens und für Schutz der unantastbaren Aufgaben und Rechte der katholischen Kirche in den letzten Jahren gegenüber der nationalsozialistischen Bewegung eine ablehnende Haltung durch Verbote und Warnungen eingenommen, die solange und insoweit in Geltung bleiben sollten, wie diese Gründe fortbestehen.

Es ist nunmehr anzuerkennen, dass von dem höchsten Vertreter der Reichsregierung, der zugleich autoritärer Führer jener Bewegung ist, öffentlich und feierlich Erklärungen gegeben sind, durch die der Unverletzlichkeit der katholischen Glaubenslehre und den unveränderlichen Aufgaben und Rechten der Kirche Rechnung getragen, sowie die vollinhaltliche Geltung der von den einzelnen deutschen Ländern mit der Kirche abgeschlossenen Staatsverträge durch die Reichsregierung ausdrücklich zugesichert wird. Ohne die in unseren früheren Massnahmen liegende Verurteilung bestimmter religiös-sittlicher Irrtümer aufzuheben, glaubt daher der Episkopat das Vertrauen hegen zu können, dass die vorbezeichneten allge-

meinen Verbote und Warnungen nicht mehr als notwendig betrachtet zu werden brauchen.

Für die katholischen Christen, denen die Stimme ihrer Kirche heilig ist, bedarf es auch im gegenwärtigen Zeitpunkte keiner besonderen Mahnung zur Treue gegenüber der rechtmässigen Obrigkeit und zur gewissenhaften Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten unter grundsätzlicher Ablehnung allen rechtswidrigen oder umstürzlerischen Verhaltens.»

Damit war dem katholischen Gläubigen von seinen höchsten Würdenträgern gesagt worden, dass der Widerstand gegen Hitler, in welcher Form auch immer, gegen das Gebot der Kirche versties. Wie sollte also ein Laie, ein naiv Glaubender Hitlers Machenschaften durchschauen oder ihm nur misstrauen, wenn die Bischöfe seiner Kirche ihm sagten, Hitler sei schon in Ordnung, so lange er sich nicht an der Kirche und ihrem Eigentum vergreife.

Dass es doch bis an das bittere Ende 1945 Widerstand aus kirchlichen Kreisen gab, beweist die Tatsache, dass viele Pfarrer beider Konfessionen ins Gefängnis oder ins KZ kamen, und dort gefoltert oder getötet wurden.

Sie hatten nicht nur Hitler misstraut, sondern auch ihren Kirchenoberen. Ihnen stand der christliche Glaube höher als das Wohlverhalten gegenüber diesem verbrecherischen Staat. Es gibt Zeugnisse, dass Priester von der Kanzel herab offen zum Widerstand aufriefen.

Augenzeugen erzählten mir, dass ein Pfarrer aus unserer Nachbargemeinde nach dem Gottesdienst von zwei Gestapomännern am Kirchenportal verhaftet wurde. Es war gar nicht selten, dass die Gestapo im Gottesdienst sass und zuhörte. Wenn der Pfarrer nur ein Wort gegen Hitler fallen liess oder seine Predigt zweideutig auszulegen war, wurde er verhaftet. Zwei Gesetze aber prägten in Zukunft das Gesicht des Dritten Reiches mehr als alle anderen. Wenn längst vieles vergessen sein wird, werden diese beiden Gesetze den Deutschen und der Welt noch immer im Gedächtnis sein, besonders aber den Juden.

Am 15. September wurden das «Reichsbürgergesetz» und das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» verabschiedet. Gemeint sind die «Nürnberger Gesetze», so genannt, weil sie in einer Sondersitzung des Reichstages in Nürnberg vorgelegt und angenommen wurden.

Die Nürnberger Gesetze

§ 1 (1) Staatsangehöriger ist, wer dem Schutzverband des Deutschen Reiches angehört und ihm dafür besonders verpflichtet ist . . .

§2(1) Reichsbürger ist nur der Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes, der durch sein Verhalten beweist, dass er gewillt und geeignet ist, in Treue dem Deutschen Volk und Reich zu dienen . . .

§ 3 Der Reichsminister des Innern erlässt im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers die zur Durchführung und Ergänzung des Gesetzes erforderlichen Rechts- und Verwaltungsvorschriften.

Reichsbürgergesetz vom 15. September 1935

§ 1 (1) Eheschliessungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes sind verboten. Trotzdem geschlossene Ehen sind nichtig, auch wenn sie zur Umgehung dieses Gesetzes im Ausland geschlossen sind.

(2) Die Nichtigkeitsklage kann nur der Staatsanwalt erheben.

§ 2 Ausserehelicher Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes ist verboten . . .

§ 5 (1) Wer dem Verbot des § 1 zuwiderhandelt, wird mit Zuchthaus bestraft. ..

(2) Der Mann, der dem Verbot des § 2 zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis oder mit Zuchthaus bestraft.

§ 6 Der Reichsminister des Innern erlässt im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers und dem Reichsminister der Justiz die zur Durchführung und Ergänzung des Gesetzes erforderlichen Rechts- und Verwaltungsvorschriften.

Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. September 1935

Die Nürnberger Gesetze schufen die Grundlage für die spätere Vernichtung der Juden.

Am 18. Oktober 1935 wurde das Gesetz «zum Schutz der Erbgesundheit des deutschen Volkes» verabschiedet. Danach durften Deutsche nicht heiraten, wenn nicht einwandfrei festgestellt worden war, dass keine Erbkrankheiten in der Familie waren. Das Erbgesundheitsgesetz wurde die Grundlage für die spätere Euthanasie. Was nach nationalsozialistischer Weltanschauung «lebensunwert» war, wurde zum Tode verurteilt.

Ich habe einen geistig und körperlich behinderten Sohn. Wäre

er im Jahre 1935 geboren worden, wäre er bestimmt keine drei Jahre alt geworden. Hitlers Schergen und Helfershelfer, sehr viele Ärzte waren darunter, die später an Menschen grausame Experimente vornahmen, hätten meinen Jungen abgeholt und wenig später hätte ich eine Nachricht bekommen, dass er an einer «notwendigen» Operation gestorben sei. Nirgendwo und zu keiner Zeit hat es auf der Welt in der Geschichte der Menschheit solche Gesetze gegeben, nicht in Zeiten der grössten Barbarei, und schon gar nicht bei den sogenannten «Wilden» oder «Unkultivierten». Diese Gesetze sind Schmach und Schande, und es ist gewiss ebenso schändlich, dass ein Jurist wie Hans Globke, der die Kommentare zu den Nürnberger Gesetzen schrieb (von 1932 bis 1945 Ministerialrat im Reichsinnenministerium) von 1953 bis 1963 Staatssekretär im Bundeskanzleramt war. Er schuf eigentlich die Ausführungsbestimmungen, die Anleitungen zur praktischen Anwendung dieser Gesetze.

Das Blutschutzgesetz zieht die Trennung zwischen jüdischem und deutschem Blut in biologischer Hinsicht. Der in dem Jahrzehnt vor dem Umbruch um sich greifende Verfall des Gefühls für die Bedeutung der Reinheit des Blutes und die damit verbundene Auflösung aller völkischen Werte liess ein gesetzliches Eingreifen besonders dringend erscheinen. Da hierfür dem deutschen Volk nur von Seiten des Judentums eine akute Gefahr drohte, bezweckt das Gesetz in erster Linie die Verhinderung weiterer Blutmischung mit Juden . . .

Kein nach der nationalsozialistischen Revolution erlassenes Gesetz ist eine so vollkommene Abkehr von der Geisteshaltung und der Staatsauffassung des vergangenen Jahrhunderts wie das Reichsbürgergesetz. Den Lehren von der Gleichheit aller Menschen und von der grundsätzlich unbeschränkten Freiheit des Einzelnen gegenüber dem Staate setzt der Nationalsozialismus hier die harten, aber notwendigen Erkenntnisse von der naturgesetzlichen Ungleichheit und Verschiedenartigkeit der Menschen entgegen. Aus der Verschiedenartigkeit der Rassen, Völker und Menschen folgen zwangsläufig Unterscheidungen in den Rechten und Pflichten der Einzelnen. Diese auf dem Leben und den unabänderlichen Naturgesetzen beruhende Verschiedenheit führt das Reichsbürgergesetz in der politischen Grundordnung des deutschen Volkes durch.

Stuckart/Globke, Kommentare zur deutschen Rassegesetzgebung

An diesem Beispiel ist zu sehen, dass Männer in die höchsten Positionen des neuen Staates Bundesrepublik Deutschland aufsteigen konnten, die damals Wegbereiter für Menschenverrichtungen waren, auch wenn sie «nur» einen Kommentar verfassten.

1936

Das war das Jahr der Olympischen Spiele.

Die Sommerspiele wurden in Berlin ausgetragen, die Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen.

Natürlich interessierte uns Kinder das sehr. Immerhin war ich schon zehn Jahre alt und Sport war eines der Hauptfächer in der Schule. Wer gut in Sport war, der galt auch als guter Schüler.

Obwohl uns Kindern täglich eingetrichtert wurde, dass alles Nichtdeutsche nicht wertvoll war, wurde ein Schwarzer unser Idol: Der vierfache Olympiasieger Jesse Owens aus den USA. Wir spielten auf dem Sportplatz Jesse Owens: wer am weitesten sprang, wer am schnellsten lief, wer am weitesten warf, der war einfach Jesse Owens.

Hörten es die Lehrer, verboten sie uns diese Spiele, aber sie blieben uns die Antwort schuldig, warum ein Neger, Angehöriger einer «niedereren» Rasse solche sportlichen Erfolge erringen konnte.

Für Hitler und sein Regime waren die Olympischen Spiele der beste Anlass, aller Welt zu demonstrieren, wie sehr sein Volk hinter ihm stand. Die ganze Welt blickte nach Berlin und sah, wie dieses Volk ihm zujubelte. Berlin war ein Meer von Fahnen, es herrschte Ruhe, Ordnung, Sauberkeit und Disziplin – aber weder Sportler noch Betreuer noch Funktionäre wurden in die KZ's geführt. Sie sahen nur die Schokoladenseite des Dritten Reiches, und doch wurden in Deutschland hinter Stacheldraht unzählige Menschen unter unmenschlichsten Bedingungen gefangen gehalten.

Durch den Friedensvertrag von Versailles wurde das Saargebiet zwar nicht vom deutschen Reich abgetrennt, sondern unterstand dem Völkerbund (einem Vorläufer der UNO) mit Sitz in Genf, und war wirtschaftlich nach Frankreich orientiert. Im Friedensvertrag war festgelegt worden, dass nach 15 Jahren eine Volksabstimmung im Saargebiet abgehalten werden sollte, bei der die Bevölkerung selbst zu entscheiden hatte, ob sie zu Deutschland oder zu Frankreich gehören wollte.

Bei der Abstimmung 1936 stimmten 91% der Saarländer für das deutsche Reich, und Hitler buchete das als seinen ganz persönlichen Erfolg. Das Saargebiet war ihm auch noch in

anderer Hinsicht wichtig, denn es besass grosse Kohlenzechen und Stahlwerke. Für die Rüstungsindustrie war dieses Gebiet von grosser Bedeutung.

Bei der «Befreiungsfeier» in Saarbrücken erklärte Hitler, er habe nun keine territorialen Ansprüche mehr an Frankreich. Er verschwieg aber, dass er längst ein Auge auf Elsass-Lothringen geworfen hatte, das im Friedensvertrag von Versailles Frankreich zugesprochen worden war. Er fügte hinzu: «Am Ende ist das Blut stärker als alle papierenen Dokumente. Was Tinte schrieb, wird eines Tages durch Blut wieder ausgelöscht. Wehe dem, der aus diesen Tatsachen nichts lernen will.»

Für Hitler sind Verträge immer nur Papier gewesen, die er zerriss, wenn sie keinen Vorteil mehr brachten, oder ihn an seiner Politik hinderten.

Im Versailler Vertrag war auch festgelegt worden, dass ein Streifen von 50 km Breite rechts des Rheins aus Sicherheitsgründen gegenüber Frankreich nicht mit Militär belegt werden durfte. Man nannte diesen Streifen «entmilitarisierte Zone».

Am 7. März marschierte deutsches Militär in diese Zone, auch in das Land links des Rheins ein. Hitler hatte wieder einmal einen Vertrag gebrochen, und mit Militärstiefeln für ungültig erklärt. Aber die Bevölkerung des Rheinlandes begrüßte die Soldaten der neuen deutschen Armee mit Begeisterungstürmen.

Von London aus verurteilte der Völkerbund am 18. März zwar die Rheinlandbesetzung, jedoch blieb es bei diesem lahmen Protest. Erneut wurde Hitler in seiner Überzeugung bestärkt, Frankreich und Grossbritannien seien nichts weiter als schwächliche Staaten, die beim ersten Angriff zusammenbrechen würden.

Hitler hat sich seine «Siege» immer vom Volk bestätigen lassen. Am 19. 3., nach der Rheinlandbesetzung, erfolgte wieder eine Volksabstimmung, bei der über 98% für Hitler und seine Politik stimmten.

Solche Prozentzahlen dürfen mit Recht angezweifelt werden, denn mit der Wahrheit haben es die Nazis nie genau genommen. Aber Hitler hätte seinen Schritt, das Rheinland zu besetzen, auch nicht rückgängig gemacht, wenn nur 40% für ihn gestimmt hätten.

Montag, den 30. 3. 1936

Das deutsche Volk hat kapituliert! Angeblich mit 98,8 Prozent der Stimmen ist ER gewählt worden – und nur knapp über fünfzigtausend Stimmen waren dagegen beziehungsweise ungültig. Ich und viele andere glauben das nicht, wir halten diese Angaben für eine Mache. Die Wahl ist gefälscht worden! Aus Rotsürben bei Breslau und anderen Dörfern wurden die Wahlresultate mit hundert Prozent angegeben. Aber Eingeborene dieser Dörfer erzählen selbst, dass sie mit voller Absicht auf den Zettel «nein» geschrieben haben, um jede Missdeutung unmöglich zu machen. [Walter Tausk]

Am 17. Juni wurde Heinrich Himmler, der skrupelloseste in Hitlers Gefolgschaft, Chef aller Polizeikräfte in Deutschland. Meine Grossmutter sagte immer, wenn sie Himmler im Radio sprechen hörte oder sein Bild in der Zeitung sah: «Vor diesem Mann habe ich Angst. Dass sich der Führer mit solchen Leuten umgibt.»

Es darf nicht vergessen werden, dass Hitler in weiten Kreisen der Bevölkerung eine geradezu abgöttische Verehrung genoss. Eine raffinierte Propaganda, die täglich auf die Menschen niederregnete, half dabei kräftig mit. Geschah etwas, das gegen das Gerechtigkeitsempfinden und die Moral des Volkes versties, dann sagten die Leute einfach: Wenn das der Führer wüsste.

Das Volk war so gutgläubig, dass es meinte, der Führer wisse das meiste überhaupt nicht, was an Ungerechtigkeiten im Lande vorging. Er musste sich schliesslich um die «hohe» Politik kümmern. Es erschien unmöglich, dass alle Greuel vom Führer auch befohlen worden waren. Damit schob man die Verantwortung von sich selbst weg.

Am 16. Juli, also zwei Wochen vor Eröffnung der Olympischen Sommerspiele, begann der spanische Bürgerkrieg, den der faschistische General Franco mit deutscher und italienischer Militärhilfe gegen republikanische und internationale Brigaden gewann.

Hitler hat die Teilnahme seiner Truppen zunächst verheimlicht. Doch nach Beendigung des spanischen Bürgerkrieges (1939) liess er die deutschen Truppen, die in Spanien eingesetzt waren, die «Legion Condor», in Berlin paradieren. Spanien war das Manöverfeld für die jungen deutschen Truppen und ihre Offiziere.

Am 30. September wurde Franco Chef der nationalspanischen Regierung und am 18. November schon erkannten Deutschland und Italien diese Regierung als rechtmässig an. Das war gegenüber der Weltöffentlichkeit deutlich. Hitler und Mussolini machten klar, dass ihre Sympathien und ihre Interessen beim Diktator Franco lagen.

Schon Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, in dem englische und amerikanische Flugzeuge Bomben auf die Zivilbevölkerung warfen, bombardierten deutsche Flieger spanische Städte. So wurde die Stadt Guernica fast völlig vernichtet.

Pablo Picassos Gemälde «Guernica» hat dieses Verbrechen zum Thema. In Hermann Kestens Buch «Die Kinder von Guernica», das 1939 im Exil erschien, schildert ein überlebender Junge den Angriff:

«Lieber Herr. Diese Flieger kamen so niedrig herunter, wie aus Neugier, und da lief ich, in meiner schrecklichen Armut an Gefühlen, da war noch nicht Entsetzen, noch nicht Verzweiflung, noch nicht dieser alle Därme zerreisende Schmerz, nur: Ich lief. Ich sah! Diese Flieger schossen auf die rennenden Leute, die schon die Luftschutzkeller verlassen hatten. Da war ein Platz vor der Kirche, der Schafmarkt, hinter Hürden standen sie, die Flieger schossen auf die Schafe mit Maschinengewehren, begreifen Sie, und die Schafe starben hilflos blökend, wie Kinder. Und die heulenden Hunde fielen um und heulten nicht mehr. Und die Flieger schossen auf das blökende Vieh auf dem Viehmarkt; die Kühe, die sanftäugigen, fielen um und muhten nicht mehr. Sie schossen auf Menschen wie auf Vieh. Es war ihnen alles egal. Sie bekamen es bezahlt, und sie schossen auch aus heiliger Überzeugung. Ich lief und sah. Plötzlich fasste mich eine Hand an, stiess mich in ein Loch, mitten auf dem Markt war die Erde aufgerissen, es ging in den Bauch der Erde, war aber nur ein Granatloch, da lag ich hingestreckt, und Lärm, Rauch. Da war kein Himmel mehr. Endlich hörte der Lärm auf. Die Flieger waren weg. Da hob mich eine Hand aus dem Granatloch. Da standen zwei auf dem Platz, einer und ich. Der Taumel, wie blind, wie taub. Die Stille nach diesem ohrenzerreisenden Lärm, so entsetzlich still, hundertmal so schreckensvoll. Und: Autoteile auf Dächern, Dächer in Gärten, brennende Bäume, zerbrochene Fenster, Häuser von einer Bombe durchgeschlagen, vom First zum Keller aufgerissen. Und Blutpfützen, dunkle Lachen von schwärzlichem Blut. Und die Toten. So schamlos ist der

Tod. Er verwischt jedes Gesicht und entblösst es. Wenn Gott menschlich fühlte, müsste er wegsehen von den Toten. Schämt er sich nicht, wenn er die Toten so nackt sieht? Und dieses Winseln in den brennenden Häusern. Und überall die Toten. Hunde, Katzen, Vieh, Männer, Weiber, Kinder ausgestreckt, hockend, sitzend, alle tot. Und erst die Verwundeten. Wie sie schreien! Die Menschen kann gar nichts erschrecken.

Später, in Paris schon, las ich in gewissen Blättern, nicht die Flieger, Anarchisten hätten Gernika angezündet, Häuser in Brand gesetzt, Nonnen erschossen, Kinder erschlagen. Und Leute lesen das, und Leute glauben das. Und man kann Böses tun und es ableugnen! Und die Diebe stehn zu beiden Seiten der Strasse und deuten auf Unschuldige – jeder Mensch weiss, dass Diebe so tun. Erst morden sie, dann lügen sie. Ist das erlaubt? Herr! Sie logen! Sie logen! – Carlos trommelte mit beiden Fäusten auf meine Knie. «Freilich», sagte ich. «Wer mordet, lügt auch.»

«Siege machen die Leute besoffen», hat mein Grossvater immer gesagt, «sogar vernünftige Leute reden plötzlich Unsinn».

In der Tat, seit 1933 wurde immer gesiegt, und viele waren tatsächlich von den Siegesfanfaren, Siegesfeiern, den Fahnen und der Marschmusik trunken.

Natürlich waren das alles Siege der Arier, der Nichtjuden also. Der arische Mensch wurde zum körperlichen und geistigen «Superman» stilisiert. Bald gab es eine deutsche Kunst, eine deutsche Literatur und gar eine deutsche Physik.

Der deutsche Nobelpreisträger Professor Lenard verstieg sich zu der lächerlichen These, dass Erfolge in der Wissenschaft rassisch bedingt seien, und nur der arische Mensch zu Höchstleistungen fähig sei.

Der Rassegedanke in der Wissenschaft

a) «Deutsche Physik»

[Aus einer Schrift des Nobelpreisträgers Prof. Philipp Lenard]

«*Deutsche Physik?*» wird man fragen. – Ich hätte auch arische Physik oder Physik der nordisch gearteten Menschen sagen können, Physik der Wirklichkeits-Ergründer, der Wahrheit-Suchenden, Physik derjenigen, die Naturforschung be-

gründet haben. – «Die Wissenschaft ist und bleibt international!» wird man mir einwenden wollen. Dem liegt aber ein Irrtum zugrunde. In Wirklichkeit ist die Wissenschaft, wie alles, was Menschen hervorbringen, rassistisch, blutmässig bedingt. Ein Anschein von Internationalität kann entstehen, wenn aus der Allgemeingültigkeit der Ergebnisse der Naturwissenschaft zu Unrecht auf allgemeinen Ursprung geschlossen wird oder wenn übersehen wird, dass die Völker verschiedener Länder, die Wissenschaft gleicher oder verwandter Art geliefert haben wie das deutsche Volk, dies nur deshalb und insofern konnten, weil sie ebenfalls vorwiegend nordischer Rassenmischung sind oder waren. Völker anderer Rassenmischung haben eine andere Art, Wissenschaft zu treiben . .

Mit der Bücherverbrennung war man 1933 gegen unliebsame Literatur vorgegangen, jetzt begann man auch Werke der bildenden Kunst als undeutsch auszumerzen, und aus den Museen zu verbannen. In München, im «Haus der deutschen



Ausstellung im Weissen Saal der Polizeidirektion, Neuhauserstrasse, Eingang Augustinerstrasse / Geöffnet Werktags von 10 bis 21 Uhr, Sonntags 10 bis 18 Uhr / Eintritt Für Einzelpersonen 20 Pfennig Bei geschlossenen Führungen der Betriebe 10 Pfennig / Anmeldung der Führungen im Gauamt der N.S - Gern «Kraft durch Freude» Abt Propaganda

Plakat für die Ausstellung „Entartete Kunst“, 1936. In der Ausstellung waren u. a. Werke von Klee, Barlach, Marc, Beckmann, Hofer, Kokoschka, Feininger und Nolde zu sehen.

Kunst» wurde eine Ausstellung eröffnet, die der deutschen Öffentlichkeit nichtdeutsche Kunst vorführen sollte. Die Ausstellung nannte sich «Entartete Kunst».

Entartet war für die Nazis derjenige, der mit seinen Werken gegen Krieg und für Humanität eintrat, wer den Menschen in seinen Ängsten zeigte, in seinem Schmerz und seiner Kreatürlichkeit, der nicht den blonden Germanen verherrlichte oder Stärke, Macht und Sieg.

Was damals in München zusammengetragen wurde, war ein Panorama der modernen Malerei. Namen, die damals wie heute in der Welt Bedeutung haben: Käthe Kollwitz, Lovis Corinth, Oskar Kokoschka, Emil Nolde, Otto Dix, Paul Klee, Franz Marc, George Grosz, um nur wenige zu nennen.



Käthe Kollwitz (1867-1945)



George Grosz (1893-1959)
emigrierte 1932 nach New York

Kein Kunstkritiker durfte sich kritisch zu der neuen «Kunst» der Nazis äussern. Goebbels forderte von nun an «Kunstbetrachtung», also Lobhudelei dessen, was die Nazis als Kunst propagierten, und was man wohl zum grössten Teil als üblen Kitsch bezeichnen kann.

Die Kunst der Nazis war schwülstig, aufgeblasen und gigantisch. Einer der Hauptvertreter dieser Kunst war der Bildhauer Arno Breker, der noch heute in der Bundesrepublik tätig ist.



Arno Breker
«Bereitschaft»
(1937)

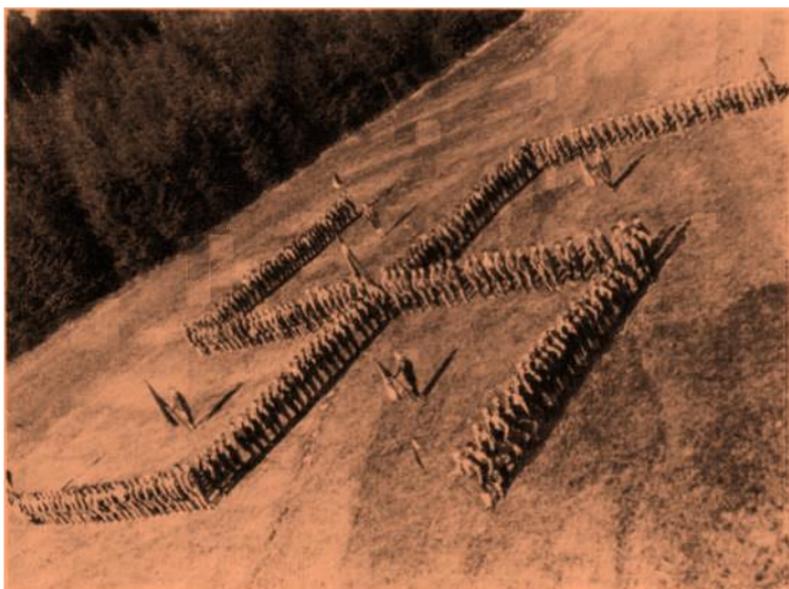
Aber Goebbels wusste genau, dass das, was er als entartet ausstellen liess, die wirkliche Kunst des 20. Jahrhunderts war. Manche Nazigrössen hingen sich «entartete» Bilder in die eigene Wohnung. Am 3. Juni 1938 – um hier vorzugreifen – wurden alle Bilder, die den Vermerk «entartet» trugen, ohne Entschädigung eingezogen. 12 890 Kunstwerke brachten die Nazis zusammen, das heisst, die Bilder wurden den Malern oder Besitzern gestohlen, ob es nun Privatleute, Museen oder irgendwelche anderen öffentlichen Einrichtungen waren. Goebbels wusste aber auch, dass mit diesen Bildern Geld zu verdienen war. Über 700 Kunstwerke liess er in die Schweiz nach Luzern schaffen und öffentlich versteigern, denn

Deutschland brauchte Devisen, um die Rohstoffe bezahlen zu können, die die Rüstungsindustrie nötig brauchte.

Durch diese Auktion blieben der Nachwelt, wenn auch nicht den Deutschen, viele Kunstwerke erhalten, die heute in den Museen der Welt zu bewundern sind.

Um noch einmal vorzugreifen: Die Zerstörung nahm schliesslich noch grössere Ausmasse an. Im März 1939 wurden 4829 Kunstwerke im Hof der Hauptfeuerwache in Berlin auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Unwiederbringliches wurde vernichtet. Je länger die Nazis an der Macht waren, desto «gründlicher» wurde Kultur zerstört.

Am 1.12.1936 wurde das Gesetz über die Hitlerjugend erlassen. In §2 hiess es: «Die gesamte deutsche Jugend ist ausser im Elternhaus und Schule in der Hitlerjugend körperlich, geistig und sittlich im Geiste des Nationalsozialismus zum Dienst vom Volk und der Volksgemeinschaft zu erziehen.»



«Menschliches» Hakenkreuz. Hitler-Jugend 1934.

Das bedeutete die totale Erfassung der Jugend in Verbände und Gliederungen, wenig später präzisierte Hitler seine Vorstellungen über Jugenderziehung noch weitgehender.



. .. Meine Pädagogik ist hart. Das Schwache muss weggehämmert werden. In meinen Ordensburgen wird eine Jugend heranwachsen, vor der sich die Welt erschrecken wird. Eine gewalttätige, herrische, unerschrockene, grausame Jugend will ich. Jugend muss das alles sein. Schmerzen muss sie ertragen. Es darf nichts Schwaches und Zärtliches an ihr sein. Das freie, herrliche Raubtier muss erst wieder aus ihren Augen blitzen. Stark und schön will ich meine Jugend. Ich werde sie in allen Leibesübungen ausbilden lassen. Ich will eine athletische Jugend. Das ist das Erste und Wichtigste. So merze ich die Tausende von Jahren der menschlichen Domestikation aus. So habe ich das reine, edle Material der Natur vor mir. So kann ich das Neue schaffen.

Ich will keine intellektuelle Erziehung. Mit Wissen verderbe ich mir die Jugend. Am liebsten liesse ich sie nur das lernen, was sie ihrem Spieltriebe folgend sich freiwillig aneignen. Aber Beherrschung müssen sie lernen. Sie sollen mir in den schwierigsten Proben die Todesfurcht besiegen lernen. Das ist die Stufe der heroischen Jugend. Aus ihr wächst die Stufe des Freien, des Menschen, des Gottesmenschen. In meinen Ordensburgen wird der schöne, sich selbst gebietende Gott-

mensch als kultisches Bild stehen, und die Jugend auf die kommende Stufe der männlichen Reife vorbereiten . . .

Aber die Maske liess Hitler erst in seiner Rede in Reichenberg am 2. Dezember 1938 endgültig fallen.

«Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln. Und wenn nun dieser Knabe und dieses Mädchen mit ihren zehn Jahren in unsere Organisationen hineinkommen und dort nun so oft zum erstenmal überhaupt eine frische Luft bekommen und fühlen, dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre, und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klassen- und Standeserzeuger, sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei oder in die Arbeitsfront, in die SA oder in die SS, in das NSKK [= NS-Kraftfahrerkorps] und so weiter. Und wenn sie dort zwei Jahre oder anderthalb Jahre sind und noch nicht ganz Nationalsozialisten geworden sein sollten, dann kommen sie in den Arbeitsdienst und werden dort wieder sechs und sieben Monate geschliffen, alle mit einem Symbol, dem deutschen Spaten. Und was dann nach sechs oder sieben Monaten noch an Klassenbewusstsein oder Standesdünkel da oder da noch vorhanden sein sollte, das übernimmt dann die Wehrmacht zur weiteren Behandlung auf zwei Jahre. Und wenn sie dann nach zwei oder drei oder vier Jahren zurückkehren, dann nehmen wir sie, damit sie auf keinen Fall rückfällig werden, sofort wieder in SA, SS und so weiter. Und sie werden nicht mehr frei, ihr ganzes Leben.»



Zynischer ging es kaum. Mit anderen Worten hiess das: Ich brauche Kanonenfutter, Soldaten für die Eroberung Europas. Diese Jugend sollte nicht zur Menschlichkeit erzogen werden, sie sollte nur so viel wissen, um später andere Völker unterjochen zu können. Das war Hitlers einfaches «pädagogisches» Rezept.

Die 20 Pfennige Taschengeld waren nicht erhöht worden. Auch der Lohn meiner Onkel und Tanten und meiner Mutter hatte sich nicht erhöht. Hin und wieder steckte mir mein Grossvater zwar heimlich 20 Pfennige zusätzlich zu, aber auch das reichte hinten und vorne nicht aus, denn ich hatte zu lesen begonnen. Ich verschlang wahllos alles, was ich an Gedrucktem in die Finger bekam. In den öffentlichen Büchereien musste man damals Gebühren für ein entliehenes Buch bezahlen, einen Groschen für jedes Buch. Und da ich sehr schnell las, hatte ich ein Buch manchmal schon an einem Tag und einer halben Nacht durchgelesen.

Ich las auch in der grossen Bibel meines Vaters, der sich an den Rand immer Notizen machte.

Um Geld für Leihbücher zu bekommen, trug ich Zeitungen aus. Es waren keine Tageszeitungen, denn da hätte ich schon morgens um fünf Uhr aufstehen müssen, sondern Wochenzeitungen und Illustrierten. Es waren immer zwei grosse schwere Taschen, die ich an mein Fahrrad hängte. Dafür bekam ich etwa fünf Reichsmark vom Grossisten, der mir den Packen jeden Samstag morgen vor die Haustüre legte. Zusätzlich erhielt ich nochmals ein paar Mark: Kostete ein Blatt 28 Pfennige, bekam ich von den Leuten meistens 30 Pfennige und konnte zwei Pfennige für mich behalten. Manchmal bekam ich sogar fünf oder sieben Pfennige, aber, wie meine Mutter immer sagte: Kleinvieh macht auch Mist.

Es war ein harter Job, denn die zu beliefernden Adressen lagen oft weit auseinander. Ich musste zu entlegenen Einödhöfen, und im Winter war das weiss Gott kein Vergnügen. Aber jeden Samstag abend freute ich mich über mein selbstverdientes Geld. Ich konnte mir Bücher entleihen und kaufen und hatte manchmal noch etwas übrig.

Hitler war nun vier Jahre an der Macht.

Am 30. Januar liess er sich durch den Reichstag das Gesetz um vier Jahre verlängern, mit dem er seine Amtszeit begonnen hatte: Das Ermächtigungsgesetz.

Aber auch ohne dieses Gesetz hätte er sein Programm fortführen können, denn er herrschte nun unumschränkt.

Einer meiner Onkel war 1936 zum Militär eingezogen worden, und kam in diesem Jahr zum ersten Mal auf Urlaub nach

Hause. Er trug eine blaue Uniform, da er beim Bodenpersonal der Luftwaffe war. Wir Kinder haben ihn angehimmelt, aber er fühlte sich in seiner Uniform längst nicht so wohl wie wir dachten.

«Hoffentlich gibt's keinen Krieg», sagte er öfter, und wenn er dann von Grossmutter und seinen Geschwistern ausgelacht wurde, entgegnete er nur: «Wenn ihr wüsstet, was sich hinter den Kasernenmauern alles tut.» Mehr hat er nie erzählt.

«Natürlich», erwiderte dann meine Grossmutter, «der Führer muss gerüstet sein, wenn die Franzosen und Engländer eines Tages über uns herfallen sollten».

Durch die Technik und die modernen Verkehrsmittel war die Welt kleiner geworden. Es gab schon einen geregelten zivilen Luftverkehr, wenn auch eine Flugreise von Berlin nach London noch 4 Stunden und 40 Minuten dauerte, die man heute in 50 Minuten zurücklegt.

Natürlich waren diese zivilen Flugzeuge auch Vorläufer der Luftwaffe und dienten als Test für neue Typen.

Das Volk hatte sich anscheinend mit Hitler abgefunden, auch viele, die ihn anfangs abgelehnt hatten, fanden sich nun, da sie wieder Arbeit gefunden hatten, mit der Situation ab.

Es sollte nicht mehr lange dauern, und die Arbeitskräfte wurden knapp. Die Wehrmacht holte verstärkt arbeitsfähige junge Männer in die Kasernen, die Rüstungsindustrie lief auf Hochtouren und brauchte Arbeitskräfte. Immer mehr Frauen arbeiteten in den Fabriken an den Arbeitsplätzen, die vorher nur von Männern belegt wurden.

Mein Vater hatte immer noch seine Schusterwerkstatt in der Küche, zum Ärger meiner Mutter, die ihre Küche niemals richtig sauber putzen konnte. Seine Kunden wurden immer zahlreicher.

Die Leute hatten wieder etwas Geld, sie liessen sich Schuhe anfertigen oder gut reparieren. Mein Vater verdiente mehr, manchmal arbeitete er bis spät in die Nacht hinein, um seine Kunden zu behalten.

In diesem Jahr bekam das Viertel, in dem wir wohnten, elektrischen Strom. Meine Mutter war glücklich darüber, denn sie brauchte nun morgens nicht mehr Feuer im Ofen zu machen, nur um Kaffeewasser zu kochen. Jetzt tat es in einer Minute ein Tauchsieder. Einen elektrischen Herd konnten wir uns allerdings nicht leisten, also wurde weiterhin auf einem

Kohleherd gekocht, der meistens mit Holz beheizt wurde. Für diejenigen, die bisher nichts als Not und Armut kannten, bedeutete dies bescheidenen Wohlstand.

Ich hätte längst beim Jungvolk sein müssen und war als Elfjähriger schon ein Jahr über die Zeit. Doch meine Mutter wusste das immer mit allerlei Tricks zu verhindern. Einmal redete sie sich damit heraus, dass wir kein Geld für eine Uniform hätten, ein andermal konnte ich nicht zum Appell antreten, weil ich beim Bauern helfen musste. Natürlich wäre ich gerne zum Jungvolk gegangen, schliesslich waren dort alle meine Schulkameraden, und das Abenteuer reizte mich. Dort wurden Kriegsspiele gespielt, im Freien Feuer angezündet, es wurden Geländespiele veranstaltet und im Wald wurde «Feind entdecken» gespielt. Dabei musste man sehr geschickt im Anschleichen sein, und darin war ich einer der besten in unserer Klasse. Mein Grossvater hatte mir beigebracht, wie man sich im Wald lautlos anschleicht, um äsendes Wild nicht zu verschrecken.

Wenn meine Mutter und ich zur Erntezeit beim Bauern arbeiteten, bekamen wir für unsere Arbeit Kartoffeln zum Einkellern, Brot, Butter, Eier und Mehl, aber keine Bezahlung.

Mein Vater war alle vierzehn Tage am Wochenende verschwunden. Er schmuggelte Zeitungen wie das «Goldene Zeitalter» und «Der Wachturm» aus der Tschechoslowakei. War er zurück, besuchten ihn wieder fremde Männer. Sie kamen aus Weiden, Hof, Bayreuth und sogar aus Bamberg und Würzburg. Diese Männer verteilten dann die von meinem Vater ins Reich geschmuggelten Zeitungen weiter an ihre Glaubensgenossen.

Am 1.7.1937 wurde Pastor Niemöller verhaftet und in das KZ Sachsenhausen eingeliefert, 1941 kam er nach Dachau ins KZ, später nach Südtirol, wo er 1945 von den alliierten Truppen befreit wurde.

Niemöller war im Ersten Weltkrieg U-Boot-Kommandant und Träger des damals höchsten deutschen Militärordens, des «Pour le mérite». Er war einer der unerschrockensten Führer der Bekennenden Kirche, die die amtliche Kirchenpolitik bekämpfte.

Nach dem Urteil über Pastor Niemöller wurde von allen Kanzeln der evangelischen Kirchen nachfolgender Text verlesen:

Mit tiefer Bewegung und in gespannter Erwartung hat die evangelische Christenheit in Deutschland den Ausgang des Prozesses erwartet, in dem ein Sondergericht ein Urteil fällen sollte über die schweren Anklagen, die gegen Pfarrer Martin Niemöller erhoben waren. Das Gericht hat ihn zu 7 Monaten Festungshaft und 2'000,- RM Geldstrafe verurteilt und weiter dahin erkannt, dass die 7 Monate Festungshaft und 500,- RM von der Geldstrafe durch die Untersuchungshaft verbüsst sind.

Nach dem Gesetzbuch darf auf Festungshaft nur dann erkannt werden, «wenn die Tat sich nicht gegen das Wohl des Volkes gerichtet und der Täter ausschliesslich aus ehrenhaften Beweggründen gehandelt hat». Durch das Urteil ist also festgestellt, dass Pfarrer Niemöller nicht gegen das Wohl des Volkes verstossen und ausschliesslich aus ehrenhaften Beweggründen gehandelt hat..

Martin Niemöller ist *nicht* in Freiheit gesetzt. Er ist in ein Konzentrationslager überführt – für unbestimmte Zeit. Damit ist ihm der Makel eines Volksschädlings angehängt. Diese Massnahme ist mit dem Urteil des Gerichtes nicht vereinbar. Es steht geschrieben: «Recht muss Recht bleiben.»

Es wird auch noch heute behauptet, zur damaligen Zeit habe niemand von der Existenz der Konzentrationslager gewusst. Zumindest diejenigen, die an diesem Sonntag in den Kirchen sassen und die Kanzelabkündigung hörten oder sie in den kirchlichen Nachrichten lasen, mussten davon wissen.

Am 10. 4. hielt der deutsche Schriftsteller Heinrich Mann eine Rede in Paris. Natürlich galt Heinrich Mann, ebenso wie sein Bruder Thomas Mann, als Hetzer, Deutschenhasser, Judenfreund oder was sonst noch für Worte über deutsche Emigranten ausgestreut wurden, um sie zu diffamieren und unglaubwürdig zu machen. Aber sie waren die Mahner, denen das Schicksal des deutschen Volkes nicht gleichgültig war, und die klar erkannten, dass Hitlers Politik in den Krieg und damit unausweichlich in die Katastrophe führen würde.

Hitler treibt Deutschland in die Kriegskatastrophe. Damit stellt er vor dem deutschen Volk die Frage des Schicksals unserer deutschen Heimat. Die Hauptaufgabe der Deutschen Volksfront kann daher nur sein, gegen Hitlers Kriegspolitik, gegen die unerträglichen Rüstungslasten und die Kriegs-Zwangsmassnahmen, für die Erhaltung des Friedens zu kämpfen. Dieser Kampf für den Frieden, der auch unsere Jugend vor

der Vernichtung auf dem Schlachtfeld rettet, entspricht den wahren nationalen Interessen des deutschen Volkes. Es ist möglich, den Frieden zu erhalten und Millionen Menschen das unermessliche Leid des Krieges zu ersparen, wenn Hitler gestürzt wird, bevor er die Brandfackel entzünden kann. Jede Hinauszögerung des Kriegsausbruches durch die Stärkung der internationalen Friedenskräfte, jeder Erfolg des spanischen Volksheeres gegen die Interventionstruppen, jeder Widerstand der deutschen Volksmassen schafft günstigere Möglichkeiten für den Sieg über den Volksfeind Hitler. . .

Nur die Deutsche Volksfront wird die Kraft sein, die alle im Volke niedergedrückten freiheitlichen Regungen entfalten und zu grossen Volksbewegungen einigen wird. Nur die Deutsche Volksfront kann das Werk der Einigung des Volkes gegen Hitler vollbringen. Nur die Deutsche Volksfront wird die Gestalterin einer freien, glücklicheren Zukunft Deutschlands sein.

Wer konnte diese Rede hören oder lesen, wer hatte in Deutschland die Möglichkeit, die ausländische Zeitung zu beziehen, in der sie gedruckt war? Meine Eltern gewiss nicht. Nicht nur die deutschen Emigranten im Ausland warnten vor Hitlers Politik, im Reich selbst gab es geheimen Widerstand. So fanden sich für das Jahr 1937 nicht weniger als über 900'000 Druckschriften gegen Hitler, davon 84'000 Tarnschriften, hektografierte Schriften aller Art, 788'000 Druckschriften gegen das NS-System. Dort wurde z.B. gesagt und mit Zahlen belegt, dass der sogenannte Vierjahresplan zur Ankerbelung der Wirtschaft kein Wirtschafts- sondern ein Kriegspan war.

Wer diese Druckschriften herstellte, vertrieb oder auch nur zufällig besass, wurde, wenn man ihn überführte, von einem Sondergericht abgeurteilt, kam in ein KZ oder wurde sofort zum Tode verurteilt.

Parteien und Widerstandsgruppen versuchten immer wieder, die Parolen und Lügen der Nazis zu entlarven. Die «Sozialistische Aktion», ein illegales Organ der SPD versuchte 1936 den Mythos des «Arbeitgeber» Hitler ins rechte Licht zu rücken:

Löhne herauf!

Seit der Machtergreifung Hitlers sind die Löhne in erschreckender Weise gesunken. Zum Teil wurden sie direkt gesenkt, zum Teil erfolgte die Senkung durch Erhöhung der

Preise und Verminderung der Kaufkraft. Für eine Mark gibt es jetzt nur noch soviel wie vor vier Jahren für 78 Pfennige.

Das heisst, wenn ein Arbeiter vor vier Jahren 40 Mark Wochenlohn bekam, und er bekommt diesen Lohn auch heute noch, so sind dies nicht mehr 40 Mark, sondern nur noch 30.

Wenn aber der Lohn obendrein noch seit vier Jahren von 40 auf 30 Mark gesunken ist, so sind diese 30 Mark eigentlich auch keine 30 Mark mehr, sondern nur noch 22,50.

Davon gehn noch die Abzüge ab, die gesetzlichen sowohl wie die sogenannten freiwilligen, die höher sind als je zuvor.

Wenn also die Nationalsozialisten sagen, dass die Arbeiter keine höheren Löhne haben dürfen, so heisst das nicht, dass sie leben sollen wie einst, sondern viel schlechter!

Einst gehörte der deutsche Arbeiter zu den bestbezahlten der Welt. Wie ist es jetzt?

Die Nationalsozialisten sagen: «Lohnerhöhungen sind nur möglich, wenn der Wert der Produktion steigt!» Also ist der Wert der Produktion in der Hitlerzeit trotz Antreibersystem und Zwangsarbeit nicht gestiegen, sondern gesunken? Wie aber will man ihn steigern, wenn man immer nur Dinge schafft, die wirtschaftlich wertlos sind wie Kanonen und Fabriken zur Erzeugung von Ersatz für Rohstoffe, die man im Ausland für ein Drittel der Kosten kaufen kann. Die Nationalsozialisten sagen: «Wir haben Millionen wieder in Arbeit gebracht!»

Ja, aber sie haben dabei das Kunststück fertiggebracht, Milliarden Schulden zu machen – und sie zahlen trotzdem den früheren Arbeitslosen für ihre Arbeit nicht viel mehr, als sie in der «Systemzeit» Unterstützung bekamen, und sie zahlen den Arbeitern, die schon damals in Arbeit standen viel weniger, als sie in der «Systemzeit» erhielten.

Anzeichen eines sich weltweit abzeichnenden Krieges gab es schon in diesem Jahr, denn in China begann der japanisch-

chinesische Krieg, der bis 1941 dauerte. Deutsche Kriegsschiffe beschossen in Spanien die Stadt Almeria. Mussolini, der Führer des faschistischen Italien, besuchte Deutschland, um mit Hitler über das weitere Vorgehen in Spanien und Afrika zu beraten.

Zwar waren Bomben und Granaten weit von Deutschland entfernt, aber die Kriege ausserhalb seiner Grenzen wurden mit deutschem Kriegsmaterial geführt.

Das deutsche Volk währte sich im tiefsten Frieden, denn es verging kein öffentlicher Auftritt Hitlers, bei dem er nicht von seinem Friedenswillen sprach, von seiner ausgestreckten Hand, die andere Länder und andere Staatsmänner nur zu ergreifen brauchten.

Am 7. 9. erklärte er den Versailler Vertrag für ungültig. Alle Gebietsabtretungen (Elsass-Lothringen und Eupen Malmedy im Westen, Oberschlesien, das Wartheland und das Memelgebiet im Osten) seien deutsche Gebiete, waren also nach dem Ersten Weltkrieg von den Siegermächten geraubt worden, und müssten an Deutschland zurückgegeben werden. Könne dies nicht friedlich geschehen, müsse man zu kriegerischen Mitteln greifen. Dies war Wasser auf den Mühlen derjenigen Deutschen, die den Versailler Vertrag schon immer als eine Schmach empfunden hatten.

Das Ausland, insbesondere Frankreich und Grossbritannien, und auch der Völkerbund, protestierten kaum. Der konservative britische Politiker Halifax sicherte Hitler im Auftrag des Premiers Chamberlain sogar zu, Grenzrevisionen zu dulden, solange sie ohne Krieg erfolgten.

Solche Zugeständnisse stützten Hitlers aggressive Politik und bestärkten ihn in seinem Glauben, die westlichen Demokratien seien zu schwach, um einen Krieg zu riskieren. Hitler war der Überzeugung, sie alle würden vor ihm zu Kreuze kriechen, aber er verkannte, dass diese Männer um die Erhaltung des Friedens kämpften. Sie glaubten tatsächlich, wenn sie Hitler entgegenkamen und ihre Beziehungen zu ihm aufrecht erhielten, könnten sie einen Krieg vermeiden.

Für Hitler aber war der Krieg längst beschlossene Sache, er musste jetzt nur noch seine Generale davon überzeugen.

Am 5. November lud er die Oberbefehlshaber der drei Waffengattungen, sowie den Reichsaussenminister zu einer Besprechung ein, in der er seine Kriegspläne enthüllte. Die

Einwände der Generale waren lediglich militärischer Art, denn sie waren der Ansicht, dass Deutschland noch nicht in dem Masse zum Krieg gerüstet sei, um Gegner wie Frankreich oder Grossbritannien zu besiegen.

Hier ein Auszug aus der Besprechung, die Oberst Hossbach protokollierte:

Niederschrift

Berlin, den 10. November 1937

über die Besprechung in der Reichskanzlei
am 5. November 1937 von 16.15-20.30 Uhr

Anwesend: Der Führer und Reichskanzler

Der Reichskriegsminister, Generalfeldmarschall
von Blomberg

Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst
Frh. v. Fritsch

Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, General-
admiral Dr. h. c. Raeder

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, General-
oberst Göring

Der Reichsminister des Auswärtigen, Freiherr von
Neurath

Oberst Hossbach

Der Führer stellt einleitend fest, dass der Gegenstand der heutigen Besprechung von derartiger Bedeutung sei, dass dessen Erörterung in anderen Staaten wohl vor das Forum des Regierungskabinetts gehörte, er – der Führer – sähe aber gerade im Hinblick auf die Bedeutung der Materie davon ab, diese im Kreise des Reichskabinetts zum Gegenstand der Besprechung zu machen. Seine nachfolgenden Ausführungen seien das Ergebnis eingehender Überlegungen und der Erfahrung seiner 4¹/₂jährigen Regierungszeit; er wolle den anwesenden Herren seine grundlegenden Gedanken über die Entwicklungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten unserer aussenpolitischen Lage auseinandersetzen, wobei er im Interesse einer auf weite Sicht eingestellten deutschen Politik seine Ausführungen als seine testamentarische Hinterlassenschaft für den Fall seines Ablebens anzusehen bitte. [...]

Fall 1: Zeitpunkt 1943-1945.

Nach dieser Zeit sei nur noch eine Veränderung zu unseren Ungunsten zu erwarten. Die Aufrüstung der Armee, Kriegsmarine, Luftwaffe sowie die Bildung des Offizierkorps seien annähernd beendet. Die materielle Ausstattung und Bewaff-

nung seien modern, bei weiterem Zuwarten läge die Gefahr ihrer Veralterung vor. Besonders der Geheimhaltungsschutz der «Sonderwaffen» liesse sich nicht immer aufrechterhalten. Die Gewinnung von Reserven beschränke sich auf die laufenden Rekrutenjahrgänge, ein Zusatz aus älteren unausgebildeten Jahrgängen sei nicht mehr verfügbar. Im Verhältnis zu der bis dahin durchgeführten Aufrüstung der Umwelt nähmen wir an relativer Stärke ab. Wenn wir bis 1943/45 nicht handeln, könne infolge des Fehlens von Reserven jedes Jahr die Ernährungskrise bringen, zu deren Behebung ausreichende Devisen nicht verfügbar seien. [. .]

Fall 2:

Wenn die sozialen Spannungen in Frankreich sich zu einer derartigen innenpolitischen Krise auswachsen sollten, dass durch letztere die französische Armee absorbiert und für eine Kriegsverwendung gegen Deutschland ausgeschaltet würde, sei der Zeitpunkt zum Handeln gegen die Tschechei gekommen. [. .]

Fall 3:

Wenn Frankreich durch einen Krieg mit einem anderen Staat so gefesselt ist, dass es gegen Deutschland nicht «vorgehen» kann.

Zur Verbesserung unserer militärisch-politischen Lage müsse in jedem Fall einer kriegerischen Verwicklung unser 1. Ziel sein, die Tschechei und gleichzeitig Österreich niederzuwerfen, um die Flankenbedrohung eines etwaigen Vorgehens nach Westen auszuschalten ...

In gewissere Nähe sähe der Führer den Fall 3 gerückt, der sich aus den derzeitigen Spannungen im Mittelmeer entwickeln könne, und den er eintretendenfalls zu jedem Zeitpunkt, auch bereits im Jahre 1938, auszunutzen entschlossen sei . . .

Der Zeitpunkt unserer Angriffe auf die Tschechei und Österreich müsse abhängig von dem Verlauf des italienisch-englisch-französischen Krieges gemacht werden und läge nicht etwa gleichzeitig mit der Eröffnung der kriegerischen Handlungen dieser drei Staaten. Der Führer denke auch nicht an militärische Abmachungen mit Italien, sondern wolle in eigener Selbständigkeit handeln und unter Ausnutzung dieser sich nur einmal bietenden günstigen Gelegenheit den Feldzug gegen die Tschechei beginnen und durchführen, wobei der Überfall auf die Tschechei «blitzartig schnell» erfolgen müsse . . .

Für die Richtigkeit:

gez.: Hossbach
Oberst d. G.

Natürlich wusste das deutsche Volk nichts von dieser Konferenz, doch in der Rüstungsindustrie wurde bereits in drei Schichten rund um die Uhr gearbeitet. Vielen war auch das noch verständlich, denn sie glaubten, der Führer wolle nur so viel aufrüsten, um mit den anderen Staaten gleichzuziehen. So sagte es jedenfalls täglich die Propaganda. Und der Führer musste es wissen, er hatte ja den grössten Überblick.

In diesem Jahr wurde das Volkswagenwerk in Wolfsburg eingeweiht. Jeder Deutsche sollte ein Auto besitzen. Für rund tausend Mark war es zu haben. Dafür sparten die Leute wöchentlich oder monatlich, je nach Geldbeutel, fünf Mark. Es wurden auch bis Kriegsbeginn Wagen an Privatleute ausgeliefert, aber bald produzierte das Werk nur noch für die Armee. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der «Käfer» so etwas wie ein Symbol für den deutschen Wohlstand.

Von Schulkameraden, Nachbarn und auch von Lehrern war meine Familie mehrfach gedrängt worden, dass ich ins Jungvolk eintreten solle. Die einen drängten, weil sie es für eine nationale Pflicht ansahen, andere, Wohlmeinende, weil sie glaubten, wenn ich im Jungvolk wäre – und später in der HJ – könnte das einen guten Schutz für meinen Vater bedeuten, dessen religiöse und damit politische Überzeugung natürlich niemanden in der Nachbarschaft verborgen geblieben war. Mein Vater war strikt dagegen, aber meine Mutter zögerte, denn sie glaubte, es würde mir manches erleichtern, wenn ich mich nicht ausschliesse. Dennoch beugte sie sich dem Willen meines Vaters und erfand immer wieder Ausreden, um mich fernzuhalten.

Natürlich wollte ich gerne dabei sein, alle meine Schulkameraden machten mit, trugen eine Uniform, und ich kam mir schon wie ein Aussenseiter vor, wenn ich in der Mittelschule gehänselt wurde. Manche fanden böse Worte dafür, dass ich nicht mitmarschierte.

Aber heimlich ging ich doch mit. Ich stahl mich von zu Hause fort und marschierte in meinen Lederhosen in der letzten Reihe.

Meiner Mutter blieb das natürlich nicht verborgen, sie sagte aber nichts, und erzählte es auch nicht meinem Vater. Das Abenteuer lockte mich, das Jungvolk marschierte in Wälder, schlug Zelte auf, machte Biwak, auf offenem Feuer wurde Eintopf gekocht, und in den Wäldern wurde Krieg gespielt: Schwarz gegen Weiss. Eine Gruppe trug ein weisses Band um den linken Arm, die andere ein schwarzes Band. Wurde einem Jungen das Band vom Arm gerissen, galt er als tot. Er musste liegenbleiben, bis das Kriegsspiel abgeblasen wurde, und dann

wurden die «Leichen» gezählt. Die Gruppe, die die meisten Bänder erobert hatte, war Sieger.

Schulkameraden fanden immer eine Ausrede bei meinen Eltern, damit ich mitkommen konnte, auch wenn ich keine Uniform trug. Sie brauchten mich als Kundschafter, weil ich mich in den Wäldern am besten zurecht fand. Dass ich keine Uniform trug, wurde hingegenommen, denn über Armut lächelte man nicht, Armut war etwas Selbstverständliches.

Es entging mir nicht, dass meine Eltern immer nervöser wurden, dass sie erschrecken, wenn an unsere Wohnungstür geklopft wurde. Meistens waren es Freunde oder Glaubensgenossen meines Vaters, Fremde kamen selten, höchstens mal ein Hausierer, ein Bauchladenmann oder Vertreter.

Wie meinen Eltern ging es vielen Menschen. Die Furcht vor der Gestapo liess sie nicht zur Ruhe kommen.

Auch aus unserer Nachbarschaft verschwanden plötzlich Menschen. Die Gestapo führte ihre Verhaftungsaktionen meistens nachts durch. Wenn wir unsere Eltern fragten, warum dieser oder jener nicht mehr zu sehen war, sagte man uns: Die sind verweist. Meistens aber bekamen wir keine Antwort.

Das Jahr 1938 wurde das Jahr der «friedlichen Besetzungen», der Annexion fremder Gebiete, der Parolen wie: «Heim ins Reich» und «Ein Volk, ein Reich, ein Führer». Das Jahr 1938 war das Jahr des Jubels, beinahe das ganze Volk fand sich in einem Siegestaumel. Das deutsche Volk hat wohl niemals so viel gejubelt wie in diesem Jahr. Die «Sondermeldungen» im Radio häuften sich.

Am 11. Juli 1936 hatte sich die deutsche Reichsregierung noch schriftlich verpflichtet, die Selbständigkeit Österreichs nicht anzutasten.

Die österreichischen Nazis waren im Laufe der Jahre, mit Unterstützung der Deutschen, eine innenpolitische Macht geworden. Die deutsche Presse hetzte pausenlos gegen alle österreichischen Regierungen, und die deutsche Propaganda machte die Österreicher schliesslich willig für einen «Anschluss» an das deutsche Reich.

Der damalige österreichische Bundeskanzler Schuschnigg sah sich, um den innenpolitischen Frieden in Österreich wieder herzustellen, gezwungen, mit Gewalt gegen die österreichischen Nazis vorzugehen. Mit militärischer Gewalt wollte er sie bekämpfen. Das gab der deutschen Propaganda wiederum

Gelegenheit, darüber zu klagen und zu zetern, dass in Österreich deutsch gesinnte Menschen unterdrückt würden. Bundeskanzler Schuschnigg wollte das widerlegen, indem er für den 11. März 1938 eine Volksabstimmung ankündigte. Diese Volksabstimmung fürchtete Hitler, der nicht sicher war, ob die Österreicher nicht doch für Schuschnigg stimmen würden. Wäre es zu dieser Abstimmung gekommen und die Österreicher hätten für die Selbständigkeit ihres Landes gestimmt, hätte Hitler keine Handhabe gehabt, Österreich an das deutsche Reich anzuschliessen.

Schuschnigg hatte nicht mit der Schnelligkeit der Deutschen gerechnet und nicht um die Intrigen gewusst, die sich hinter seinem Rücken abspielten. Hitler erteilte in der Nacht vom 10. auf den 11. März die sogenannte Weisung Nr. 1 an die deutsche Wehrmacht für das «Unternehmen Otto», die militärische Besetzung Österreichs.

Die Fäden dieser Besetzung hatten Hermann Göring und der österreichische Innenminister Seyss-Inquart in der Hand, der seit langem hinter dem Rücken seines Kanzlers mit den Deutschen verhandelte.

Vom 11. März 1938
(«Unternehmen Otto»)

1. Ich beabsichtige, wenn andere Mittel nicht zum Ziele führen, mit bewaffneten Kräften in Österreich einzurücken und dort verfassungsmässige Zustände herzustellen und weitere Gewalttaten gegen die deutschgesinnte Bevölkerung zu unterbinden.

2. Den Befehl über das gesamte Unternehmen führe ich. Nach meinen Weisungen führen:

der Oberbefehlshaber des Heeres die Operationen zu Lande mit der achten Armee in der mir vorgeschlagenen Zusammensetzung und Stärke und den aus der Anlage ersichtlichen Zuteilungen der Luftwaffe, der SS und der Polizei,

der Oberbefehlshaber der Luftwaffe die Unternehmungen in der Luft mit den mir vorgeschlagenen Kräften.

3. Aufgaben:

a) Heer: Der Einmarsch nach Österreich hat in der mir vorgetragenen Art zu erfolgen. Das Ziel für das Heer ist zunächst die Besetzung von Oberösterreich, Salzburg, Niederösterreich, Tirol, die schnelle Besitznahme von Wien und die Sicherung der österreichisch-tschechischen Grenze.

b) die Luftwaffe: Die Luftwaffe hat zu demonstrieren und Propagandamaterial abzuwerfen, österreichische Flughäfen für eventuell nachzuziehende Verbände zu besetzen, das Heer in dem erforderlichen Umfang zu unterstützen und ausserdem Kampfverbände zu besonderen Aufträgen bereitzuhalten.

4. Die für das Unternehmen bestimmten Kräfte des Heeres und der Luftwaffe müssen ab 12. März 1938 spätestens 12 Uhr einmarsch- bzw. einsatzbereit sein. Die Genehmigung zum Überfliegen und Überschreiten der Grenze und die Festsetzung des Zeitpunktes hierfür behalte ich mir vor.

5. Das Verhalten der Truppe muss dem Gesichtspunkt Rechnung tragen, dass wir keinen Krieg gegen ein Brudervolk führen wollen. Es liegt in unserem Interesse, dass das ganze Unternehmen ohne Anwendung von Gewalt in Form eines von der Bevölkerung begrüßten friedvollen Einmarsches vor sich geht. Daher ist jede Provokation zu vermeiden. Sollte es aber zum Widerstand kommen, so ist er mit grösster Rücksichtslosigkeit durch Waffengewalt zu brechen. Übergehende österreichische Verbände treten sofort unter deutschen Befehl.

6. An den deutschen Grenzen zu den übrigen Staaten sind einstweilen keinerlei Sicherheitsmassnahmen zu treffen.

Adolf Hitler

Am Samstag dem 12. März überschritten deutsche Truppen die österreichische Grenze. Sie wurden mit beispiellosem Jubel der Bevölkerung begrüßt.

Ganz Österreich, so schien es, befand sich in einem Freudentaumel.

Wieder war ein Anspruch Hitlers in Erfüllung gegangen, den er schon 1924 in seinem Buch «Mein Kampf» gestellt hatte. Am 12. März besuchte Hitler auf dem Weg nach Wien seine Heimatstadt Braunau am Inn. Am 15. März verkündete er auf dem Heldenplatz in Wien: «Die älteste Ostmark des deutschen Volkes soll von jetzt ab das jüngste Bollwerk der deutschen Nation und damit des deutschen Reiches sein. Als Führer und Kanzler der deutschen Nation und des Reiches melde ich vor der deutschen Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das deutsche Reich . . .»

Pathetische Worte hatte Hitler immer geliebt, und viele Deutsche haben sie gerne gehört.

Ein neues Reichsgesetz bestätigte es noch einmal: «Österreich

ist ein Land des deutschen Reiches.»

Mit dem Anschluss Österreichs an Deutschland ging ein Traum in Erfüllung, den die Mehrzahl der Österreicher und der Deutschen fast hundert Jahre gehegt hatten.

Das deutschsprechende Österreich war als «Alpenland» 1918, nach der Zerschlagung der Donaumonarchie, als selbständiger Staat übriggeblieben. Es war Hitler deshalb nicht besonders schwer gefallen, die Österreicher «heim ins Reich» zu holen, weil die Mehrheit der Österreicher sich nie völlig mit diesem Rumpfstaat abgefunden hatten.

Der beispiellose Jubel der Österreicher, die frenetische Begeisterung aber hatten Hitler selbst überrascht, denn die Militärs hatten bis zuletzt Sorge, dass es zu einem militärischen Konflikt kommen könnte.

Nach dieser «friedlichen» Besetzung Österreichs musste Hitler die Überzeugung gewinnen, dass keine Macht in Europa ihn davon abhalten könne, alle seine Ziele zu erreichen. Das deutsche Reich hiess von da an «Grossdeutschland», und die meisten Deutschen begrüsst den «Anschluss» mit grosser Freude. Eine Nachbarin rief meinem Grossvater über den Gartenzaun zu: «Sie haben gesiegt! Ohne einen Schuss.» Mein Grossvater fasste mich um die Schulter und führte mich weg, und als wir ein paar Schritte gegangen waren, sagte er leise: «Bub, du musst das nicht glauben, ich sage dir nur eins, denk an mich, sie werden sich zu Tode siegen.»

Natürlich habe ich das damals nicht verstanden, aber da mein Grossvater für mich gleich neben dem lieben Gott kam, nickte ich.

Auch in den Schulen wurde das Ereignis gebührend gefeiert. Ich weiss noch, wie unser Geschichtslehrer vor die Klasse trat und sagte: «Unser Führer ist unbesiegbar.»

Alle glaubten es. Ich auch.

Und ich war zum ersten Mal wütend auf meinen Grossvater, weil er sich nicht freute, als ich ihm berichtete, was ich in der Schule gehört hatte: «Unser Führer ist unbesiegbar.»

Er antwortete nur: «Alle müssen sterben.»

Wir Jungen berauschten uns an den marschierenden Kolonnen und am Jubel der Österreicher, den wir in den Wochenschauen miterlebten. Es erschien uns logisch, dass die Österreicher, die ja auch deutsch sprachen, nun zum deutschen Reich gezählt wurden.

Doch der Jubel der Österreicher sollte bald einer Ernüchterung weichen. Die österreichischen Bodenschätze wurden ausgeplündert, und die Hauptstadt Wien zur mittelmässigen Provinzstadt degradiert. Das Bundesheer wurde auf Hitler vereidigt und gleich nach dem Anschluss kam der Reichsführer des SS Heinrich Himmler nach Wien, um dort sein Gewaltregime fortzuführen. Die SS verhaftete bereits in der ersten Nacht allein in Wien 67'000 Menschen, zahllose Juden, Intellektuelle, Sozialisten und Kommunisten. Tausende flohen in die Emigration.

Und wieder liess sich Hitler seine «Übernahme» vom Volk bestätigen, um dem Ausland zu beweisen, dass der Raub eines ganzen Landes in Wirklichkeit der Wunsch des Volkes gewesen war.

Wohlgemerkt, Hitler liess erst dann abstimmen, als die vollendeten Tatsachen schon geschaffen worden waren.

Interessant sind in diesem Zusammenhang die Stimmzettel, die für die Volksabstimmung ausgegeben wurden: Grosser Kreis für Ja, kleiner Kreis für Nein.

Volksabstimmung und Großdeutscher Reichstag

Stimmzettel

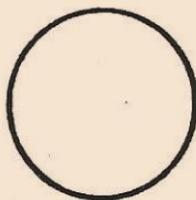
Bist Du mit der am 13. März 1938 vollzogenen

Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich

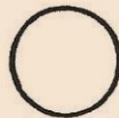
einstimmend und stimmst Du für die Spitze unseres Führers

Adolf Hitler?

Ja



Nein



Wer aber in Deutschland und im Ausland geglaubt hatte, mit dem «Anschluss» Österreichs sei die Unruhe in Europa zu Ende, der hatte Hitlers Pläne nicht durchschaut.

In der Tschechoslowakei wohnten über drei Millionen deutsch-

sprechende Menschen mit tschechoslowakischer Staatsangehörigkeit. Für Hitler waren es Deutsche, und die wollte er ebenso wie die Österreicher «heim ins Reich» holen.

Das war natürlich auch eine militärische Angelegenheit. Wer sich einmal eine alte Landkarte von Europa ansieht, dem wird sogleich auffallen, dass die Tschechoslowakei wie ein Pfeil in das frühere deutsche Reichsgebiet «stiess», oder, wie Hitler sagte «ins deutsche Fleisch».

Dieser «Pfahl» sollte abgebrochen oder stumpf gemacht werden. Durch einen beispiellosen Propagandafeldzug wurde den Deutschen in der Tschechoslowakei täglich eingehämmert, dass sie von den Tschechen unterdrückt würden. Konrad Henlein wurde zum Führer der Sudetendeutschen. Natürlich war Henlein ein Nazi und er wurde von der deutschen Reichsregierung unterstützt.

Wenige Tage nach der Besetzung Österreichs, am 28. März, empfing Hitler Konrad Henlein und gab ihm Anweisungen, wie er in der Tschechoslowakei vorzugehen hatte. Die CSR war ein Vielvölkerstaat. Der nach dem Ersten Weltkrieg aus der österreichischen Donaumonarchie hervorgegangen war. Zwar war die CSR eine funktionierende Demokratie geworden, doch hatte sie es mit ihren Minderheiten, Deutsche, Ungarn, Ruthenen und Polen schwer. Hitler nützte die Wünsche und Forderungen und die zum Teil auch berechtigten Ansprüche der deutschen Minderheit aus, um sein Ziel, diesen Staat zu zerschlagen und die deutschsprechenden Gebiete in das deutsche Reich einzugliedern, zu erreichen.

Die CSR war damals schon ein moderner Industriestaat und die tschechische Industrie – besonders die Skodawerke in Pilsen, eine der grössten Waffenfabriken Europas – war für die deutsche Rüstungsproduktion von grosser Bedeutung.

Konrad Henlein stellte eine Art militärischer Truppe auf, das Freikorps Henlein, das vom deutschen Reich finanziert wurde.

Hitler wollte diesen Staat so schnell wie möglich zerschlagen. Schon ein Jahr vorher, am 24.6.1937 gab er die Weisung «Grün» als streng geheime Kommandosache an die Wehrmacht.

Berlin, den 22. April 1938

Grundlagen zur Studie «Grün»
Zusammenfassung der Besprechung Führer/Gen. Keitel
am 21. April

A. Politisch

1. Strategischer Überfall aus heiterem Himmel ohne jeden Anlass oder Rechtfertigungsmöglichkeit wird abgelehnt. Da Folge: feindliche Weltmeinung, die zu bedenklicher Lage führen kann. Solche Massnahme nur zur Beseitigung des letzten Gegners auf dem Festlande berechtigt.
2. Handeln nach einer Zeit diplomatischer Auseinandersetzungen, die sich allmählich zuspitzen und zum Kriege führen.
3. Blitzartiges Handeln auf Grund eines Zwischenfalls (z.B. Ermordung des deutschen Gesandten im Anschluss an eine deutschfeindliche Demonstration).

[...]

C. Propaganda

1. Flugblätter für das Verhalten der Deutschen im Grünland.
2. Flugblätter mit Drohungen zur Einschüchterung der Grünen.

Wir Kinder bekamen den tschechischen oder den sudeten-deutschen Fall aus nächster Nähe mit, denn wir wohnten nur einen Steinwurf von der tschechischen Grenze entfernt. Wir fuhren nun häufiger als vorher mit den Fahrrädern in die Tschechoslowakei, nach Asch und Eger. An der Grenze gab es für uns immer noch keine Kontrollen. Kinder kontrollierte man nicht. Einmal habe ich selbst einen Aufmarsch der Henlein-Leute in Asch miterlebt, fand es aber überhaupt nicht aufregend. Wir kannten das ja alles. Es war nicht anders, als das Auftreten der SA bei uns, nur dass die Männer keine Uniform trugen.

Aber selbst uns Kindern blieb es nicht verborgen, dass viele Deutsche nachts Waffen über die Grenze schmuggelten, die für die Henlein-Leute bestimmt waren.

Das Gesicht meines Vaters wurde immer sorgenvoller, doch ich ahnte nicht, dass die Unruhe an der Grenze das Schmuggeln seiner Zeitungen immer gefährlicher machte, und er eines Tages doch erwischt werden konnte.

Inzwischen hatte ich gelernt, genau hinzuhören. Wenn die Leute Heil Hitler sagten, merkte ich, ob sie es nun wirklich meinten oder einfach nur sagten, um keinen Ärger zu bekommen. Niemand in unserer Kleinstadt hätte es gewagt, öffentlich an Hitler und seiner Politik Kritik zu üben. Selbst in privaten Kreisen war es zu riskant, denn man konnte ja nie wissen, mit wem der Gesprächspartner Umgang hatte, von denen er vielleicht ausgefragt wurde.

Es war eine Zeit, in der man seinem eigenen Bruder nicht mehr trauen durfte, nicht mehr dem Schulfreund, und, es mag unwahrscheinlich klingen, nicht mehr dem Ehepartner. Eheleute beschuldigten sich gegenseitig «staatsfeindlicher» Umtriebe, und verrieten den anderen an die Gestapo, nur weil sie auf diesem Wege den lästigen Ehepartner loswerden wollten. Im Reich ging das Foltern und Morden hinter Gefängnismauern und Stacheldraht weiter.

Eines Morgens, als ich mit ein paar Nachbarjungen zur Schule ging, sahen wir, wie ein Mann von zwei SS-Männern aus seiner Wohnung geholt wurde. Ich blieb auf dem Bürgersteig stehen und sah der Aktion zu, von der ich nicht wusste, dass es wirklich eine Verhaftung war. Ein SS-Mann sprang aus seinem parkenden Auto und stiess mich vor die Brust. Er schrie mich an: «Was glotzt du denn so blöd, hau ab, geh zur Schule. Hast du noch keinen Volksschädling gesehen?» Der Mann, der abgeholt wurde, war ein Freund meines Vaters, und ich erfuhr später, dass man ihm vorwarf, ein Verhältnis mit einer Jüdin gehabt zu haben.

Wie es in Wirklichkeit hinter den fahnengeschmückten Kulissen des deutschen Reiches aussah, beleuchtet ein Brief Heinrich Himmlers an den damaligen Justizminister Gürtner:

Sehr geehrter Herr Minister!

Vor rund zwei Monaten sprachen Sie mich darauf an, dass Ihrer Ansicht nach in den Konzentrationslagern zu viele Leute beim Fluchtversuch erschossen würden. Obwohl ich persönlich nicht Ihrer Anschauung war, da in den bisher vorgekommenen Fällen die Schüsse immer in einer Entfernung von 30, 40, 50, 60 oder 80 m abgegeben worden waren, habe ich SS-Gruppenführer Eicke den Befehl gegeben, den Totenkopfverbänden, die die Bewachung der Konzentrationslager durchführen, erneut einzuschärfen, dass nur im äussersten Notfall geschossen werden dürfte. Der Erfolg ist ein für mich erschütternder!

Ich war vorgestern im Lager Buchenwald und man zeigte mir die Leiche eines braven 24jährigen SS-Mannes, dem von 2 Verbrechern mit der Schaufel der Schädel eingeschlagen worden war. Die beiden Verbrecher sind entkommen.

Ich habe mir erneut die Insassen des Lagers angesehen und bin tief betrübt bei dem Gedanken, dass durch zu grosse Milde, die immer in einem Bremsen bezüglich der Dienstvorschriften des Schiessens bei Fluchtversuchen liegt, nun einer meiner anständigen Männer das Leben lassen musste.

Ich darf Sie davon unterrichten, dass ich meinen Befehl, nur im äussersten Notfall zu schiessen, aufgehoben habe und die alte Anordnung, dass streng nach der Dienstvorschrift nach dreimaligem Anruf oder bei tätlichem Angriff ohne Warnungsruf geschossen wird, wieder in Kraft getreten ist.

Zwei weitere Verbrecher, die offenkundig von dem geplanten Ausbruchversuch wussten, wurden – nachdem der SS-Mann erschlagen worden war – auf dem Heimweg ins Lager in der Entfernung von 50 oder 60 m auf der Flucht erschossen. Nach den beiden eigentlichen Mördern habe ich alle Mittel der Fahndung angesetzt, um ihrer habhaft zu werden.

Ich darf heute schon mitteilen, dass ich den Führer bitten werde, wenn das ordentliche Gericht das Todesurteil über beide gesprochen hat, dieses nicht auf dem Hofe eines Justizgebäudes, sondern im Lager vor den angetretenen 3'000 Häftlingen – möglichst durch den Strang am Galgen – vollziehen zu lassen.

Heil Hitler!

Ihr gez. H. Himmler

Was die Nationalsozialisten für Literatur hielten und «Schrifttum» nannten, war im Grunde nichts anderes als eine Verbrämung der Naziideologie mit überholten oder pervertierten sprachlichen Mitteln. Die Themen dieses Schrifttums sind fast immer völkisch-national. Die sogenannte «Blut- und Boden»-Dichtung verklärte die bäuerliche Welt, die Volksgemeinschaft und predigte das Aufgehen des Einzelnen in der Gemeinschaft. Sie huldigte dem Reichsgedanken, dem Führerkult, der Gefolgschaft- und Fahmentreue. Die Literatur stand im Dienst der Wehrtüchtigung und der Propaganda. Opfersinn und Kameradschaft wurden auf verlogene Weise idealisiert. Die von den Nazis geförderte verkitschte Literatur spielte eine besonders wichtige Rolle bei der Indoktrinierung der Jugend. Diese sollte von allen kulturellen humanistischen Traditionen getrennt und einzig und allein auf ihre Aufgaben

im Dienste der Machthaber vorbereitet werden. In dem Buch «Marschritt Deutschland» schildert Alfred Schütze den Reichsparteitag 1938:

«Nass und schwer hängen die Fahnentücher an ihren Stangen in dem dauernd herabrieselnden Regen. Draussen in den Zeltlagern steht das Wasser fusshoch, schwer drückt der unablässige Regen auf die Stimmung der Menschen, und doch ist es, als würde die ganze Stadt Nürnberg beherrscht von einem dauernden Singen und Klingen.

Draussen in Langwaser, im Zeltlager der Hitlerljugend, herrscht reger Betrieb. Die Fahnen des Adolf-Hitler-Marsches sind nach dem Vorbeimarsch am Führer in das Zeltlager eingerückt und haben auf dem Fahnenhügel Aufstellung gefunden. Die Fahnen sind zurückgekehrt in die Gemeinschaft der Jugend, der sie gehören. Vor dem Fahnenhügel spielt sich das bunte Leben und Treiben der 50'000 Jungen ab, die zu der Jugendkundgebung nach Nürnberg gekommen sind. Wieder hängt der Himmel grau und mit dicken Wolken über der Stadt. In langen, endlos scheinenden Kolonnen setzen sich diese 50'000 Jungen in Bewegung und füllen das weite Rund des alten Stadions zu Nürnberg. Alle die Jungen und Mädels lassen sich durch die Trübheit des Wetters nicht in ihrer Stimmung beeinflussen. Sie stehen hier und warten auf den Führer, 9'000 Parteianwärter und 52'000 Hitlerjungen und Pimpfe. Und wenn, wie im Vorjahre, strömender Regen das bunte Bild dieser einzigartigen Kundgebung der Jugend in seine grauen Schleier hüllen würde . . . diese Jungen und diese Mädels würden trotzdem ausharren, denn es gibt nichts auf der Welt, was die deutsche Jugend davon abhalten könnte, auf den Führer zu warten.

Lange vor dem Eintreffen des Führers haben die Formationen ihren Aufmarsch vollendet. Neben dem Stadion, auf dem Zeppelinfeld, üben die Flugzeuge der deutschen Luftwaffe für den Tag der Wehrmacht. In halsbrecherischen Kurven und Loopings fliegt ein Geschwader nach dem anderen über das Stadion hinweg, hinweg über die Köpfe der vielen tausend Jungen und Mädels, und immer wieder steigen Stürme der Begeisterung gegen den Himmel, immer wieder brechen die Jungen in jubelnden Beifall aus über die grossartigen Leistungen der Maschinen und ihrer Piloten.

Vor den Toren des Stadions stehen die Jungen mit den Fahnen zum Einmarsch bereit. Sie hören es an dem Jubel, der zu ihnen herüberklingt, dass der Führer bei seinen Jungen angekommen ist. Voran die Spielmanszüge, setzen sich die

Fahnenkolonnen in Bewegung, links die schwarzen Fahnen des Jungvolks und rechts die rot-weissen Fahnen der Hitlerjugend. Sie marschieren aufeinander zu, sie treffen sich vor der Ehrentribüne, das Schwarz mischt sich mit dem Rot, und dann lösen sich die Kolonnen wieder und marschieren vor der Fahnentribüne auf, dem Führer gerade gegenüber. Der Klang der Marschtrommeln begleitet den Weg der Fahnen.

Und dann singen die vielen tausend Jungen und Mädels das Lied, mit dem die Marscheinheit der Ostmark vor wenigen Wochen über die Brücke zog, die Braunau mit dem alten Reichsgebiet verbindet, das Lied: «Lang war die Nacht. . .»

Hart klingt das Kommando über das weite Feld: «Fahnenträger, rührt Euch!» Dumpf krachen die Fahnenstangen auf das hölzerne Podium. An der Spitze der Fahnen steht die Herbert-Norkus-Fahne des Gebietes Berlin, ein blutrotes Fahnentuch, alt und zerschissen. Diese Fahne ist eine von den vielen, die in den Jahren des Kampfes der Hitlerjugend vorangeweht haben und die nun bescheiden und armselig zwischen den Feldzeichen der neuen deutschen Jugend steht. Es ist, als müssten sich die Augen der vielen tausend Jungen im Stadion zu Nürnberg auf diese bescheidene Fahne richten, als der Reichsjugendführer jetzt das Wort des Führers über ihre Köpfe hinweg ruft: «Weh dem, der nicht glaubt!»

Dieses Wort hat einmal die deutsche Jugend aufgerüttelt, und dieses Wort hat die deutsche Jugend in Österreich in den Jahren des Kampfes in ihren Herzen getragen. Der Reichsjugendführer spricht davon, dass, wenn sich überhaupt jemals Menschen des Führers würdig erweisen könnten, diese Jugend des Kampfes es getan hätte. Diese Jugend hat an den Sieg des Nationalsozialismus und an das deutsche Volk geglaubt. Mit diesem Glauben im Herzen wurde der fünfzehnjährige Herbert Norkus in den grauen Strassen des Berliner Nordens von vertierten Menschenhaufen zusammengeschlagen und totgestochen. In diesem Glauben hat sich der Kampf der Jugend um eine grössere und bessere Zukunft erfüllt.

Leise spielt der Wind mit den vielen hundert Fahnentüchern, immer mehr überzieht sich der Himmel, und es beginnt langsam zu regnen. Auch während des langen Marsches der Fahnen zu dieser Kundgebung hat nicht immer die Sonne geschienen. Oft hat das regenschwere Fahnentuch hart auf die Schultern der Träger dieser Fahnen gedrückt. Sie haben vor dem Geburtshaus des Führers in Braunau am Inn gestanden, sie wehten auf dem St.-Johannis-Friedhof in Berlin, und sie gingen vor dem Grabmal Albert Leo Schlageters in die Höhe. Diese Fahnen standen vor den Ehrentempeln der

Bewegung auf dem Königlichen Platz in München, und sie wehten in jener Feierstunde vor den weissen Zelten des Hochlandlagers. Jetzt stehen sie dem Führer gegenüber.

Der Führer spricht zu den gesamten Jungen und Mädeln, die vor ihm stehen, und doch erhält jedes seiner Worte eine tiefere Bedeutung für die Fahnenträger des Adolf-Hitler-Marsches. «Ich baue auf Euch, blind und zuversichtlich ..» ruft der Führer seinen Jungen entgegen, und ein einziger Schrei der Bekräftigung tönt als Antwort über das Feld.

Vor mir stehen Jungen aus der deutschen Ostmark, die erstmalig am Parteitag teilnehmen. Wir hatten es schon bei dem Abmarsch in Braunau gemerkt, dass'diese Jungen dem ganzen Geschehen der Tage anders gegenüberstehen als ihre Kameraden aus dem alten Reich. Unmittelbarer tragen sie das Erlebnis des Kampfes in sich. Die Sehnsucht, die seit Jahren in ihnen gelebt hat, bricht sich jetzt immer wieder in begeisterten Rufen Bahn. Die Jungen haben ihre Halstücher abgenommen und wirbeln sie über die Köpfe, sie ziehen ihre Fahrtenmesser aus den Scheiden und klappern sie gegeneinander. Mit allen Mitteln und mit immer neuen Einfällen versuchen sie, ihrer Begeisterung Ausdruck zu verleihen.

Nur einen kleinen braunen Jungen, der direkt vor mir steht, hat die Grösse der Stunde, die er miterleben darf, übermannt. Er steht still inmitten seiner jubelnden und schreienden Kameraden ... er weiss es vielleicht gar nicht, dass ihm die dicken Tränen über das Gesicht laufen ...

Der Führer hat geendet. Schulter an Schulter stehen die Jungen aus dem Alt-Reich und aus der deutschen Ostmark, als jetzt Rudolf Hess spricht, dass die junge Mannschaft vor ihm stolz darauf sein könnte, als erste im neuen Grossdeutschland auf den Führer vereidigt zu werden. Langsam und feierlich hallen die Schwurworte über das Stadion, die die Parteianwärter dem Stellvertreter des Führers nachsprechen, und langsam geht an einem riesigen Mast die Fahne der Partei hoch.

Dann geht der Führer durch die Reihen seiner Jugend, vorbei an den leuchtenden bunten Trachten der Mädeln aus seiner Heimat. In eiserner Disziplin verharren die Jungen. Alle möchten sie jubeln, alle möchten sie dem Führer ihre Liebe und Dankbarkeit entgegenschreien, aber der Befehl hält sie in ihren Reihen. Jeder weiss, dass der Führer ihn sieht. ..

60'000 Jungen und Mädeln erleben den grössten Augenblick ihres Lebens. In wenigen Stunden werden sie die festliche Stadt der Reichsparteitage wieder verlassen und werden zurückfahren in ihre Heimattorte und daheim berichten von

dem Augenblick, in dem der Führer an ihnen vorbeigegangen ist und sie angeschaut hat.

Der Führer hat seinen Rundgang durch das Stadion beendet. Als er seinen Wagen besteigt, da braust, durch keinen Befehl mehr gehindert, der unermessliche Jubel auf, mit dem sich die deutsche Jugend von ihrem Führer verabschiedet. Langsam rollt der Wagen dem Ausgang zu. Einmal noch hebt der Führer seine Hand gegen die Jungen und ihre Fahnen.

Die Lage in der CSR spitzte sich von Tag zu Tag zu und ein Bürgerkrieg war zu befürchten. Die Sudetendeutschen verlangten immer lautstarker den Anschluss der deutschsprechenden Teile der CSR an das deutsche Reich. An der Grenze kam es zu bewaffneten Zwischenfällen, Menschen wurden verschleppt, Schiessereien und Morde waren nichts Aussergewöhnliches.

Konrad Henlein rief das Notwehrrecht aus. Das bedeutete, dass jeder Sudetendeutsche sich gegen einen Tschechen mit der Waffe in der Hand zur Wehr setzen konnte.

Für uns Kinder war es jetzt nicht mehr ungefährlich, im Grenzgebiet herumzustrolchen. Meine Mutter, unterstützt von meinem Grossvater, hatte mir strikt verboten, mit anderen Kindern an die Grenze zu gehen. Natürlich habe ich mich nicht darangehalten, weil ich mit den anderen zusammen sein wollte. Wir schlichen heimlich durch die Wälder und manchmal liefen wir tschechischen Soldaten direkt in die Arme, aber die lachten uns nur an und schickten uns nicht einmal zurück. Mein Vater sprach zu dieser Zeit kaum noch.

Er besohlte Schuhe und las in der Bibel. Immer weniger Leute kamen, um sich von ihm die Schuhe reparieren zu lassen, obwohl er im weiten Umkreis als der beste Schuster galt. Seinen Kunden war es zu gefährlich geworden, einen Mann aufzusuchen, der, wie man wusste, mit dem Regime nicht einverstanden war, und den man wohl eines Tages auch abholen würde.

Hitler teilte seinen Generalen am 18. Juni mit: «Ich bin entschlossen, ab 1. Oktober jede günstige Gelegenheit zur Verwirklichung dieses Ziels (Zerschlagung der CSR) auszunutzen.»

Für ihn stand der Termin bereits fest, er zögerte nur noch, weil er nicht wusste, wie das Ausland reagieren würde. Er war sicher, dass man es nicht, wie im Falle Österreichs, bei lahmen

Protesten bewenden lassen würde.

Die Regierung der CSR unter Staatspräsident Eduard Benesch schlug am 28. März 1938 ein neues Minderheitenstatut vor, in dem die Sonderrechte der Deutschen gesetzlich verankert werden sollten. Darauf ging Henlein, auf Weisung Hitlers, nicht ein. Er forderte weitere Rechte. Hätten die Tschechen seine Forderungen erfüllt, wären sie nicht mehr Herr im eigenen Lande gewesen.

Hitler hielt am 25. September im Berliner Sportpalast eine Rede, die einer Kriegserklärung gleichkam:

Und dann kann ich jetzt nur eins sagen: nun treten zwei Männer gegeneinander auf: dort ist Herr Benesch, und hier stehe ich! Wir sind zwei Menschen verschiedener Art. Als Herr Benesch sich in dem grossen Völkerringen in der Welt herumdrückte, da habe ich als anständiger deutscher Soldat meine Pflicht erfüllt. Und heute stehe ich nun diesem Mann gegenüber als der erste Soldat meines Volkes! ... In Bezug auf das sudetendeutsche Problem ist meine Geduld jetzt zu Ende. Ich habe Herrn Benesch ein Angebot gemacht, das nichts anderes ist als die Realisierung dessen, was er selbst schon zugesichert hat. Er hat jetzt die Entscheidung in seiner Hand: Frieden oder Krieg. Er wird entweder dieses Angebot akzeptieren und den Deutschen jetzt endlich die Freiheit geben, oder wir werden diese Freiheit uns selbst holen. Das muss die Welt zur Kenntnis nehmen: in viereinhalb Jahren Krieg und in den langen Jahren meines politischen Lebens hat man mir eins nie vorwerfen können: ich bin niemals feige gewesen. Ich gehe meinem Volk jetzt voran als sein erster Soldat, und hinter mir, das mag die Welt wissen, marschiert jetzt ein Volk, und zwar ein anderes als das vom Jahre 1918. Wir sind entschlossen! Herr Benesch mag jetzt wählen!

Dieser Reichstagsrede waren gewichtige Ereignisse vorausgegangen: Am 9. Mai war Mussolini, Italiens Führer, zu Besuch bei Hitler. Mussolini versprach ihm, in der tschechischen Sache auf seiner Seite zu sein; dafür verzichtete Hitler, da Österreich ja schon zum deutschen Reich gehörte, auf Südtirol.

Südtirol war nach dem Ersten Weltkrieg an Italien abgetreten worden, dort aber verlangten nun die Deutschen ebenfalls eine Volksabstimmung und Selbstbestimmung. Hitler «verkaufte» also die Deutschen in Südtirol, damit er die Deutschen der Tschechoslowakei «heimführen» konnte. Die

Tschechoslowakei war ihm aus militärischen Gründen wichtiger als Südtirol, zumal sich ja Italien mit Deutschland in einem Bündnis wusste.

Die Westmächte, insbesondere Grossbritannien, waren über die Entwicklung in Mitteleuropa höchst beunruhigt. Sie fürchteten, nicht zu Unrecht, Krieg. Für einen Krieg aber waren sie nicht gerüstet. Sie brauchten den Frieden um jeden Preis. Deshalb flog der britische Premierminister Chamberlain am 15. 9. zu Hitler nach Berchtesgaden auf den Obersalzberg, um in der tschechischen Frage zu vermitteln. Zwei Tage vor seinem Besuch war im deutsch-tschechischen Grenzgebiet das Standrecht verhängt worden, das hiess, dass Menschen ohne Gerichtsverfahren erschossen werden konnten.

Drei Tage vor Chamberlains Besuch hatte Hitler am 12.9. auf dem Reichsparteitag in Nürnberg erklärt: «Die Deutschen in der Tschechoslowakei sind weder wehrlos, noch sind sie verlassen. Das möge man zur Kenntnis nehmen.»

Hitler hatte damit der Weltöffentlichkeit unmissverständlich gesagt, dass die Sudetendeutschen bewaffnet seien, und auf militärische Hilfe des deutschen Reiches rechnen konnten.

Dies wusste auch der britische Premierminister. Deshalb musste er vermitteln, wenn Europa nicht in einen Krieg stürzen sollte. Im Sudetenland gab es Brandstiftungen, Mord, Verletzte, und die Sudetendeutschen spielten sich längst als Herren dieses Landes auf. Hitler konnte das nur recht sein, denn nun war wieder die Stunde gekommen, in der er als Friedensstifter in Erscheinung treten durfte. Er konnte wieder seinen Brand löschen, den er selbst entfacht hatte.

Die Sudetendeutschen riefen immer lauter ihren Schlachtruf: «Wir wollen heim ins Reich!»

Heute wollen sie bei ihren Treffen der sogenannten Landsmannschaften davon nichts mehr wissen, heute stellen sie es so dar, als wären sie von den Tschechen terrorisiert worden. Was doch alles in der Geschichtsschreibung zusammengelogen wird. Chamberlain glaubte wahrscheinlich tatsächlich an die Bereitschaft Hitlers, alle Konflikte mit friedlichen Mitteln zu lösen und zu regeln. Er war ein Mann aus einer alten englischen Familie, in der das gegebene Wort etwas galt.

Die Situation wurde immer hektischer. Am 22.9. flog Chamberlain ein zweites Mal zu Hitler. Hitler verhandelte nicht mehr, er stellte Chamberlain ein Ultimatum: Wenn seine

Forderung, das Sudetenland in das Reich einzugliedern nicht bis zum 28. September angenommen sei, würden deutsche Truppen in die CSR einmarschieren.

Die deutschen Truppen aber waren längst an der deutsch-tschechischen Grenze in Stellung gegangen und warteten auf Befehle.

Für alle war nun klar, dass es zum Krieg kommen musste, schon weil die tschechische Regierung dieses Ultimatum ablehnte. Zu diesem Zeitpunkt aber planten deutsche Offiziere, Hitler verhaften zu lassen, sobald er den Angriffsbefehl geben würde. Aber die Ereignisse der nächsten Tage machten diesen Plan zunichte.

Der amerikanische Präsident schaltete sich ein und erinnerte daran, dass Hitler Verträge unterschrieben habe, die auch er einhalten müsse. Aber erst das Eingreifen Mussolinis, der ebenfalls nicht an einem Krieg interessiert war, brachte die Konferenz in München zustande.

Anwesend waren Chamberlain, der französische Ministerpräsident Daladier, Mussolini und Hitler. Sie beschlossen, um den Frieden zu retten, die sudetendeutschen Gebiete der Tschechoslowakei an das deutsche Reich abzutreten.

Der Abschluss dieser Konferenz ging in die Geschichte als das «Münchener Abkommen» ein.

Chamberlain wurde von der Münchener Bevölkerung stürmisch begrüßt, er fuhr im offenen Wagen durch die Stadt und wurde jubelnd als Friedensbringer gefeiert.

Hitler jedoch hätte in München alles unterschrieben, um seinem Ziel näher zu kommen.

Für Chamberlain war der Vertrag ein Abkommen, an das sich alle Beteiligten zu halten hatten. Aus heutiger Kenntnis mutet es fast naiv an, dass Chamberlain bei der Landung in London den wartenden Menschen ein Papier vorhielt und sagte: «The peace for our time.» Die Engländer jubelten ihm ebenso zu, wie die Deutschen. Sie glaubten an den Frieden. Am 3. Oktober wurde Hitler von Konrad Henlein in der Stadt Eger als Befreier begrüßt.

Am 1. Oktober war mein Vater verhaftet worden.

Zwei SS-Männer hatten ihm im Nachbarhaus gegenüber aufgelauert. Als er mit seinem Fahrrad nach Hause kam, traten die beiden Männer aus dem Schatten des Hauses und riefen ihm zu, er solle stehenbleiben, sonst würden sie schießen. Ich

sah alles ganz genau. Ich stand gerade auf dem Heuboden unseres Nachbarn und sah zufällig aus der Luke.

Mein Vater war ganz ruhig. Er lehnte das Fahrrad an die Hauswand und sah den beiden SS-Männern entgegen. In diesem Augenblick bog ein Auto in unsere Strasse ein, und zwei weitere Männer in schwarzen Ledermänteln stiegen aus. Einer der beiden schraubte die Lenkstange vom Fahrrad meines Vaters ab, zog Zeitschriften aus dem Rahmenbau und hielt sie meinem Vater triumphierend lächelnd entgegen. Darauf wurde mein Vater auf den Rücksitz des Autos gestossen, die beiden SS-Männer, die ihm aufgelauert hatten, setzten sich links und rechts neben ihn und der Wagen fuhr ab.

Ich weiss, dass ich ein Bündel Heu in den Armen hielt und starr aus der Luke sah. Das alles war so unwirklich wie im Kino. Ich wachte erst auf, als die Nachbarin rief: «Max, deinen Vater haben sie abgeholt.»

Ich sprang vom Heuboden direkt in den Hof, vier Meter tief auf den Misthaufen, schwang mich auf mein Fahrrad und fuhr zu einem Bauern ausserhalb des Ortes, bei dem meine Mutter zeitweise, nach der Arbeit in der Porzellanfabrik, aushalf. Als sie mich kommen sah, setzte sie langsam die beiden Milchkannen ab, und als ich endlich keuchend vor ihr stand, sagte sie ganz ruhig: «Ich weiss schon. Es hat wohl so kommen müssen. Jetzt musst du in die Hitlerjugend eintreten.»

Der Weg nach Eger führte Hitler durch unsere Kleinstadt Schönwald. Er stand im offenen Wagen und grüsste die jubelnde Menge mit erhobenem Arm. Die Menschen links und rechts der Strasse gebärdeten sich wie Verrückte, und schrien immer wieder «Sieg Heil», oder nur «Heil»!

Ich stand ganz vorn in der Menge. Unsere gesamte Schule war angetreten. Neben mir stand meine Tante, für die Hitler gleich nach Gott kam. Sie war eine sogenannte «Hundertprozentige» geworden.

Ich weiss, dass es ein schöner Tag war, die Menschen waren entweder in Uniform oder in festlicher Kleidung gekommen. Meine Schulkameraden waren uniformiert und auch ich trug eine Hakenkreuzbinde am Arm, wie meine Tante es gefordert hatte. Die Mädchen standen in ihren weissen Blusen oder braunen Jacken in einer Reihe.

Ich stand neben den Jubelnden und hob auch meinen Arm. Ich weiss jedoch nicht mehr, ob auch ich «Heil» gerufen habe.

Möglich ist es, weil mir von meiner Mutter klargemacht worden war, dass man bei bestimmten Gelegenheiten mit den Wölfen heulen müsse, um nicht von ihnen gefressen zu werden.

Hitler ist zum Greifen nahe an mir vorbeigefahren. Ich weiss nicht, ob ich dabei an meinen Vater gedacht habe, von dem wir nicht wussten, wohin die SS ihn gebracht hatte.

Wahrscheinlich hätte ich mich damals lieber verdrückt und nicht Spalier gestanden, als der «grosse Führer» die Strasse entlangfuhr, auf der wir Kinder täglich zur Schule gingen. Aber meine Mutter hatte mich mit den Worten hingeschickt: «Du gehst. Du musst das sehen, damit du es nie vergisst.»

Sie selbst blieb zu Hause. Sie hätte wahrscheinlich den ganzen Ort ausrauben können, denn ausser den Kranken und Gebrechlichen war niemand in den Häusern zurückgeblieben. Natürlich war auch mein Grossvater nicht dabei. Er war, wie jeden Tag, mit seinen Pferden in den Ste-inbrüchen, um Granit zu holen. Aber als ich am Abend in den Pferdestall lief, um ihm beim Füttern zu helfen, erwartete er mich schon. Während er seinen Pferden Hafer in die Tröge schüttete, sagte er: «Na, hast ihn gesehen?»

Ich muss wohl geweint haben, denn ich erinnere mich an ein grosskariertes Taschentuch, das er mir hinhielt. Er fügte hinzu: «Hoffentlich hast ihn dir gut angesehen. Hoffentlich vergisst du ihn nicht!»

Nach der Verhaftung meines Vaters wurde es für mich schwerer in der Schule. Auch die Nachbarn waren nicht mehr so freundlich wie früher, und ich spürte es jeden Tag mehr, wie sie mir aus dem Weg gingen. Meine Schulkameraden wollten mich auf dem Heimweg nicht bei sich haben. Meine Leistungen in der Schule konnten noch so weit über denen der anderen stehen, doch für die Lehrer waren sie immer unzureichend. Sie schnitten mich und ich wurde, obwohl ich mich immer meldete, nicht mehr aufgerufen. Im Zeugnis stand dann, ich beteilige mich nicht am Unterricht. Die Lehrer hatten immer etwas an mir auszusetzen, denn es war nicht ratsam, einen Schüler zu loben, dessen Vater als Volksschädling hinter Gittern sass. Sie liessen es mich spüren, und stellten mir, wenn überhaupt, verfängliche Fragen.

Im November wurde der deutsche Gesandtschaftssekretär vom Rath von einem Juden namens Grynspan in Paris er-

schossen. Für die Nazis war diese Tat willkommener Anlass, ihre Rassenpolitik zu verschärfen. «Juden ermorden deutschen Diplomaten», so und ähnlich lauteten die Schlagzeilen. Auch meine Familie war empört und meine Tante sagte: «Der Führer hat schon recht, die Juden sind unser Unglück.» Es gibt verschiedene Versionen darüber, warum Grynspan den Mord begangen hat. Wahrscheinlich wollte er die Weltöffentlichkeit auf das Leid aufmerksam machen, dass den Juden angetan wurde. Hitler und seine Kumpanen gingen daraufhin offen gegen die Juden im Reich vor, ohne auf das Ausland Rücksicht zu nehmen. In der Nacht vom 9. zum 10. November flammten im gesamten Reich Feuer auf: über 200 Synagogen, jüdische Gotteshäuser, wurden angezündet, 170 Wohnhäuser von Juden gingen in Flammen auf, über 7'000 jüdische Geschäfte wurden geplündert, 36 Juden wurden getötet, unzählige misshandelt und schwer verletzt. 20'000 Juden wurden verhaftet, 10'000 allein kamen in das KZ Buchenwald. Der Schriftsteller Valentin Senger hat die «Kristallnacht» als Vierzehnjähriger in Frankfurt erlebt und in seinem Buch «Kaiserhofstr. 12» beschrieben:

«Oj wej, wird das Zores geben!» sagte Mama, als die Nachricht über den Rundfunk kam, ein gewisser Grienspan habe in Paris den deutschen Gesandtschaftssekretär vom Rath erschossen. Der Getötete stammte aus einer alten Frankfurter Familie. Mama nahm die Hände an die Backen und bekam ganz grosse ängstliche Augen. «Auf so was haben die ja nur gewartet.» Nach einer Weile fuhr sie, jedes Wort betonend, fort: «Alles, was wir bisher von den Hitlers erlebt haben, wird ein Dreck sein gegen das, was jetzt kommt.»

Mama hatte wie immer recht. Als ich am anderen Morgen auf dem Weg zu meiner Arbeitsstelle in Sachsenhausen war, holte mich auf dem Eisernen Steg eine junge Sekretärin ein. «Haben Sie schon gehört, die Synagoge am Börneplatz brennt, und im Sandweg schlagen sie die Schaufenster von jüdischen Geschäften ein und werfen alles auf die Strasse.» Wir kamen ins Büro. Dort war bereits eine grosse Aufregung, alle redeten durcheinander, jeder wusste etwas anderes. Nicht nur die Neue Synagoge am Börneplatz brenne, sondern alle Synagogen ständen in Flammen, im gesamten Ostend und auch im Nordend würden Juden aus ihren Wohnungen getrieben und alle jüdischen Geschäfte demoliert.

Ich wartete darauf, dass der Hitlerjunge käme, der im Konstruktionsbüro vor mir am Zeichenbrett stand. Er war im

letzten Lehrjahr und zwei Jahre älter als ich. Häufig kam er in seiner HJ-Uniform zur Arbeit. Als Zeichen seiner Scharführerwürde hing ihm eine geflochtene Schnur von der Achselklappe in einem Bogen bis zum mittleren Hemdenknopf. Er wusste immer zuerst Bescheid, wenn wieder einmal Aktionen gegen die jüdische Bevölkerung unternommen wurden.

So erregt ich auch war, ich durfte mich nicht verdächtig machen, nicht mehr Neugierde zeigen als die andern. Aber ich hielt es nicht mehr aus, zog meine Jacke an und rannte los zum Börneplatz. Von weitem schon sah ich in Richtung der Synagoge eine grosse Rauchwolke am Himmel.

Und dann stand ich in der Menschenmenge auf dem Platz und sah die Flammen, die aus dem grossen Kuppelbau des Gotteshauses schlugen. Etwa hundert Meter von der brennenden Synagoge entfernt bildeten SA-Leute und Hilfspolizisten einen Kordon, so dass niemand näher an die Brandstelle herankam. Ganz vorne, noch vor der Absperrung, stand eine Gruppe Hitlerjungen, feixte und lachte und machte eine Gaudi aus dem schrecklichen Geschehen.

Die Menschen hinter der Absperrung waren eher betreten, ich hörte kein Wort der Zustimmung. Neben mir erzählte eine Frau, sie habe gesehen, wie man am Zoologischen Garten Juden mit Lastwagen abtransportiert habe. Ein Mann sagte, er komme gerade von der Friedberger Anlage, die dortige Synagoge brenne ebenfalls und auch die Alte Synagoge an der Allerheiligenstrasse.

Neben dem wie eine Pechfackel lodern den Rundbau standen zwei Feuerwehrwagen, einer mit einer grossen Leiter, die aber nicht ausgefahren war, und ein Gerätewagen. Mit Löschschläuchen an den Händen standen einige Feuerwehrleute herum, aber sie bekämpften nicht den Brand sondern löschten nur die auf die Strasse stürzenden Balken. Sie hatten offensichtlich Anweisung, die Synagoge ausbrennen zu lassen und nur das Übergreifen des Feuers auf die Häuser der Nachbarschaft zu verhindern.

[...]

Ich sah nichts als die Flammen und den Rauch, obwohl viele hundert neugierige Menschen um mich herumstanden, und in meinen Ohren klang, als stünde er dicht neben mir, Papas leise, traurige Stimme: «Hulet, hulet, bejse Windn.» Ich hätte mich nur umdrehen müssen, um ihn zu sehen, so nahe war er mir. Und in meinem Kopf zitterte der Refrain mit: «Lang wet doieren der Winter, Summer is noch wait.» Ich weinte, die Tränen rannen mir die Backen hinunter, und es war mir gleichgültig, ob mich jemand beobachtete.

Langsam ging ich zurück ins Büro. Niemand fragte mich, wo ich gewesen war. Eine halbe Stunde später kam der Hitlerjunge. Sein Gesicht und seine Hände waren verdreckt.

«Was gibt's Neues?» wurde er gefragt.

«Was es Neues gibt? Ihr wisst hoffentlich schon alles», antwortete er.

Aber dann erzählte er doch von seinem Einsatz. Bereits am Abend hatte ihn sein Fähnleinführer vorgewarnt, dass in der Nacht etwas fällig sei, er solle sich für einen Einsatz bereithalten. Um drei Uhr in der Frühe holte man ihn aus dem Bett, und eine halbe Stunde später war er an dem Treffpunkt im Nordend. Die Hitlerjungen wurden hier in mehrere Gruppen eingeteilt, dann zogen sie in Richtung Innenstadt los. In den ihnen zugewiesenen Strassenzügen hatten sie systematisch die Schaufenster der jüdischen Geschäfte eingeschlagen und die Einrichtungen demoliert; danach drangen sie in Wohnungen von Juden ein, trieben sie auf die Strasse, zerschlugen auch hier die Fensterscheiben und warfen anschliessend das Mobiliar durch die Fenster auf die Strasse.

Die Strassen waren übersät mit Glasscherben, was dem Pogrom dann den Namen «Kristallnacht» gegeben hat.

Draussen wurden die aus den Wohnungen hinausgejagten Menschen von der SA in Empfang genommen und abgeführt.

Der Hitlerjunge schloss seinen Bericht mit der Bemerkung: «Einem haben wir den Bart und die Pajes gestutzt. Der sah hinterher wie eine Runkelrübe aus. Das war vielleicht komisch. Und geglotzt hat er wie ein Frosch.»

Ein älterer Kollege fragte: «Prügel haben die Juden auch bekommen?»

«Was wollen Sie damit sagen?» fragte der Scharführer.

«Gar nichts. Man hört so allerhand.»

«Sie haben wohl noch Mitleid mit denen?»

Der Kollege schwieg. Beleidigt und sozusagen missverstanden zog sich der Hitlerjunge zurück. Später stellte er sich zu mir ans Zeichenbrett, um noch mehr von seinen Heldentaten zu berichten. Sein HJ-Trupp war zur Synagoge in der Friedberger Anlage abkommandiert worden. Gegenüber der Synagoge am Anlagenring stand bereits ein Auto, das mehrere Benzinkanister geladen hatte. Der Brandanschlag war also gründlich vorbereitet. Durch das Hauptportal und die zertrümmerten Fenster gossen sie das Benzin in das Gebäude und zündeten es mit Hilfe getränkter Putzwollappen an. Noch zweimal mussten sie Benzin nachschütten und von Neuem anzünden, bis die Synagoge endlich in Flammen stand.

Die Nazis sprachen von einer spontanen Aufwallung gegen die Juden, ausgelöst durch den Mord in Paris.

In Wahrheit war diese Aktion aber bis in die kleinsten Einzelheiten geplant worden. Diese Nacht ging in die Geschichte als «Kristallnacht» ein, abgeleitet von den vielen zerbrochenen Fensterscheiben.

Mein Vater, der damals Häftling im KZ Buchenwald war, hat die Einlieferung der Juden miterlebt und mir nach dem Krieg erzählt, wie man sie behandelte: Sie wurden mit Gewehrkolben geschlagen, die Bärte wurden ihnen abgeschnitten oder abgebrannt, SS-Männer spuckten ihnen ins Gesicht und man zwang sie, ihnen die Stiefel zu küssen oder glänzend zu lecken.

Mein Vater sagte: «Du glaubst nicht, zu welcher Bestialität Menschen fähig sind, und du glaubst nicht, was ein Mensch alles ertragen kann. Vieh, das zum Schlachten geführt wird, hatte es besser.»

Er sprach nur ein einziges Mal von dieser Zeit. Dann, trotz meiner drängenden Fragen, nie wieder.

Nach der «Kristallnacht» wurden die Juden, die noch nicht verhaftet waren, direkt unter Polizeirecht gestellt. Sie waren sozusagen über Nacht vogelfrei geworden. Sie konnten kein deutsches Gericht mehr anrufen, um Recht und Gerechtigkeit zu fordern.

Dass die Ereignisse der «Kristallnacht» keine spontane Reaktion des Volkes war, zeigen folgende Berichte:

Berlin Nr. 234 404 9.11. 2355

An alle Stapo-Stellen und Stapo-Leitstellen

An Leiter oder Stellvertreter

Dieses FS ist sofort auf dem schnellsten Wege vorzulegen.

1. Es werden in kürzester Frist in ganz Deutschland Aktionen gegen Juden, insbesondere gegen deren Synagogen, stattfinden. Sie sind nicht zu stören. Jedoch ist im Benehmen mit der Ordnungspolizei sicherzustellen, dass Plünderungen und sonstige besondere Ausschreitungen unterbunden werden können.
2. Sofern sich in Synagogen wichtiges Archivmaterial befindet, ist dieses durch eine sofortige Massnahme sicherzustellen.

3. Es ist vorzubereiten die Festnahme von etwa 20'000-30'000 Juden im Reiche. Es sind auszuwählen vor allem vermögende Juden. Nähere Anordnungen ergehen noch im Laufe dieser Nacht.
4. Sollten bei den kommenden Aktionen Juden im Besitz von Waffen angetroffen werden, so sind die schärfsten Massnahmen durchzuführen. Zu den Gesamtktionen können herangezogen werden Verfügungstruppen der SS sowie Allgemeine SS. Durch entsprechende Massnahmen ist die Führung der Aktionen durch die Stapo auf jeden Fall sicherzustellen.

An
 SA-Gruppe Kurpfalz
 Mannheim
 (Bei Antwortschreiben Datum und
 Briefbuchnummer angeben.)

Am 10. 11. 1938 3 Uhr erreichte mich folgender Befehl: «Auf Befehl des Gruppenführers sind sofort ipnerhalb der Brigade 50 sämtliche jüdische Synagogen zu sprengen oder in Brand zu setzen.

Nebenhäuser, die von arischer Bevölkerung bewohnt werden, dürfen nicht beschädigt werden. Die Aktion ist in Zivil auszuführen. Meutereien oder Plünderungen sind zu unterbinden. Vollzugsmeldung bis 8.30 Uhr an Brigadeführer oder Dienststelle.»

Die Standartenführer wurden von mir sofort alarmiert und genauestens instruiert, und mit dem Vollzug [wurde] sofort begonnen.

Ich melde hiermit, es wurden zerstört im Bereich der Standarte 115

- | | | |
|-------------|--------------------------|--------------------------|
| 1. Synagoge | in Darmstadt, Bleichstr. | durch Brand zerstört |
| 2. | in Darmstadt, Fuchsstr. | |
| 3. | in O./Ramstadt | Innenraum u. Einrichtung |
| 4. | in Gräfenhausen | zertrümmert |
| 5. | in Griesheim | |
| 6. | in Pfungstadt | |
| 7. | in Eberstadt | durch Brand zerstört |

Standarte 145

- | | | |
|-------------|-----------------------|--------------------------------------|
| 1. Synagoge | in Bensheim | durch Brand zerstört |
| 2. | ” in Lorsch in Hessen | |
| 3. | ” in Heppenheim | durch Brand u. Sprengung
zerstört |

- | | |
|--------------------------------|--|
| 4. Synagoge in Birkenau | durch Brand zerstört |
| 5. Gebethaus in Alsbach | |
| 6. Versammlungsraum in Alsbach | |
| 7. Synagoge in Rimbach | Inneneinrichtung
vollständig zerstört |

Standarte 168

- | | | |
|-------------|----------------------|----------------------|
| 1. Synagoge | in Seligenstadt | durch Brand zerstört |
| 2. " | in Offenbach | " " " |
| 3. " | in Klein-Krotzenburg | " " " |
| 4. " | in Steinheim a. M. | " |
| 5. " | in Mühlheim a. M. | " " " |
| 6. " | in Sprendlingen | " " " |
| 7. " | in Langen | " " " |
| 8. " | in Egelsbach | " " " |

Standarte 186

- | | | |
|-------------|--------------------|------------------------------|
| 1. Synagoge | in Beerfelden | durch Sprengung zerstört |
| 2. " | in Michelstadt | Inneneinrichtung zertrümmert |
| 3. " | in König | |
| 4. " | in Höchst i. O. | |
| 5. " | in Gross-Umstadt | |
| 6. " | in Dieburg | |
| 7. " | in Babenhausen | |
| 8. " | in Gross-Bieberau | durch Brand zerstört |
| 9. " | in Fränk. Crumbach | Inneneinrichtung zerstört |
| 10. " | in Reichelsheim | |

Standarte 221

- | | | |
|-------------|--------------------------|---|
| 1. Synagoge | und Kapelle in Gr. Gerau | durch Brand zerstört |
| 2. | in Rüsselsheim | niedergerissen
Inneneinrichtung zerstört |
| 3. | in Dornheim | Inneneinrichtung zerstört |
| 4. | in Wolfskehlen | |
- Der Führer der Brigade 50 (Starkenburg)
Lucke, Brigadeführer

Bericht des Chefs der Sicherheitspolizei, Heydrich,
an den preussischen Ministerpräsidenten, Göring,
vom 11. November 1938

. . . Die bis jetzt eingegangenen Meldungen der Staatspoli-
zeistellen haben bis zum 11.11.1938 folgendes Gesamtbild
ergeben:

In zahlreichen Städten haben sich Plünderungen jüdischer
Läden und Geschäftshäuser ereignet. Es wurde, um weitere
Plünderungen zu vermeiden, in allen Fällen scharf durchge-

griffen. Wegen Plünderens wurden dabei 174 Personen festgenommen.

Der Umfang der Zerstörungen jüdischer Geschäfte und Wohnungen lässt sich bisher ziffernmässig noch nicht belegen. Die in den Berichten aufgeführten Zahlen: 815 zerstörte Geschäfte, 29 in Brand gesteckte oder sonst zerstörte Warenhäuser, 171 in Brand gesetzte oder zerstörte Wohnhäuser, geben, soweit es sich nicht um Brandlegungen handelt, nur einen Teil der wirklich vorliegenden Zerstörungen wieder. Wegen der Dringlichkeit der Berichterstattung mussten sich die bisher eingegangenen Meldungen lediglich auf allgemeinere Angaben, wie «zahlreiche» oder «die meisten Geschäfte zerstört» beschränken. Die angegebenen Ziffern dürften daher um ein Vielfaches überstiegen werden.

An Synagogen wurden 191 in Brand gesteckt, weitere 76 vollständig demoliert. Ferner wurden 11 Gemeindehäuser, Friedhofskapellen und dergleichen in Brand gesetzt und weitere 3 völlig zerstört.

Festgenommen wurden rund 20'000 Juden, ferner 7 Arier und 3 Ausländer. Letztere wurden zur eigenen Sicherheit in Haft genommen.

An Todesfällen wurden 36, an Schwerverletzten ebenfalls 36 gemeldet. Die Getöteten bzw. Verletzten sind Juden. Ein Jude wird noch vermisst. Unter den getöteten Juden befinden sich ein, unter den Verletzten 2 polnische Staatsangehörige.

Heydrich

Der Zynismus der Nazis ging so weit, dass die Schäden an jüdischen Geschäften, verursacht durch SA und SS, von den Juden selbst bezahlt werden mussten. Damit setzte man sich auf bequeme Art in den Besitz jüdischen Eigentums.

Ausserdem mussten die Juden an das deutsche Reich eine Milliarde Reichsmark in Devisen bezahlen.

Im Ausland erschien ein Flugblatt, unterzeichnet von deutschen Emigranten, Kommunisten, Sozialdemokraten, Schriftstellern und Künstlern. Ihre Warnung wurde im Ausland wohl gehört, aber in das deutsche Reich drang ihre Stimme nicht.

Gegen Krieg und Autarkie, für Frieden
und Zusammenarbeit!

Hitler braucht den Krieg um der Erhaltung seiner Herrschaft und um der Erreichung der imperialistischen Ziele seiner

Auftraggeber willen. Das neue Deutschland braucht den Frieden zur Befestigung seiner jungen Freiheit und für seinen sozialen und wirtschaftlichen Aufbau. Es wird eine grosse starke Macht des Friedens sein, die die Politik der friedensstörenden Einmischung in die Angelegenheiten anderer Länder verlassen wird. Sie wird der gewissenlosen Hetze gegen die Sowjetunion ein Ende bereiten. Das Recht, das an Stelle der Gewalt das staatliche und private Leben Deutschlands beherrschen soll, wird auch massgebend für die Gestaltung der Beziehungen unter den Völkern sein. Internationale wirtschaftliche Zusammenarbeit tritt an die Stelle der das gesamte Wirtschaftsleben zerstörenden Autarkie.

Zur Erreichung dieser Ziele haben wir uns zusammengefunden, sicher der Zustimmung unserer Gesinnungsgenossen in der Heimat. Allen Gegnern des blutigen Schandregimes rufen wir zu:

Sucht Verbindung untereinander und mit uns!

Vereinigt Eure Kräfte mit den unsern zu gemeinsamem Kampf!

Schlagen wir in einer Front den, der unser aller Feind ist!

Unser nächstes Ziel ist der Sturz Hitlers und aller Peiniger des deutschen Volkes!

Für Frieden, Freiheit und Brot!

19. Dezember 1938.

Der Aufruf trägt folgende Unterschriften:

Rudolf Breitscheid	Emil Kirschmann
Albert Grzesinski	Dr. Hans Hirschfeld
Max Braun	Max Hofmann
Prof. Denicke	Bruno Süss
Toni Sender	Siegfried Aufhäuser
Prof. Siegfried Marek	Karl Böchel
Dr. E. Drucker	Alexander Schifrin
Prof. Alfred Meusel	Richard Kirn
Alfred Braunthal	Bernhard Menne
Professor Julius Lips	Dr. Otto Friedländer

(Sozialdemokraten)

Wilhelm Pieck	Ackermann
Wilhelm Florin	Weber
Walter Ulbricht	Bertz
Franz Dahlem	Wilhelm Koenen
Kurt Funk	Philipp Daub
Paul Merker	Hugo Gräf
Willi Münzenberg	Philipp Dengel

(Kommunisten)

Willi Brandt
H. Diesel
K. Franz
R. Frey
Dr. Fried

J. Ewas
M. Koch
K. Sachs
J. Schwab
Th. Vogt

(Für die Sozialistische Arbeiterpartei, SAP)

Lion Feuchtwanger
Arnold Zweig
Heinrich Mann
Prof. Georg Bernhard
Ernst Toller
Prof. E. J. Gumbel
Rudolf Olden
Balder Olden
Egon Erwin Kisch
Rudolf Leonhard
Prof. Alfons Goldschmidt
Kurt Rosenfeld
Prof. Anna Siemsen
Otto Lehmann-Russbüldt
Dr. Wolfgang Hallgarten

Bodo Uhse
Theodor Fanta
Wolf Frank
Dr. Felix Boenheim
Johannes R. Becher
Walter Schönstedt
Prof. Dr. J. Schaxel
Prof. Fritz Lieb
Klaus Mann
Dr. Budzislawski
Kurt Kersten
Ernst Bloch
Wieland Herzfelde
Max Seydewitz

Ein Schulkamerad von mir war von einem Fähnleinführer, dem Führer einer Hitlerjugendformation auf offener Strasse zusammengeschlagen worden. Was war passiert?

Die Hitlerjugend unserer Kleinstadt zog im Marschtritt durch den Ort, vorweg der Spielmannszug mit Fanfaren und Trommeln, dahinter der Fahnenträger, dann die drei Züge. Mein Schulkamerad, selbst Hitlerjunge, konnte an diesem Tag nicht mitmarschieren, denn seine Mutter war krank, und er musste für sie einkaufen gehen. Bevor er die Strasse überquerte, liess er die braune Kolonne, in der er nur zufällig nicht mitmarschierte, vorbei.

Es war Pflicht, die Fahne mit erhobenem Arm zu grüssen. Er vergass es. Daraufhin rannte der Fähnleinführer aus der Kolonne und streckte den Jungen mit zwei Faustschlägen nieder, so dass er aus Mund und Nase blutete. Kein Wunder, denn der Fähnleinführer war achtzehn Jahre und stark, mein Schulkamerad gerade dreizehn und schwächling.

Nirgendwo konnte er sich darüber beschweren, geschweige denn den Fähnleinführer wegen Körperverletzung anzeigen. Niemand hätte dem Jungen Recht gegeben – nicht umsonst hiess es in einem Lied der HJ : «. . . denn die Fahne ist mehr als der Tod.»

Die Fahne im Dritten Reich nicht zu grüssen war kein Vergehen, es war ein Verbrechen.

Ein Nachspiel hatte die ganze Sache aber doch, nämlich in der Schule. Wir lasen gerade «Wilhelm Tell» von Schiller. In diesem Schauspiel erlässt der tyrannische Landvogt Gessler eine Verordnung, dass nicht nur er zu grüssen sei, sondern auch sein Hut, wenn er durch die Strassen der Stadt getragen werde.

Der vom Fähnleinführer niedergeschlagene Junge fragte unseren Lehrer, warum in unserer Schule gelehrt würde, dass es Unterdrückung sei, wenn man den Hut des Herrn Gessler grüssen müsse, und wollte wissen, warum man niedergeschlagen würde, wenn man die Fahne nicht grüsse, schliesslich sei es doch dasselbe.

Wir sassen alle mucksmäuschenstill. Wir warteten auf Antwort, aber unser Lehrer sagte nur: «Bestelle deinem Vater, er soll sich morgen Mittag beim Rektor melden.»

Ich habe nie erfahren, was bei der Unterredung herauskam. Mein Schulkamerad schwieg hartnäckig, wenn wir ihn darauf ansprachen und als ich einmal merkte, wie er heimlich weinte, hörten wir mit den Fragen auf.

Es wurde darüber getuschelt, der Rektor habe dem Vater gedroht, dass er ihn wegen Verunglimpfung hoheitlicher Symbole anzeigen werde, wenn er weiterhin darauf bestehen würde, für seinen Sohn Genugtuung zu fordern.

Dass es sogar lebensgefährlich war, die Hakenkreuzfahne nicht zu grüssen, beweist der Fall des evangelischen Pfarrers Paul Schneider.



Paul Schneider, am 29. August 1897 in Pferdsfeld bei Kreuznach geboren, evangelischer Pfarrer in Hochelheim und Dickenschied, kam mit seiner aufrechten Haltung und seiner liberalen Gesinnung frühzeitig in Konflikt mit den nazistischen Machthabern. Nach mehrmaligen Inhaftierungen wurde Pfarrer Paul Schneider 1937 in das KZ Buchenwald verschleppt. Weil er sich weigerte, die Hakenkreuzfahne zu grüssen, wurde er von der SS im Bunker eingesperrt, unmenschlich geschlagen und schliesslich am 18. Juli 1939 ermordet.

Hitler war mit dem Münchner Abkommen nicht zufrieden, denn ihm waren nur die deutschsprechenden Teile der CSR zugesprochen worden, er aber wollte die ganze Tschechoslowakei.

Die bekam er knapp ein halbes Jahr später, und wieder zeigte sich, dass Hitlers Unterschrift nur solange etwas wert war, wie sie seinen Zielen, Europa zu beherrschen, dienlich waren.

In der Rest-Tschechoslowakei gab es nur noch zwei grosse Volksgruppen, die Tschechen und die Slowaken. Die deutsche Propaganda legte es darauf an, den tschechoslowakischen Staat auseinanderzubrechen. Sie gaukelte den Slowaken vor, dass sie von den Tschechen unterdrückt würden.

Am 10. 3. trat der slowakische Ministerpräsident Tiso zurück, genauer, er wurde von der Prager Regierung abgesetzt. Drei Tage später reiste er nach Berlin, wo ihm ein Text in slowakischer Sprache vorgelegt wurde, in dem er, Tiso, erklärte, dass ab sofort die Slowakei ein selbständiger Staat sei. Diesen Text sollte Tiso, nach Hause zurückgekehrt, nach Berlin telegrafieren, mit dem Nachsatz, die Slowakei erbitte Hilfe vom deutschen Reich.

Als der tschechische Staatspräsident Hacha das erfuhr, eilte er nach Berlin und bat Hitler am 14. März, die CSR als selbständigen Staat nicht anzutasten. Hacha war 66 Jahre alt und herzkrank. Vier Stunden liess Hitler ihn im Hotel Adlon warten, um ihn willfährig zu machen. Er wurde dann schliesslich so unter Druck gesetzt, dass er ein Papier unterschrieb, in dem er das Schicksal des tschechischen Volkes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Grossdeutschen Reiches legte. Hitler hatte Hacha gedroht, er werde Prag bombardieren, falls er nicht unterschreibe. Tatsächlich überschritten deutsche Truppen bereits die tschechische Grenze, als Hitler noch mit Hacha verhandelte.

Am 15. März marschierten die deutschen Truppen in die Rest-Tschechoslowakei, in Böhmen und Mähren ein. Hitler reiste hinterher und proklamierte auf dem Prager Hradshin das «Protektorat Böhmen und Mähren».

Deutsche Emigranten, die nach 1933 in Prag Zuflucht gefunden hatten, mussten abermals fliehen oder waren schon vorher geflohen, wie zum Beispiel Bertolt Brecht.

Das tschechische Volk stand voll ohnmächtiger Wut diesen Ereignissen gegenüber. Es fühlte sich von der ganzen Welt

verlassen, da Briten und Franzosen nach dem Münchner Abkommen nicht mehr zum Beistand verpflichtet waren. Wie schon in Österreich folgten den Truppen die SS und die Gestapo. Eine Verhaftungswelle ohne Beispiel rollte über das Land. Verdächtig war jeder, der sich den Nazis nicht anschloss.

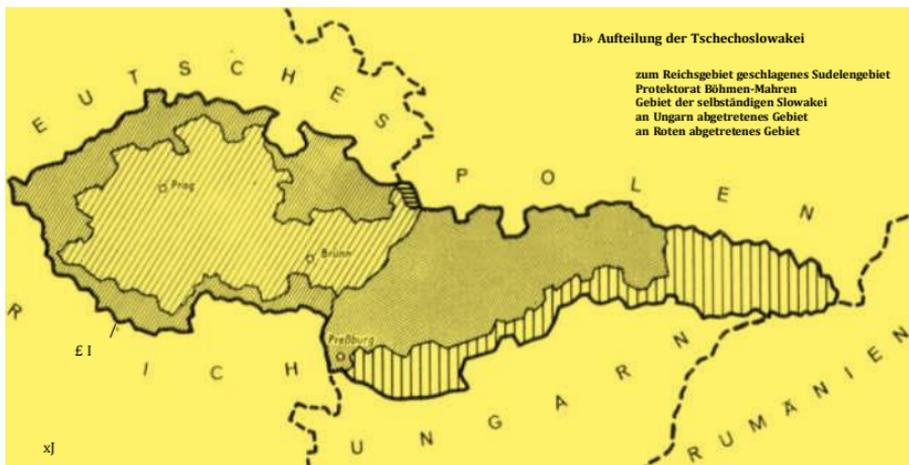
Die CSR war nun endgültig zerschlagen, und die Slowakei war ein «selbständiger» Staat von Hitlers Gnaden geworden, der bis 1945 sein Befehlsempfänger blieb.

Eine slowakische Delegation reiste am 20. April, an Hitlers Geburtstag, nach Berlin und huldigte dem deutschen Diktator.

Der tschechische Staat hatte aufgehört zu bestehen, der «Pfahl im Fleisch des deutschen Volkes», war abgebrochen worden. Böhmen und Mähren wurden ein Reichsprotektorat mit dem früheren Reichsaussenminister von Neurath als Reichsprotektor.

Eine Willkürherrschaft sondergleichen drückte von da an das tschechische Volk, und das Konzentrationslager Theresienstadt, nördlich von Prag, wurde zum Schreckensort aller.

Nun hatte Hitler seine Skodawerke und die gesamte Industrie dazu. Tschechen wurden zur Arbeit in den Waffenfabriken gezwungen-, und wer sich widersetzte, kam als Zwangsarbeiter ins deutsche Reich oder aber in ein KZ.



Wenige Tage später, am 23. März, marschierten deutsche Truppen ins Memelgebiet ein. Auch dieser schmale Landstreifen gehörte einmal zum Reich, zu Ostpreussen, war aber durch den Versailler Vertrag dem Staat Litauen zugeschlagen worden. Aus dem Volksempfänger kamen in immer kürzeren Abständen die Fanfarenstösse, die eine Sondermeldung ankündigten.

Meine Mutter war seit der Verhaftung meines Vaters völlig verändert. Sie war schweigsam geworden, hart im Gesicht und sie fand auch mir gegenüber harte Worte, die ich ihr nie zugetraut hatte. Ihr rutschte auch schon mal die Hand aus, wenn ich nach Haus kam und erzählte, dass Deutschland wieder um ein Stück Land grösser geworden war. Zwischen den Nachbarn und uns bestand eine höfliche Distanz. Sie wollten zwar wieder mit meiner Mutter so verkehren, wie vor der Verhaftung meines Vaters, aber meine Mutter blieb zurückhaltend und liess niemand in die Wohnung.

Mein Vater war seit einem halben Jahr spurlos verschwunden, und wir wussten nicht, wo er gefangen gehalten wurde. Alle Versuche, bei der Polizei etwas über seinen Verbleib zu erfahren, endeten damit, dass man uns sagte, die Polizei wisse selber nicht, wo er sich befinde.

Der Polizeichef unseres Ortes war ein Schulkamerad meines Vaters, auch ihm gelang es nicht herauszufinden, wo mein Vater war. Er gab meiner Mutter den freundschaftlichen Rat, ihre Versuche, den Verbleib meines Vaters zu erfahren, einzustellen. Er erbot sich, ihr sofort Nachricht zu geben, wenn er etwas unter der Hand erfahren würde.

Mein Grossvater war der ruhende Pol in der Familie, ihm war das Siegesgeschrei so zuwider, dass er manchmal sagte: «Es ekelt mich an.» Bei Nachrichtensendungen verliess er die Wohnküche und paffte im Garten seine Pfeife.

Einmal, als meine Grossmutter mit einer Nachbarin am Fenster das Genie des Führers nicht hoch genug loben konnte, sagte er, indem er mit seiner Pfeife auf die Grossmutter deutete: «Ich weiss nicht, Bub, was das für eine Zeit ist, wenn ich mal besoffen war früher, bin ich am nächsten Tag wieder nüchtern aufgewacht. Jetzt werden die Leute überhaupt nicht mehr nüchtern. Bub, eine Zeit ist das, eine Zeit. Vielleicht hat es dein Vater besser getroffen, der wird bestimmt nicht besoffen.»

Die Mehrheit des Volkes glaubte, Hitlers Siege würden im Interesse des Volkes errungen. Nur wenige durchschauten diesen Schwindel, dass nämlich Hitler nicht die Interessen des Volkes, sondern einzig und allein die seinen vertrat. Der Schriftsteller Bertolt Brecht schrieb 1939:

[Nicht Deutschlands Interessen]

Kein deutscher Wissenschaftler, kein deutscher Künstler, kein deutscher Politiker, gleichgültig, was für politische und ökonomische Konzeptionen ihm vorschweben mögen, *wofern er nur dem unmittelbaren Zugriff der Gestapo entzogen ist*, hält heute Deutschland für von irgendeiner Macht bedroht oder für berechtigt, der Tschechoslowakei ihre innere oder äussere Politik zu diktieren. Niemand glaubt Herrn Hitler, dass er lediglich die deutschsprechenden Menschen der Tschechoslowakei «befreien» will, was sie der Gestapo ausliefern hiesse; jedermann weiss, dass er die Tschechoslowakei als Ganzes zertrümmern, gleichschalten, besetzen will, um sich damit ein Sprungbrett nach Osten zu schaffen, eine Ausfallspforte für reine Raubkriege.

Als das Regime des dritten Napoleon, das Beispiel eines verlumpten, gewalttätigen und korrupten Regimes, im Jahre 1870 seinen Krieg vom Zaun brach, erklärten die Generäle des Regimes, sie seien «gerüstet bis zum letzten Knopf», und eine «Volksabstimmung» ergab noch im Frühjahr eine fast hundertprozentige Mehrheit für das Regime. Ein paar Monate nach Kriegsausbruch sass dieser Herr als Gefangener in Deutschland. Weder seine Generäle noch seine Soldaten, weder seine Beamten noch seine Steuerzahler erkundigten sich nach seinem Befinden. Er hatte einen Blitzkrieg geführt.

Die deutschen Arbeiterparteien sind sich aber über die auf jeden Fall furchtbaren Folgen eines Krieges so sehr bewusst, dass sie, obgleich jene Schichten des deutschen Volkes vertretend, die am schwersten unter dem Hitlerregime leiden, doch keinen Augenblick daran denken, einen solchen Krieg, der den sicheren Sturz dieses verbrecherischen Regimes bedeuten würde, herbeizuwünschen: Der Preis einer Befreiung dieser Art wäre zu gross.

Niemand soll sich andererseits über die kriegerischen Absichten des Hitlerregimes einer Täuschung hingeben, etwa dem Glauben, Deutschland habe in einem solchen Krieg gegen die ganze Welt zu wenig Chancen, als dass Herr Hitler ihn vom Zaune brechen würde. *Deutschlands einprozentige Chance ist*

Hitlers hundertprozentige Chance! Seine Interessen sind nicht, waren nicht und werden nicht Deutschlands Interessen sein!

Brecht hatte recht. Das Schicksal des deutschen Volkes war Hitler gleichgültig, das deutsche Volk war ihm nur Mittel zum Zweck, Herr über Europa zu werden.

Nach diesen «unkriegerischen» Besetzungen zweier souveräner Staaten, Österreich und der Tschechoslowakei, fühlte sich Hitler sicher. Wohl empörte sich das westliche Ausland über den räuberischen Akt gegenüber der Rest-Tschechoslowakei, aber es sah nicht so aus, als würden die Westmächte ernste Schritte gegen Deutschland unternehmen.

Am 11. April erteilte Hitler die sogenannte Weisung «Fall Weiss». Der Krieg gegen Polen wurde vorbereitet.

Als offenkundig wurde, Hitler habe sich als nächstes Opfer Polen vorgenommen, gaben England und Frankreich Garantieerklärungen ab. Beide Länder wollten, notfalls auch mit Waffengewalt, die Selbständigkeit der Länder Polen, Rumänien und Griechenland gewährleisten.

Hitler nahm diese Garantieerklärungen zunächst nicht ernst, denn für ihn sah es in diesem Jahr sehr günstig aus, sowohl politisch als auch militärisch. Italien hatte nach dem Kaiserreich Abessinien auch Albanien besetzt, und in Spanien ging, dank deutscher Waffenhilfe, der Bürgerkrieg zu Ende. Österreich war dem Reich einverleibt, die Slowakei zum Vasallen geworden, und die Tschechoslowakei existierte nicht mehr als selbständiger Staat. Hitler hatte in einem solchen Masse aufgerüstet, dass man sagen konnte, das deutsche Reich war zur stärksten Militärmacht Europas geworden. Der Diktator Hitler war auf dem Höhepunkt seiner Macht.

Die Engländer und Franzosen verhandelten mit den Russen über eine Abwehr der faschistischen Kriegsgefahr, aber die Verhandlungen scheiterten.

Im Friedensvertrag von Versailles war Polen der Zugang zur Ostsee versprochen worden. Deshalb wurde Ostpreussen vom deutschen Reich durch einen «Korridor» getrennt. Die freie Reichsstadt Danzig stand unter Aufsicht eines Beauftragten des Völkerbundes und war autonom, gehörte also weder zu Deutschland noch zu Polen.

Danzig wurde zum Streitpunkt. Hitler forderte Danzig, und

eine Strasse und eine Eisenbahnverbindung durch den «Korridor» nach Ostpreussen. Warschau lehnte ab, und Grossbritannien und Frankreich gaben Polen eine Beistandsgarantie.

Hitler wusste genau, dass dieses Ansinnen von keinem Staat der Welt erfüllt worden wäre, trotzdem bestand er auf seiner Forderung, und die Auseinandersetzungen mit Polen wurden immer hektischer. Aber gerade dies wollte er. Die Deutschen sollten glauben, er wolle den Frieden, und nur die «bösen» Polen wollten ihn nicht.

Durch die deutsche Propaganda und die polnische Gegenpropaganda kam es bis zum Ausbruch des Krieges, insbesondere in den früheren deutschen Gebieten zu Ausschreitungen zwischen Deutschen und Polen.

Nach der deutschen Propaganda hatten natürlich immer die Polen unrecht, weil sie diese Ausschreitungen entweder herbeiführten oder die Deutschen so lange provozierten, bis diese zurückschlugen, oder wie es im amtlichen deutschen Sprachgebrauch hiess: «sich wehren mussten».

Das nützte natürlich Hitler aus. Vor der Welt wollte er als «Vermittler» in diese zum Teil blutigen Auseinandersetzungen eingreifen, um deutsches Leben vor den «barbarischen Polend zu schützen.

Zu leugnen ist nicht, dass es in dieser Zeit viele Morde gab, und die Mörder sowohl auf deutscher als auch auf polnischer Seite zu finden waren. Die Menschen waren aufgehetzt, die Deutschen durch die NS-Propaganda, die Polen durch einen übertriebenen Nationalismus.

Am 28. April hielt Hitler vor dem Reichstag wieder eine grosse Rede. Darin erklärte er den deutsch-polnischen Nichtangriffspakt für aufgehoben und kündigte auch das deutsch-britische Flottenabkommen, nach dem die Stärke der deutschen Flotte nur 35% der Gesamttonnage gegenüber der englischen betragen durfte.

Das bedeutete: Hitler würde sich in Zukunft nicht mehr um diese beiden Verträge kümmern, er würde Polen angreifen und die deutsche Flotte vergrössern.

Der Krieg, der für Hitler seit Jahren beschlossene Sache war, rückte näher. Die britisch-französischen Verhandlungen mit Moskau beunruhigten ihn, da er sich nicht in die Gefahr eines Zweifrontenkrieges begeben wollte. So liess er Stalin wissen, dass er zur Anerkennung der sowjetischen Interessen «auf der

ganzen Linie von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer» bereit sei. Das war die Chance für Stalin: Hitler bot freiwillig an, was den Westmächten nicht abzurufen war.

Der Reichsaussenminister an die Botschaft in Moskau
Telegramm

Citissime!

Nr. 189 vom 20. August

Berlin, den 20. August 1939 16 Uhr 35

Ankunft: 21. August 0 Uhr 45

Für Herrn Botschafter persönlich.

Führer beauftragt Sie, sich umgehend bei Molotow anzusagen und ihm folgendes Telegramm Führers an Herrn Stalin auszuhandigen:

Herrn Stalin, Moskau.

1. Ich begrüße die Unterzeichnung des neuen deutsch-sowjetischen Handelsabkommens als ersten Schritt zur Neugestaltung des deutsch-sowjetischen Verhältnisses aufrichtig.
2. Der Abschluss eines Nichtangriffspaktes mit der Sowjetunion bedeutet für mich eine Festlegung der deutschen Politik auf lange Sicht. Deutschland nimmt damit wieder eine politische Linie auf, die in Jahrhunderten der Vergangenheit für beide Staaten nutzbringend war. Die Reichsregierung ist daher in einem solchen Falle entschlossen, alle Konsequenzen aus einer so eingreifenden Umstellung zu ziehen.
3. Ich akzeptiere den von Ihrem Aussenminister Herrn Molotow übergebenen Entwurf des Nichtangriffspaktes, halte es aber für dringend notwendig, die mit ihm noch zusammenhängenden Fragen auf schnellstem Wege zu klären.
4. Das von der Regierung der Sowjetunion gewünschte Zusatzprotokoll kann nach meiner Überzeugung in kürzester Zeit substantiell geklärt werden, wenn ein verantwortungsvoller deutscher Staatsmann in Moskau hierüber selbst verhandeln kann. Sonst ist sich die Reichsregierung nicht darüber im klaren, wie das Zusatzprotokoll in kurzer Zeit geklärt und festgelegt werden könnte.
5. Die Spannung zwischen Deutschland und Polen ist unerträglich geworden. Das polnische Verhalten einer Grossmacht gegenüber ist so, dass jeden Tag eine Krise ausbrechen kann. Deutschland ist jedenfalls entschlossen, diesen Zumutungen gegenüber von jetzt an die Interessen des Reiches mit allen Mitteln wahrzunehmen.

6. Es ist meine Auffassung, dass es bei der Absicht der beiden Reiche, in ein neues Verhältnis zu einander zu treten, zweckmässig ist, keine Zeit zu verlieren. Ich schlage Ihnen daher noch einmal vor, meinen Aussenminister am Dienstag, den 22. August, spätestens aber am Mittwoch, den 23. August, zu empfangen. Der Reichsaussenminister hat umfassendste Generalvollmacht zur Abfassung und Unterzeichnung des Nichtangriffspakts sowie des Protokolls. Eine längere Anwesenheit des Reichsaussenministers in Moskau als ein bis höchstens zwei Tage ist mit Rücksicht auf die internationale Situation unmöglich. Ich würde mich freuen, Ihre baldige Antwort zu erhalten. Adolf Hitler.

Ribbentrop

Der Botschafter in Moskau an das Auswärtige Amt
Telegramm
Nr. 200 vom 21. August

Citissime!
Geheim

Moskau, den 21. August 1939 19 Uhr 45
Ankunft: 21. August 21 Uhr 35

Im Anschluss an Telegramm Nr. 199 vom 21. August.

Wortlaut der Antwort Stalins:

An den Reichskanzler Deutschlands, Herrn A. Hitler.

Ich danke für den Brief.

Ich hoffe, dass der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt eine Wendung zur ernsthaften Besserung der politischen Beziehungen zwischen unseren Ländern schaffen wird.

Die Völker unserer Länder bedürfen friedlicher Beziehungen zueinander; das Einverständnis der Deutschen Regierung mit dem Abschluss eines Nichtangriffspaktes schafft die Grundlage für die Liquidierung der politischen Spannungen und für die Aufrichtung des Friedens und die Zusammenarbeit zwischen unseren Ländern. Die Sowjetregierung hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, dass sie einverstanden ist mit dem Eintreffen des Herrn von Ribbentrop in Moskau am 23. August.

gez.: J. Stalin
Schulenburg

Reichsaussenminister von Ribbentrop flog am 23. August nach Moskau, und nach kurzen Verhandlungen unterschrieben der deutsche und der sowjetische Aussenminister einen

Nichtangriffspakt mit geheimem Zusatzprotokoll, in dem festgelegt war, dass Estland, Lettland, Litauen und auch Finnland, Ostpolen und das rumänische Bessarabien der sowjetischen Interessensphäre zugesprochen wurde.

Hitler meinte, damit den Weg nach Polen offen zu haben, da er nicht glaubte, dass Frankreich und Grossbritannien Polen beistehen würden.

Geheimes Zusatzprotokoll

Aus Anlass der Unterzeichnung des Nichtangriffsvertrages zwischen dem Deutschen Reich und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken haben die unterzeichneten Bevollmächtigten der beiden Teile in streng vertraulicher Aussprache die Frage der Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären in Osteuropa erörtert. Diese Aussprache hat zu folgendem Ergebnis geführt:

1. Für den Fall einer territorial-politischen Umgestaltung in den zu den baltischen Staaten (Finnland, Estland, Lettland, Litauen) gehörenden Gebieten bildet die nördliche Grenze Litauens zugleich die Grenze der Interessensphäre Deutschlands und der UdSSR. Hierbei wird das Interesse Litauens am Wilnaer Gebiet beiderseits anerkannt.

2. Für den Fall einer territorial-politischen Umgestaltung der zum polnischen Staate gehörenden Gebiete werden die Interessensphären Deutschlands und der UdSSR ungefähr durch die Linie der Flüsse Narew, Weichsel und San abgegrenzt. Die Frage, ob die beiderseitigen Interessen die Erhaltung eines unabhängigen polnischen Staates erwünscht erscheinen lassen und wie dieser Staat abzugrenzen wäre, kann endgültig erst im Laufe der weiteren politischen Entwicklung geklärt werden. In jedem Falle werden beide Regierungen diese Fragen im Wege einer freundschaftlichen Verständigung lösen.

3. Hinsichtlich des Südostens Europas wird von sowjetischer Seite das Interesse an Bessarabien betont. Von deutscher Seite wird das völlige politische Desinteressement an diesen Gebieten erklärt.

4. Dieses Protokoll wird von beiden Seiten streng geheim behandelt werden.

Ich kann mich an den Tag der Vertragsunterzeichnung erinnern, als ob es gestern gewesen wäre. Wahrscheinlich war das Aufsehen um diesen Vertrag deshalb so gross und berührte und bewegte so viele, weil seit 1933 dem deutschen Volk

eingehämmert worden war, es führe einen Kampf auf Leben und Tod gegen den Bolschewismus. Nun aber paktierten die Nazis mit den Russen. Die Menschen verstanden das nicht, sie waren verunsichert, sie wurden plötzlich am Führer irre. Meinen Grossvater sah ich zum ersten Mal am Radio sitzen. Er kroch beinahe in den Lautsprecher hinein, obwohl er nicht schwerhörig war. Als die Sondermeldung vorbei war, drehte er sich um und sah alle, die im Zimmer zugehört hatten, an, als erwache er aus tiefem Schlaf. Alle erwarteten nun von ihm, dass er etwas sagen, etwas erklären würde. Diese Nachricht war so ungeheuerlich, dass wir darauf warteten, dass ein alter erfahrener Mann, der von der Politik Hitlers nichts wissen wollte, uns erklärte, was mit diesem Vertrag von Moskau gemeint war. Aber mein Grossvater stand nur auf und sagte: «Ich muss noch mal in den Stall, der Wallach war heute so unruhig.»

Ich habe Grossvater noch am selben Abend gefragt, warum er nichts gesagt habe, und er antwortete: «Bub, soll ich denen sagen, dass es Krieg gibt? Die würden es doch nicht glauben. Also warum erst was erzählen, die werden es früh genug merken.»

Bei den Schulungsabenden der Hitlerjugend, zu denen ich nun auf Anraten meiner Mutter ab und zu ging, verlangten wir Erklärungen, warum sich Hitler mit seinem Erzfeind Stalin verbündet hatte.

Die Aufklärung war einfach, der Fähnleinführer, eben der, der meinen Schulkameraden zusammengeschlagen hatte, erklärte: Hitler sei zwar immer gegen den Bolschewismus gewesen, aber nur gegen den im deutschen Reich, und nicht gegen den in der Sowjetunion, deshalb sei der Pakt logisch, überfällig und verständlich dazu.

So einfach wurden weltpolitische Ereignisse erklärt. Hitler hatte, ohne Zweifel, freie Hand im Osten bekommen. Er brauchte nicht mehr zu fürchten, dass die Russen ihn im Krieg gegen Polen aufhalten würden.

Und doch blieb die Verunsicherung. Die Lehrer in der Schule wussten auf unsere Fragen – falls überhaupt einer zu fragen wagte – keine Antwort. Sie redeten nach, was ohnehin durch Goebbels über den Rundfunk zu hören war. Der Führer werde schon wissen, was er tue, schliesslich tue er sein Bestes für das deutsche Volk und da sei es auch erlaubt, sich mit dem

Teufel zu verbünden. So wörtlich unser Geschichtslehrer. Manche Lehrer konnten einem eigentlich leid tun. Was sie sagen wollten, durften sie nicht, was sie durften, leierten sie ohne Überzeugung herunter.

Der Krieg war unausweichlich geworden, weil Hitler ihn wollte. Am 31. August erliess er die Weisung Nr. 1 für die Kriegführung.

Weisung Nr. 1 für die Kriegführung

Berlin, den 31.8. 1939

Geheime Kommandosache

Nachdem alle politischen Möglichkeiten erschöpft sind, um auf friedlichem Wege eine für Deutschland unerträgliche Lage an seiner Ostgrenze zu beseitigen, habe ich mich zur gewaltsamen Lösung entschlossen.

Der Angriff gegen Polen ist nach den für den Fall Weiss getroffenen Vorbereitungen zu führen mit den Abänderungen, die sich beim Heer durch den inzwischen fast vollendeten Aufmarsch ergeben.

Aufgabenverteilung und Operationsziel bleiben unverändert.

Angriffstag: 1.9.1939

Angriffszeit: 4.45.

Im Westen kommt es darauf an, die Verantwortung für die Eröffnung von Feindseligkeiten eindeutig England und Frankreich zu überlassen. Geringfügigen Grenzverletzungen ist zunächst rein örtlich entgegenzutreten. Die von uns Holland, Belgien, Luxemburg und der Schweiz zugesicherte Neutralität ist peinlich zu achten . . .

Der oberste Befehlshaber der Wehrmacht

ADOLF HITLER

Für den Angriff auf Polen brauchte aber Hitler noch einen aktuellen Anlass. Da sich dieser nicht von selbst ergab, musste er inszeniert werden: Im Auftrage des Chefs der Sicherheitspolizei Heydrich überfiel SS-Sturmbannführer Naujocks zusammen mit deutschen KZ-Häftlingen in polnischer Uniform den Radiosender Gleiwitz, der nahe der polnischen Grenze lag. So konnte nun Hitler vor das deutsche Volk hintreten und behaupten: «. . . Polen hat heute Nacht zum ersten Mal auf unserem Territorium auch durch reguläre Truppen geschossen. Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen! Von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten .. .»

Im Morgengrauen des 1. September überschritten deutsche Truppen die polnische Grenze.

Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

Ich habe Hitlers Stimme noch heute in den Ohren, als wir am 1. September vor dem Radio sassen, denn seit Morgengrauen hatte sich herumgesprochen, der Führer werde im Reichstag eine Rede halten.

Am Ende der Rede hat niemand gejubelt, nicht einmal meine «Jubeltante», niemand hat «Heil» gerufen, niemand vor Freude Purzelbäume geschlagen. Die Betroffenheit war auf allen Gesichtern zu sehen, niemand sprach, auch die Nachbarn, die gekommen waren, sagten nichts.

Mein Grossvater weinte. Es war für mich kaum fassbar, diesen alten, abgearbeiteten Mann weinen zu sehen. Niemand fragte ihn, warum er weinte. Es war ihnen peinlich, weil alle wussten, was er im Ersten Weltkrieg mitgemacht hatte. Er hatte mir oft davon erzählt.

Keine Begeisterung war zu spüren. Nicht in der Schule, nicht auf den Strassen, nicht in den Läden, nicht einmal bei der HJ. Einer wagte den andern nicht anzusehen, aus Angst, er könne gefragt werden, was er vom Krieg halte.

Sicherlich gab es auch andere. Einige in meiner Klasse, wir waren 13 Jahre alt, bedauerten es, nicht älter zu sein, denn dann hätten sie sich freiwillig melden können, während ich mich damit tröstete, dass der Krieg vorbei sei, wenn ich aus der Schule entlassen würde.

Als ich wenige Tage später meinen Grossvater im Pferdestall aufsuchte, um beim Füttern zu helfen, sagte er zu mir: «Weisst du, meinetwegen können die Krieg führen so lange sie wollen, wenn nur nicht immer die kleinen Leute die Zeche bezahlen

müssten. Aber das verstehst du noch nicht.»

Grossvater irrte sich, ich verstand das sehr wohl, denn ich hatte in meinem Vater und jetzt in meiner Mutter einen guten Lehrmeister.

Drei Tage nach dem Überfall Hitlers auf Polen erklärten Grossbritannien und Frankreich Deutschland den Krieg.

Nach 18 Tagen war der Krieg gegen Polen zu Ende, nur Warschau, das zwei Wochen eingeschlossen war, leistete noch Widerstand, und obwohl dies für den Kriegsausgang ohne Bedeutung blieb, wurde Warschau auf Hitlers Befehl bombardiert.

Am 6. Oktober unterbreitete Hitler den Westmächten ein Friedensangebot, das von Frankreich und England abgelehnt wurde. In Paris und London waren endgültig die Würfel gefallen: Hitler musste ausgeschaltet werden. Er war nicht nur eine tödliche Gefahr für Europa, sondern für die ganze Menschheit.

Schon am 9. Oktober gab Hitler die Weisung zum Überfall auf Frankreich und auf die neutralen Länder Luxemburg, Belgien und Holland. Für ihn war der Polenkrieg nur eine erste Etappe auf dem Weg zur Eroberung Europas.

Aber er hatte sich verrechnet. Grossbritannien, das er fortwährend verspottete, mobilisierte seine Kräfte. Auch wenn zum Zeitpunkt des Kriegsbeginns die britische Armee schwach war, denn in Grossbritannien gab es vor 1939 keine allgemeine Wehrpflicht, so stand doch hinter Grossbritannien ein Weltreich mit unerschöpflichen Rohstoffquellen, und eine starke Flotte beherrschte die Nachschubwege zum Mutterland und kontrollierte die Kriegsgegner.

Im Jahre 1939 hatten wir wegen der vielen Siege oft schulfrei, worüber wir uns natürlich freuten.

Menschen, die Hitler bisher ablehnend gegenüberstanden hatten, erkannten ihn nun widerwillig als grossen Feldherrn und Staatsmann an. Immerhin hatte er in nur 18 Tagen Polen besiegt.

Fünf Tage nach Ausbruch des Krieges hielt der britische Premierminister Chamberlain in deutscher Sprache über den englischen Rundfunk eine Rede an das deutsche Volk:

«Ich bedaure, sagen zu müssen, dass in England niemand mehr das geringste Vertrauen in das Wort eures Führers hat. Er versprach, den Locarnopakt zu respektieren, doch hat er

sein Versprechen nicht gehalten. Er versprach weiter, dass er weder den Wunsch noch die Absicht habe, Österreich zu annektieren; auch hier hat er sein Wort gebrochen. Er erklärte, er wünsche nicht, die Tschechen dem Reich einzuverleiben, und er tat es dennoch. Er erklärte weiter, dass er nach München keine anderen territorialen Forderungen mehr in Europa zu stellen habe, und er hat auch hier sein Wort gebrochen. Er versprach, dass er keine polnische Provinz zu annektieren beabsichtige, und hat wieder sein Wort nicht gehalten.»

Mit dem Sieg über Polen brach auch über dieses Land wieder der Terror der SS herein: Massenverschleppungen, Massenerschiessungen, Zwangsarbeit, für Männer, Frauen und Kinder. Die ersten Konzentrationslager auf polnischem Boden wurden errichtet, die später zu Massenvernichtungslagern erweitert und «perfektioniert» wurden. Im deutschen Reich fuhr man verstärkt fort, «lebensunwertes Leben» kalt, brutal, gnadenlos und bürokratisch auszurotten.

Aus dem Protokoll über eine Besprechung in der Kanzlei Adolf Hitlers am 9. Oktober 1939 zum Mord an psychisch Kranken («Euthanasieprogramm»)

PG Brack:

«Heutige Besprechung dient der endgültigen Klärung: Wer und Wie? Beide Fragen hängen zusammen. Über die erste wird MR Dr. Linden berichten.»

PG Dr. Linden:

«Am heutigen Tage gehen mit Runderlass des RMdl an alle Pflege- und Heilanstalten Meldebogen heraus [. . .]. Ein Verdacht, zu welchem wirklichen Zweck die Meldebogen ausgefüllt werden müssen, kann nicht aufkommen, da im Runderlass als Grund die Notwendigkeit planwirtschaftlicher Erfassung angegeben ist.»

PG Brack dankt PG Dr. Linden und äussert sich zur Zahl der voraussichtlich zu behandelnden Fälle. Die Zahl ergibt sich aus einer Berechnung, der das Verhältnis 1'000 : 10 : 5 : 1 zugrunde liegt. Das bedeutet: Von 1'000 Menschen bedürfen 10 psychiatrischer Betreuung: von diesen 5 in stationärer Form. Davon aber fällt ein Kranker unter die Aktion. Das heisst: Von 1'000 Menschen wird einer von der Aktion erfasst. Auf die Bevölkerungszahl des Grossdeutschen Reiches übertragen,

hat man demnach mit 65-70'000 Fällen zu rechnen. Mit dieser Feststellung dürfte die Frage des «Wer?» beantwortet sein.

PG Prof. Dr. Heyde nimmt zur Frage des «Wie?» Stellung. Die von PG Brack genannte Zahl entspricht auch seiner Berechnung. Sie macht die ursprünglich von PG Prof. Dr. Nitsche vorgeschlagene Behandlungsart durch Injektionen unmöglich. Aus dem gleichen Grunde kommt auch eine Behandlung durch Medikamente nicht in Frage [. . .]

PG ORGR Werner: Die Frage ist mit dem Leiter des Reichskriminalpolizeiamtes Nebe besprochen worden. In Übereinstimmung mit ihm hält man CO (Kohlenoxyd) für das geeignete Mittel.

Was Menschen an Grausamkeit erdenken können, das wurde auch in die Tat umgesetzt. Ein Beispiel dafür ist der Bericht eines KZ-Insassen aus Buchenwald; jenes Lagers, überdessen Eingangstor zu lesen stand: «Jedem das Seine».

Jakob Boulanger, Vier Jahre Stehbunker (1939-43)

[16V2 Stunden täglich, über vier Jahre hin, liessen die KZ-Bewacher den Arbeiter und Widerstandskämpfer J. Boulanger in einer Bunkerzelle in Buchenwald stehen – eine Tortur, die sich menschlichem Vorstellungsvermögen entzieht, die aber gleichwohl von Menschen erfunden worden ist. Boulangers Bericht ist eines der erschütterndsten Dokumente des Sadismus, dessen die Faschisten fähig waren, aber auch der Widerstandskraft eines Menschen, der aus seiner sozialistischen Überzeugung heraus lebt.]

Spät in der Nacht kam unser Zug in Weimar an. Wir blieben in den Waggonen, bis es hell wurde. Dann mussten wir unter Stößen und Schlägen antreten. Im Eilmarsch ging es zum Lager Buchenwald auf dem Ettersberg.

Mein Herz pumpte wie verrückt. Die sechs Jahre Einzelhaft hatten mir schwer zugesetzt. Aber ich durfte nicht schlappmachen. Meine Kameraden hofften, wir würden in Buchenwald nicht mehr in den Bunker kommen. Ich war nicht so optimistisch. Sie redeten auf mich ein: «Du warst doch schon drei Jahre im Bunker, Jack! Sicher kommst du jetzt ins allgemeine Lager.» Wer kann es mir Übelnehmen, dass ich nur zu gern bereit war, ihnen zu glauben.

Es ging ziemlich steil bergan. Links und rechts von unserer Kolonne SS-Leute mit Gewehren und Hunden. «Blutstrasse» nannte man diesen Weg zum Lager. Häftlinge hatten sie gebaut. Sie waren zu Tausenden dabei umgekommen.

«Los, vorwärts, ihr Hunde! Links, zwei, drei, vier! Wer zurückbleibt, wird umgelegt!»

Schwer, sehr schwer war der Marsch. Wenn wir doch endlich da wären!

Gegen neun Uhr erreichten wir unseren Bestimmungsort. Die SS war schon auf dem Appellplatz angetreten, um uns zu empfangen. Nun ging es durch das Tor, über dem zur Verhöhnung der Geschlagenen, Getretenen und Misshandelten der Spruch prangte: «Jedem das Seine.»

Kaum hatte der Lagerälteste Ernst Frommhold (er war früher Organisationsleiter der Kommunistischen Partei in Erfurt gewesen) die Front der Neuangekommenen abgesprochen – er zwinkerte mir im Vorübergehen zu –, als es aus dem Lautsprecher tönte: «Nummer 24 073 ans Tor!» Damit war ich gemeint. Nun wusste ich, dass ich doch wieder in den Bunker kam. Gleich darauf wurden auch die anderen sechzehn Kameraden aufgerufen, die in Dachau mit mir im Bunker gewesen waren.

Am Tor stand Sommer, Hauptscharführer Sommer. Er war der schrecklichste von all den SS-Bütteln, die ich in meiner langen Haftzeit kennengelernt habe. Sommer führte uns in den Bunker. Wir mussten uns in dem schmalen Gang vor den Zellen aufstellen. Was sage ich, Zellen! Todeskammern waren das! Zwei Meter lang und ein Meter zwanzig breit, ein Raum der gerade ausreichte, eine Leiche aufzubahren. Und doch habe ich in diesem Grabgewölbe leben müssen, dreieinhalb Jahre lang.

Sommer fragte jeden von uns, wieviel Monate im Bunker er schon hinter sich hätte. Bei keinem der anderen waren es mehr als zwölf. Sommer brüllte: «Herhören! In zehn Monaten lebt ihr bei mir nicht mehr, verstanden! Da seid ihr alle verreckt!» Dann schlossen sich die Türen hinter uns.

Ich sah mich in meiner Zelle um. Grau die Wände, der Fussboden aus Zement – ein Zementsarg. An der Wand ein Brett, hochgeklappt und durch ein Schloss gesperrt. Am Abend wurde dieses Brett mein Nachtlager. Neunzig Zentimeter breit, ein Meter siebzig lang, schräg gestellt und ohne Erhöhung für den Kopf! Auf diesem Brett musste ich ohne Decke, ohne Strohsack, ohne Kissen schlafen. Als Kopfkissen dienten mir meine Schuhe. Ich fragte mich: Und wo soll ich sitzen, wenn das Brett hochgeschlossen ist? Es gibt hier ja nicht

einmal einen Schemel. Sicher werde ich morgen einen bekommen.

Aber nichts dergleichen geschah. Das Brett wurde tagsüber hochgeschlossen. Ich musste stehen – von morgens bis abends stehen. Zunächst war ich völlig fassungslos. Man mutete einem Menschen zu, den ganzen Tag auf den Beinen zu bleiben, einem Menschen, der sich obendrein nur vier Schritte hin und zurück bewegen konnte! Aber da half nichts. Ich musste stehen. Von 4.30 Uhr morgens bis abends 21 Uhr. Den ganzen Tag. Und wenn es dem Hauptscharführer Sommer einfiel, die Pritsche nicht herunterzulassen, dann auch noch die ganze Nacht. Sich auf den Boden zu setzen war streng verboten. «Wer sich auf den Boden setzt», sagte Sommer, «kriegt fünfundzwanzig auf den Arsch!»

Es bleibt mir also, dachte ich, nichts anderes übrig, als von morgens bis abends zu stehen. Aber nein, auch das geht nicht. Wenn man zu lange steht, bekommt man Wasser in die Beine. Wasser in den Beinen aber ist gleichbedeutend mit einem Todesurteil, denn es gibt für uns natürlich weder ärztliche Hilfe noch irgendwelche Medikamente.

Hatten sich Bunkerhäftlinge krankgemeldet, so erschien der SS-Arzt Dr. Hoven und sagte sein Sprüchlein auf: «Na, da wollen wir mal eine Spritze zurechtmachen, dann wird es gleich besser gehen.» Und wirklich, dem Häftling ging es bald besser: Er wurde durch den Tod erlöst.

Also hiess es gehen, in einem fort gehen, auf und ab, vier Schritte zum Fenster, vier Schritte zur Tür, vier Schritte zum Fenster, vier Schritte zur Tür, vier Schritte zum Fenster, vier Schritte zur Tür. Stunde um Stunde, Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr. Dreimal kam der Frühling, dreimal der Sommer, der Herbst und der Winter, und ich blieb eingeschlossen in diesem Zementsarg. Wir hatten auch keinen Freihof wie im Zuchthaus, wo die Sträflinge täglich eine halbe Stunde an der Luft sein durften. Es gab für uns keine Arbeit, keine Beschäftigung, nichts zu lesen. Immer nur gehen, immer nur auf und ab, vier Schritte zum Fenster, vier Schritte zur Tür

...

Um 4 oder 5 Uhr morgens, je nach seiner Laune, erschallte die Stimme des Hauptscharführers Sommer: «Pritschen hoch!» Da hiess es mit einem Satz aufspringen, die Pritsche hochschliessen, das Hemd ausziehen und, Nachtgeschirr und Kanne in der Hand, warten, bis die Zellentür aufgeschlossen wurde. Dann ging es im Eilschritt in den Waschraum, um das Nachtgeschirr zu entleeren, und ebenso schnell zurück in die Zelle. Waschen war nicht erlaubt, das blieb der SS vorbehalten.

Und nun begann die Tagesewigkeit. Wie lang ist doch eine Minute, wenn man die Sekunden zählt. Und gar eine Stunde. Ich zählte 60 mal 60 Sekunden, 3'600 Sekunden. Die Stunde schien kein Ende zu nehmen. Ich zählte abermals 60 mal 60 Sekunden. Doch der Tag ist lang, und zeitlos ist die Zeit im Bunker.

Es ist niederdrückend, immer ohne Beschäftigung zu sein. Irgendetwas muss der Mensch tun, lesen, arbeiten, ganz gleich was. Dieses ewige Nichtstun, diese vollkommene Leere ist eine furchtbare Qual. Das Schlimmste aber ist das Grübeln, das Grübeln über die eigene Lage. Jeden Tag der Gedanke, ob man den morgigen Tag noch erlebt, Tag für Tag die Frage, wie lange man in dieser Steingruft lebendig begraben bleiben wird und wie lange man das physisch und psychisch noch ertragen kann. Immer wieder vier Schritte zum Fenster, vier Schritte zur Tür, hin und her wie das Pendel einer Uhr. Das kann eine Zeitlang beruhigen, auf die Dauer aber bringt es einen Menschen dem Wahnsinn nahe.

Also stellte ich mir Aufgaben, die mich von den quälenden Gedanken ablenkten, vorzugsweise solche, deren Lösung viel Zeit in Anspruch nahm. Ich überlegte zum Beispiel, was wir alles in der Partei richtig und was wir falsch gemacht hatten, ich übernahm im Geiste die verschiedensten Funktionen und ersann die raffiniertesten konspirativen Regeln für die illegale Arbeit. Ich übte mich darin, das Abc rückwärts aufzusagen, so schnell es irgend ging, ich löste mathematische Aufgaben, eine immer komplizierter als die andere.

Aber jedes Thema ist einmal erschöpft. Ich lebte in steter Angst, dass mir der Stoff ausgehen könnte. Schnell, versuch, etwas anderes zu finden, sagte ich mir. Und so erdachte ich eine Robinsonade. [. .]

In Deutschland traute einer dem andern nicht mehr. Denunzieren wurde zur vaterländischen Ehre. Es genügte, den Arm zum Gruss nicht zu heben, und schon war man verdächtig. Gerichtsverfahren gab es kaum noch, und wenn es dennoch dazu kam, stand das Urteil vorher schon fest. Die eigentlichen Richter waren Polizei, Gestapo und SD (Sicherheitsdienst) geworden. Sie entschieden über Freiheit und Gefangenschaft, Leben und Tod. Wir Kinder wussten von all dem gar nichts oder hörten nur gerüchteweise davon. Selbst ich wusste nicht mehr als die anderen, obwohl mein Vater im KZ war. Dies hatten die amtlichen Stellen meiner Mutter mittlerweile in

wenigen Worten mitgeteilt. Mein Vater befand sich im KZ Flossenbürg und arbeitete dort in den Granitbrüchen.

Eines Tages ging mein Deutschlehrer mit mir zusammen nach dem Unterricht nach Hause, da wir in der gleichen Strasse wohnten. Vor unserem Haus gab er mir ein in Zeitungspapier eingewickeltes Päckchen. Beschwörend sagte er mir, ich dürfe es niemandem zeigen, und mit niemandem darüber sprechen. Das Päckchen enthielt ein Buch. Stefan Zweigs «Sternstunden der Menschheit». Für mich war es die Sternstunde meines Lebens: Ich begann bewusst zu lesen. Ich fing an, mich für Geschichte zu interessieren, und das las sich alles ganz anders als das, was wir im Unterricht hörten. Mir wurden Zusammenhänge klarer, kurzum, ich begann die Geschichte der Besiegten zu lesen, nicht die der Sieger. Ich hatte zum ersten Mal Zugang zur Literatur gefunden.

Ich habe oft darüber nachgedacht, warum er gerade mir das Buch gegeben hat. Vielleicht, weil er wusste, dass ich gerne las, aber seiner Meinung nach nicht die Bücher, die ich hätte lesen sollen. Und vielleicht auch, weil er wusste, dass mein Vater im KZ sass, und ich nicht ausplaudern würde, dass er mir verbotene Literatur gegeben hatte. Doch meine Mutter hatte mich gelehrt, besser ein Wort zu wenig als eines zuviel zu sagen.

Mein Deutschlehrer hat mir durch Literatur die Augen geöffnet. Im Kohlenkeller hinter den Stössen des Winterholzes hatte er seine Bücher versteckt, die zu besitzen lebensgefährlich war. Mitte der fünfziger Jahre ist er in meiner fränkischen Heimat gestorben, ein alter, ausgelaugter Mann. Obwohl ich damals kaum Geld hatte, bin ich mit dem Zug zu seiner Beerdigung gefahren. Als mich der Pfarrer, der mich konfirmiert hatte, erkannte, sprach er mich an. Er fragte, warum ich den weiten Weg gemacht hatte, und ob mir mein alter Lehrer denn so viel bedeutete? «Ja», antwortete ich, «für mich war er ein grosser Mann.» Als ich sein erstauntes Gesicht sah, fügte ich hinzu: «In der Zeit damals, wo es schon den Tod bedeuten konnte, nicht zu jubeln, wenn jubeln befohlen wurde, da hat er nicht gejubelt.» Der Pfarrer verabschiedete sich. Ein Jahr später ist auch er gestorben. Zu seiner Beerdigung bin ich nicht gefahren. Er hatte mich einmal in der Kirche beim Konfirmandenunterricht geohrfeigt, weil ich ihn gefragt hatte, ob es Gottes Wille sei, dass mein Vater im KZ sitze.

«Alle Obrigkeit ist von Gott», hatte er gesagt.

Und ich erwiderte: «Dann stimmt entweder der liebe Gott nicht oder die Obrigkeit.»

Ich weiss heute nicht mehr, woher ich den Mut hatte, das zu sagen. Meine Mutter jedenfalls weinte, als ihr der Vorfall berichtet wurde. Sie fürchtete, dass ich noch mehr in Schwierigkeiten kommen könnte als ohnehin, weil mein Vater, nicht wie andere anständige Deutsche im Krieg war oder in der Heimat für den Krieg arbeitete, sondern hinter Stacheldraht «verwahrt» wurde.

Das Jahr 1939 brachte nicht nur die «Ausweitung» der Reichsgrenzen und den Beginn des Weltkrieges. Für die jüdische Bevölkerung in Deutschland und in den «friedlich» eroberten Gebieten war es ein Jahr des Terrors und der Verfolgung. Nach der «Kristallnacht» stieg die Zahl der Auswanderer und erreichte die Ausmasse einer Massenflucht. Hunderttausende flohen in das Ausland, um der Verhaftung zu entgehen. Bereits am 30. Januar hatte Hitler im Falle eines Krieges die Vernichtung der jüdischen Rasse prophezeit. In den Konzentrationslagern errichtete er neue Arbeitsplätze, an denen für den Krieg gearbeitet wurde. Am 15. Mai wurde das Konzentrationslager Ravensbrück errichtet, in dem bis Kriegsende 92'000 Frauen ermordet wurden. Nach dem Einfall in Polen fielen über zwei Millionen jüdischer Menschen in deutsche Hände. Nach Terror, Plünderungen und Mord setzte die deutsche Zivilverwaltung den Krieg gegen die jüdische Bevölkerung mit Gesetzen, Aufrufen und Verordnungen fort. Alle Juden vom 10. Lebensjahr an, mussten nun den Judenstern tragen.

Die Eroberer amüsierten sich damit, alten Juden die Bärte abzuschneiden, sie zu berauben und zu verprügeln. Vorschrift folgte auf Vorschrift: Anmeldung des Vermögens, Einführung des Arbeitszwanges, Aufenthaltsverbot für bestimmte Stadtteile, Ausschluss von den Verkehrsmitteln. Die Juden sollten all ihrer Habe beraubt und rechtlos gemacht werden.



ANORDNUNG

Kennzeichnung der Juden im Distrikt Krakau

Ich ordne an, dass alle Juden im Alter von über 12 Jahren im Distrikt Krakau mit Wirkung vom 1. 12. 1939 ausserhalb ihrer eigenen Wohnung ein sichtbares Kennzeichen zu tragen haben. Dieser Anordnung unterliegen auch nur vorübergehend im Distriktsbereich anwesende Juden für die Dauer ihres Aufenthaltes.

Als Jude im Sinne dieser Anordnung gilt:

1. wer der mosaischen Glaubensgemeinschaft angehört oder angehört hat,
2. jeder, dessen Vater oder Mutter der mosaischen Glaubensgemeinschaft angehört oder angehört hat.

Als Kennzeichen ist am rechten Oberarm der Kleidung und der Überkleidung eine Armbinde zu tragen, die auf weissem Grunde an der Aussenseite einen blauen Zionstern zeigt. Der weisse Grund muss eine Breite von mindestens 10 cm. haben, der Zionstern muss so gross sein, dass dessen gegenüberliegende Spitzen mindestens 8 cm. entfernt sind. Der Balken muss 1 cm. breit sein.

Juden, die dieser Verpflichtung nicht nachkommen, haben strenge Bestrafung zu gewärtigen.

Für die Ausführung dieser Anordnung, insbesondere die Versorgung der Juden mit Kennzeichen, sind die Ältestenräte verantwortlich.

Krakau, den 18. 11. 1939.

Wächler
Gouverneur

Szef dystryktu krakowskiego

ROZPORZĄDZENIE

Znamionowanie żydów w okręgu Krakowa

Zarządzam z ważnością od dnia 1. XII. 1939, iż wszyscy żydzi w wieku ponad 12 lat winni nosić widoczne znamiona. Rozporządzeniu temu podlegają także na czas ich pobytu przejściowo w obrębie okręgu przebywający żydzi.

Żydem w myśl tego rozporządzenia jest:

- 1) ten, który jest lub był wyznania mojżeszowego,
- 2) każdy, którego ojciec, lub matka są lub byli wyznania mojżeszowego.

Znamieniem jest biała przepaska noszona na prawym rękawie ubrania lub odzienia wierzchniego z niebieską gwiazdą sionistyczną. Przepaska winna mieć szerokość co najmniej 10 cm. a gwiazda średnicę 8 cm. Wstążka, z której sporządzono gwiazdę, winna mieć szerokość co najmniej 1 cm.

Niestosujący się do tego zarządzenia zostaną surowo ukarani.

Za wykonanie niniejszego zarządzenia, zwłaszcza za dostarczenie opasek czynię odpowiedzialną Radę starszych.

Kraków, dnia 18. XI. 1939.

(-) Wächler
Gubernator



Dieses Bild verängstigter jüdischer Kinder, die mit ihren Eltern durch ein Spalier grinsender SA-Leute fliehen, erschien in der englischen Presse. Die «Endlösung» wurde Schritt für Schritt vorbereitet.

Am Palmsonntag, eine Woche vor Ostern, wurde ich konfirmiert. Wir Jungen kamen uns komisch und auch ein wenig lächerlich vor, als wir in langen dunkelblauen oder schwarzen Hosen, und einer schwarzen Fliege, Propeller nannten wir das damals, durch die Stadt zur Kirche gingen.

In der Kirche betete der Pfarrer: Herr, schütze Führer, Volk und Vaterland.

Mancher Vater der Konfirmanden war in Militäruniform in die Kirche gekommen, doch bei einigen fehlten die Väter, denn sie waren entweder schon im Polenfeldzug gefallen oder hatten nicht rechtzeitig Urlaub bekommen.

Die Konfirmation war ein grosses Familienfest, und zu meiner Zeit sicherlich von grösserer Bedeutung als heute; wer von den Verwandten anreisen konnte, kam.

Ich bekam eine Armbanduhr und zum ersten Mal trug ich Halbschuhe und keine selbstgestrickten Socken, sondern dünne mit Sockenhaltern. Nach der Konfirmation sassen wir im Familienkreis an einer langen, weissgedeckten Tafel. Alle waren festlich gekleidet, und ich hatte dauernd Angst, ich könnte meinen Anzug bekleckern, den meine Mutter unter Entbehrungen erspart hatte.

Die täglichen Bedarfsartikel waren schon knapp geworden, und selbst mit Bezugsscheinen war es schwer, etwas zu bekommen.

In den Tageszeitungen las man schon Todesanzeigen mit dem eisernen Kreuz, unter dem die Worte standen: Gefallen für Führer, Volk und Vaterland.

Wenige Wochen später waren schon ganze Zeitungsseiten mit Todesanzeigen gefüllt, und meine Mutter, die täglich ihre Zeitung von hinten nach vorne las, rief oft ungläubig aus: «Was, der auch?»

Ich hatte Schulkameraden, die sich freiwillig zum Militär gemeldet hatten. Natürlich wurden sie mit vierzehn Jahren noch nicht angenommen. Wenn ich meiner Mutter davon erzählte, war ihre Antwort nur: «Mein Gott, diese dummen Buben, die können nicht erwarten, dass sie totgeschossen werden.»

Nach der Schulentlassung begann ich eine kaufmännische Lehre bei den Porzellanfabriken Rosenthal in Oberfranken.

Täglich fuhr ich sechs Kilometer mit dem Fahrrad zu meiner Arbeitsstelle, im Winter ging ich zu Fuss. Das machte mir nichts aus, auch nicht bei schlechtem Wetter, denn daran war ich von klein auf gewohnt. Mit der Eisenbahn zu reisen galt als Luxus.

Meine besten Freunde besuchten die Realschule oder das Gymnasium, und ich sah sie seltener.

Bei Rosenthal bekam ich einen Lehrvertrag, in dem stand, dass ich

im ersten Lehrjahr 40 Reichsmark monatlich,

im zweiten Lehrjahr 80 Reichsmark und

im dritten Lehrjahr 120 Reichsmark

Lehrlingsbeihilfe bekam.

Zweimal in der Woche besuchte ich die kaufmännische Abendschule zusätzlich zur Berufsschule, in der ich Schreibmaschine schreiben, Stenografie, Buchführung, Korrespondenz und Englisch als einzige Fremdsprache lernte.

Natürlich wussten alle im Büro über meine Familie Bescheid, aber niemals hat mich jemand daraufhin angesprochen. Alle waren freundlich und hilfsbereit und der Prokurist wurde für mich ein väterlicher Freund.

Nach einem halben Jahr durfte ich schon Büroarbeiten erledigen, die im Ausbildungsrahmen erst im dritten Lehrjahr vorgesehen waren. Ich habe bei Rosenthal viel gelernt und zu Hause viel gelesen.

Auch Zeitungen habe ich weiterhin ausgetragen, damit ich mir von dem Geld Bücher kaufen konnte. In der Erntezeit arbeitete ich abends oder an den Wochenenden nach wie vor bei den Bauern der Umgebung. Aber jetzt war es anders: früher arbeiteten wir, um unsere Kartoffeln und sonstige Naturalien umsonst zu bekommen, nun waren wir zur Arbeit bei den Bauern verpflichtet. Erntefront nannte man das damals.

Ich war mit vierzehn Jahren «Soldat der Ernteschlacht» geworden, für zwanzig Pfennig Stundenlohn.

«Volksgenossen auf dem Lande zur Sicherung der Ernährung», war die Parole.

Die Arbeitskräfte waren knapp geworden, weil die Männer zum Militär mussten. Auch meine vier Onkel waren dort, und manchmal schickten sie Briefe. Jedoch ohne Absender, sie waren nur mit einer Nummer, der Feldpostnummer versehen. Das geschah aus Sicherheitsgründen, damit der Feind nicht

erfahren sollte, wo die jeweilige militärische Einheit stationiert war.

Immer mehr Frauen wurden an die Arbeitsplätze verpflichtet, die vorher von Männern besetzt waren.

Der Arbeitskräftemangel sollte sich bald ändern, denn schon wenige Monate später kamen Kriegsgefangene aus Dänemark, Polen, Frankreich, Holland und Belgien nach Deutschland, oder es kamen Fremdarbeiter, die man zur Arbeit in Deutschland zwangsverpflichtet hatte.

Heinrich Himmler, der oberste Chef der SS, hatte am 15. Mai 1940 niedergeschrieben, wie er sich in Zukunft die Behandlung der «Fremdvölker» vorstellte, jener also, die nicht Deutsche waren.

«Einige Gedanken über die Behandlung der Fremdvölkischen im Osten.

Bei der Behandlung der Fremdvölkischen im Osten müssen wir darauf sehen, so viel wie möglich einzelne Völkerschaften anzuerkennen und zu pflegen, also neben den Polen und Juden die Ukrainer, die Weissrussen, die Goralen, die Lemken und die Kaschuben. Wenn sonst noch irgendwo Volkssplitter zu finden sind, auch diese.

Ich will damit sagen, dass wir nicht nur das grösste Interesse daran haben, die Bevölkerung des Ostens nicht zu einem, sondern im Gegenteil in möglichst viele Teile und Splitter zu zergliedern.

Aber auch innerhalb der Völkerschaften selbst haben wir nicht das Interesse, diese zu Einheit und Grösse zu führen, ihnen vielleicht allmählich Nationalbewusstsein und nationale Kultur beizubringen, sondern sie in unzählige kleine Splitter und Partikel aufzulösen.

Die Angehörigen aller dieser Völkerschaften, insbesondere der kleinen, wollen wir selbstverständlich in den Stellen von Polizeibeamten und Bürgermeistern verwenden.

Spitzen in solchen Völkerschaften dürfen nur die Bürgermeister und die örtlichen Polizeibehörden sein; bei den Goralen die einzelnen, sich ohnehin schon befehrenden Häuptlinge und Sippenältesten. Eine Zusammenfassung nach oben darf es nicht geben, denn nur dadurch, dass wir diesen ganzen Völkerbrei des Generalgouvernements von 15 Millionen und die 8 Millionen der Ostprovinzen auflösen, wird es uns möglich sein, die rassistische Siebung durchzuführen, die das Fundament in unseren Erwägungen sein muss, die rassistisch Wert-

vollen aus diesem Brei herauszufischen, nach Deutschland zu tun, um sie dort zu assimilieren.

Schon in ganz wenigen Jahren – ich stelle mir vor, in 4 bis 5 Jahren – muss beispielsweise der Begriff der Kaschuben unbekannt sein, da es dann ein kaschubisches Volk nicht mehr gibt (das trifft besonders auch für die Westpreussen zu). Den Begriff Juden hoffe ich, durch die Möglichkeit einer grossen Auswanderung sämtlicher Juden nach Afrika oder sonst in eine Kolonie völlig auslöschen zu sehen. Es muss in einer etwas längeren Zeit auch möglich sein, in unserem Gebiet die Volksbegriffe der Ukrainer, Goralen und Lemken verschwinden zu lassen. Dasselbe, was für diese Splittervölker gesagt ist, gilt in dem entsprechend grösseren Rahmen für die Polen.

Eine grundsätzliche Frage bei der Lösung aller dieser Probleme ist die Schulfrage und damit die Frage der Sichtung und Siebung der Jugend. Für die nichtdeutsche Bevölkerung des Ostens darf es keine höhere Schule geben als die vierklassige Volksschule. Das Ziel dieser Volksschule hat lediglich zu sein:

Einfaches Rechnen bis höchstens 500, Schreiben des Namens, eine Lehre, dass es ein göttliches Gebot ist, den Deutschen gehorsam zu sein und ehrlich, fleissig und brav zu sein. Lesen halte ich nicht für erforderlich.» [..]

«Es solle daher ja kein Lehrer daherkommen und plötzlich den Schulzwang für die unterworfenen Völker verkünden wollen. Kenntnisse der Russen, Ukrainer, Kirgisen und so weiter im Lesen und Schreiben könnten uns nur schaden. Denn sie ermöglichen es helleren Köpfen, sich ein gewisses Geschichtswissen zu erarbeiten und damit zu politischen Gedankengänge zu kommen, die irgendwie immer ihre Spitze gegen uns haben müssten.» [Adolf Hitler]

Am 9. April hatte Deutschland Dänemark und Norwegen überfallen, zwei kleine neutrale Länder.

Am 10. Mai marschierten die deutschen Armeen im Westen los, und überfielen erneut neutrale Länder wie Luxemburg, Belgien und Holland. Der «Westfeldzug» hatte begonnen, er dauerte bis zum 22. Juni. Nach dem Sieg über Frankreich bildete General de Gaulle in London ein «provisorisches Komitee der freien Franzosen».

«Die Männer, die seit vielen Jahren an der Spitze der französischen Armeen stehen, haben eine Regierung gebildet.

Diese Regierung hat sich unter dem Vorwand der Niederlage

unserer Armeen mit dem Feind in Verbindung gesetzt, um den Kampf zu beenden.

Gewiss, wir waren und wir sind überschwemmt von der technischen Übermacht des Feindes zu Lande und in der Luft.

Unendlich viel mehr noch als ihre Zahl haben uns die Panzer, die Flugzeuge, die Taktik der Deutschen zurückweichen lassen. Die Panzer, die Flugzeuge, die Taktik der Deutschen haben unsere Heerführer so überwältigt, dass sie dorthin gelangt sind, wo sie sich heute befinden.

Aber ist das letzte Wort gesagt? Muss die Hoffnung schwinden? Ist die Niederlage endgültig? Nein!

Glaubt mir, glaubt dem, der die Dinge kennt, von denen er spricht, und der euch sagt, dass für Frankreich noch nichts verloren ist. Dieselben Mittel, die uns überwältigt haben, können eines Tages den Sieg herbeiführen.

Denn Frankreich ist nicht allein! Es ist nicht allein! Es ist nicht allein! Es hat ein grosses Weltreich hinter sich. Es kann einen Block bilden mit dem Britischen Empire, das die Meere beherrscht und weiterkämpft. Es kann, wie England, uneingeschränkt Gebrauch machen von der unermesslichen Industrie der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Dieser Krieg ist nicht auf unser unglückliches Mutterland beschränkt. Dieser Krieg ist nicht durch die Schlacht von Frankreich entschieden. Dieser Krieg ist ein Weltkrieg. Alle Fehler, alles Hinzögern, alle Leiden verhindern nicht, dass in der Welt die Mittel vorhanden sind, um eines Tages unsere Feinde zu vernichten. Obgleich wir heute von der technischen Übermacht zerschmettert sind, werden wir in der Zukunft durch eine überlegene technische Macht siegen können. Darin liegt das Schicksal der Welt.

Ich, General de Gaulle, zurzeit in London, fordere die französischen Offiziere und Soldaten auf, ob sie sich mit oder ohne Waffen auf britischem Boden befinden oder einfinden werden, sich mit mir in Verbindung zu setzen. Ich fordere ebenso auf die Ingenieure und die Spezialarbeiter der Rüstungsindustrie, die sich auf britischem Boden befinden oder einfinden werden. Was auch immer geschehen mag, die Flamme des französischen Widerstandes darf nicht erlöschen und wird nicht erlöschen.

Morgen werde ich, wie heute, über Radio London sprechen.»

Am 22. Juni wurde der Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich unterzeichnet, und zwar im Wald von Compiègne, nahe Paris, im selben Eisenbahnwagen, in dem

der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg unterzeichnet worden war. Hitler hatte auf diesem Platz und auf diesem Eisenbahnwaggon bestanden, um damit endgültig die «Schmach» des Versailler Vertrages auszulöschen.

Vier Wochen später schon, am 21. Juli, beschloss Hitler, die Sowjetunion anzugreifen. Der Kriegsplan gegen die Sowjetunion lief unter dem Decknamen «Barbarossa».

Das geht aus dem Kriegstagebuch des Generals Halder hervor, der zu dieser Zeit Chef des Heeresstabes war und Einblick in alle geheimen Planungen hatte.

Ist aber Russland zerschlagen, dann ist Englands letzte Hoffnung getilgt. Der Herr Europas und des Balkans ist dann Deutschland.

Entschluss: Im Zuge dieser Auseinandersetzung muss Russland erledigt werden. Frühjahr 1941.

Je schneller wir Russland zerschlagen, um so besser. Operation hat nur Sinn, wenn wir [den] Staat in einem Zug schwer zerschlagen. Gewisser Raumgewinn allein genügt nicht. Stillstehen im Winter bedenklich [. .]

Mai 1941.5 Monate Zeit zur Durchführung. Am liebsten noch in diesem Jahre.

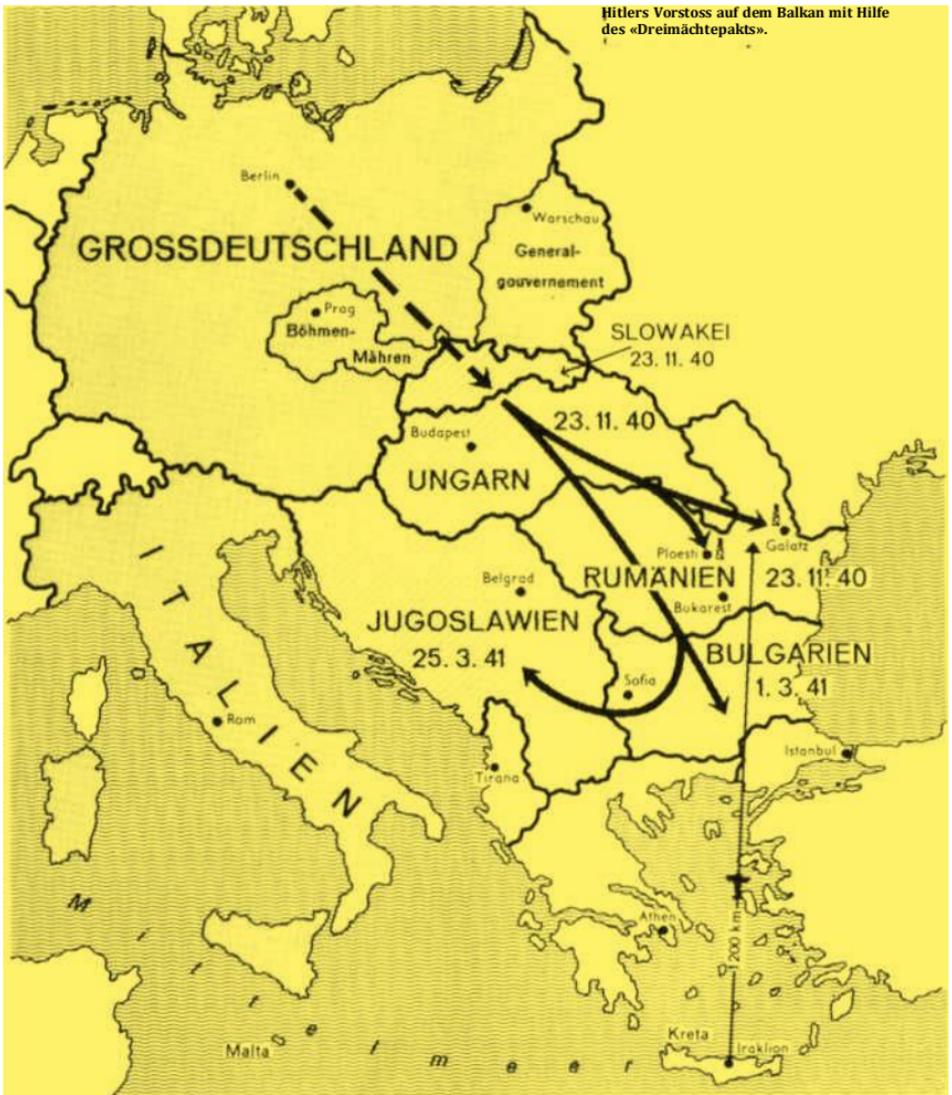
Geht aber nicht, um Operation einheitlich durchzuführen. Ziel: Vernichtung der Lebenskraft Russlands.

Am 27. September wurde der Dreimächtepakt zwischen Deutschland, Italien und Japan unterzeichnet.

Italien war nun auch in den Krieg gegen Frankreich und Grossbritannien eingetreten, und dadurch weitete sich das Kriegsgebiet erstmals über Europa hinaus nach Afrika aus. Italien besass in Afrika Kolonien wie Lybien, Eritrea – das heutige Somalia und Äthiopien, das zu dieser Zeit noch Abessinien hiess.

Dem Dreimächtepakt traten kleinere Staaten, wie Ungarn, Rumänien und die Slowakei bei, die von Deutschland abhängig waren. Dass dies mehr oder minder auf den Druck Deutschlands geschah, mag die nebenstehende Karte verdeut-

lichen. Hitler brauchte ein grosses Aufmarschgebiet für den geplanten Krieg gegen die Sowjetunion.



Im Büro meiner Firma hing eine grosse Europakarte. Einer der Lehrlinge, der mit mir gleichzeitig die Lehre begonnen hatte, war ein fanatischer Hitlerjunge. Er kam anfangs sogar in HJ-Uniform ins Büro, bis es ihm vom Direktor untersagt wurde. Dieser Junge steckte farbige Fähnchen dort auf die Landkarte, wo deutsche Truppen lagen, um so die Ausdehnung des deutschen Reiches zu verfolgen.

Einmal war ich mit dem Prokuristen allein, von dem ich vorher nicht wusste, wo ich ihn einordnen sollte. Plötzlich

sagte er zu mir und wies auf die Landkarte: «Weisst du, es geht alles vorüber, wenn sich erst mal diese Armeen über ganz Europa verlaufen haben, dann bricht der Spuk zusammen.»

Auch dorthin, wo deutsche Flugzeuge ihre Bomben über Grossbritannien abwarfen, steckte mein Kollege Fähnchen. Nach Beendigung des Westfeldzuges wollte Hitler eine Invasion in England riskieren, und liess darum beinahe Tag und Nacht England bombardieren. Die Propaganda nannte das die «Luftschlacht über England».

Der furchtbare Luftangriff auf die englische Stadt Coventry, die in einer Nacht praktisch dem Erdboden gleichgemacht wurde, wurde zum Beispiel für Hitlers höhnische Parole: «Wir werden ihre Städte ausradieren!»

Doch durch die Bombenangriffe wurde der Widerstandswille der Briten nicht gebrochen, sondern noch gestärkt.

Winston Churchill, der am 10. Mai 1940, kurz vor dem Tode Chamberlains (9.11.1940) eine neue Regierung gebildet hatte, prägte den berühmt gewordenen Satz: «Ich habe nichts zu bieten als Blut, Mühsal, Tränen und Schweiss.» Je mehr Bomben auf England fielen, desto entschiedener wuchs der Widerstandswille des englischen Volkes.

Die deutschen Verluste an Flugzeugen und Piloten wurden so gross, dass schliesslich die «Luftschlacht über England» abgebrochen werden musste, und damit auch Hitlers Plan, eine Invasion in England zu wagen.

Wenn immer gesagt wird, Stalingrad sei die Wende des Krieges gewesen, und von da an seien die deutschen Truppen nur noch zum Rückzug verurteilt gewesen, so meine ich, bereits die verlorene Luftschlacht über England bedeutete die Wende, denn dadurch wurde es Hitler unmöglich gemacht, England als Staat und Gegner auszuschalten. Das Weltreich blieb intakt.

Durch das Radio kamen immer wieder Fanfarenstösse, neue Sondermeldungen, etwa wenn Schiffe versenkt, Flugzeuge abgeschossen und Städte bombardiert wurden.

Mein schwerkranker Grossvater lenkte sein Fuhrwerk nach wie vor in den Wald' oder in die Steinbrüche. Er hatte Krebs. Wenn er abends müde auf der Couch sass und niemand im Zimmer war, musste ich mich neben ihn setzen und von meiner Arbeit im Büro erzählen. Er tätschelte manchmal meine Hand und sagte: «Hoffentlich haben die sich schon zu

Tode gesiegt, bevor du zu diesem Haufen musst.»

In Polen ging die Vernichtung der Juden weiter. Am 30. April wurde in Lodz das erste bewachte Getto für Juden, am 20. Mai das Konzentrationslager in Auschwitz errichtet.

In den Ghettos

Ghettos sind Durchgangsstationen auf dem Wege in den Tod, für viele sind sie die letzte Station.

Zunächst gehen die Menschen noch an ihren gewohnten Arbeitsplatz im «arischen» Teil der Stadt und kehren abends ins Ghetto zurück. Eines Tages ist das Ghetto mit Stacheldraht abgesperrt, und die Tore sind mit bewaffneten Posten besetzt.

Die Abschnürung von der Aussenwelt bringt die wirtschaftliche Katastrophe. Die kleinen Betriebe innerhalb der Umzäunung können nur Wenigen Arbeit verschaffen. Hunderttausende sitzen in einem riesigen Käfig gefangen, dem sicheren Hungertod preisgegeben, den Hitler über sie verhängt hat. Und immer neue Menschenmassen werden in die schon überfüllten Ghettos gepfercht.

Beschlagnahmen, Schikanen, Plünderungen, wilde Schiesereien und öffentliche Hinrichtungen hören auch hier nie auf. Doch eine Plage ist so fürchterlich, dass alle anderen daneben verblassen: der Hunger. Hunger heisst das Klagelied der Bettler, die mit ihren obdachlosen Angehörigen auf der Strasse sitzen, Hunger ist der Schrei der Mütter, denen die Neugeborenen dahinsterven. Menschen schlagen sich bis aufs Blut wegen einer rohen Kartoffel, Kinder riskieren ihr Leben für eine Handvoll geschmugelter Rüben, auf die schon eine ganze Familie wartet.

Ein Kilogramm Brot, 250 Gramm Zucker, 100 Gramm Marmelade und 50 Gramm Fett beträgt zum Schluss in Warschau die Monatsration. Oft werden verdorbene Nahrungsmittel geliefert, die von der Wehrmacht zurückgewiesen worden sind. Mit Fleiss und Einfallsreichtum versucht man die Not zu lindern. In primitiven Werkstätten werden durch mühselige Handarbeit Tauschwerte für den «arischen» Stadtteil produziert. Aus einem Stück Holz entstehen nützliche Küchengeräte, aus alten Bettlaken stellt man buntbedruckte Kopftücher her. Ganze Wagenladungen von Lebensmitteln werden mit Hilfe der Wachposten, die von den Hungrigen enorme Bestechungsgelder erpressen, ins Ghetto hineingeschmuggelt. Trotzdem steigen die Sterblichkeitsziffern ununterbrochen. In den Elendsquartieren bricht das Fleckfieber aus. Immer öfter kommen die Leichenkarren. Aber die Anordnung der deutschen

Behörden, dass Tote nicht länger als fünfzehn Minuten auf der Strasse liegen dürfen, kann nicht eingehalten werden. Die an Erschöpfung Sterbenden legen sich auf den Rinnstein, und die noch Lebenden gehen vorüber, ohne sich umzudrehen. Armut, Hunger und Verzweiflung fressen sich weiter, bis schliesslich nichts mehr übrigbleibt.

Wer hier nicht den Tod findet, den erwartet ein noch schlimmeres Ende. Im Juli 1942 beginnt in allen Ghettos der Abtransport in die Vernichtungslager. Der Ausrottung durch Hunger folgt die Ausrottung durch Gas. Die Judenräte werden gezwungen, die Deportationslisten zusammenzustellen. Allein aus Warschau werden in einem Vierteljahr 400'000 Menschen nach Belzec und Treblinka deportiert. Massenunterkünfte, Hospitäler und Kinderheime werden als erste geräumt. Dann kommt die Reihe an alle, die nicht in kriegswichtigen Betrieben arbeiten. Anfangs melden sich manche Obdachlosen freiwillig, um das halbe Brot und die Büchse Marmelade zu erhalten, die jedem für die Reise versprochen werden. So gross ist das Unglück, dass sie selbst das Konzentrationslager nicht mehr fürchten, von dem sie sich wenigstens eine Pritsche für die Nacht und einen Napf Essen erhoffen.

Später, als die ersten Gerüchte über die Gaskammern in das Ghetto dringen, muss brutalste Gewalt angewandt werden, um die verängstigten Menschen in die Waggons zu treiben. Tagelang gleicht die Stadt einem Dschungel, in dem eine wilde Hetzjagd auf Menschen gemacht wird. Die Strassen hallen wider vom Fluchen der Polizisten und den Schreien der Opfer. Unter blutigen Hieben werden die mit Händen und Füssen sich Sträubenden zum «Umschlagplatz» geschleppt. Zu Hunderten in die Viehwaggons gepresst, sterben viele schon auf der Fahrt. Als der Andrang in Treblinka zu gross wird, lässt man die plombierten Züge tagelang auf offenem Gleis stehen, bis alle Insassen erstickt sind.

Im Sommer 1943 werden die Ghettos, mit Ausnahme von «Litzmannstadt» (Lodz), endgültig aufgelöst. Nur einige jüdische Häftlingskompanien in Zwangsarbeitslagern bleiben übrig, aber auch sie treten früher oder später den Weg in die Erschiessungsgruben und Gaskammern an.

[Gerhard Schoenberner]

Im Warschauer Getto, das am 16. Oktober eingerichtet wurde, starben später 350'000 Juden. Ein erschütterndes Dokument vom Leben jüdischer Menschen auf dem Lande ist das Tagebuch des kleinen David Rubinowitsch, der später vierzehnjährig in Treblinka vergast wurde.

Ein Kind führt Tagebuch

21. März 1940. Früh am Morgen ging ich durch das Dorf, in dem wir wohnen. Von weitem sah ich an der Mauer des Ladens eine Bekanntmachung; schnell ging ich hin, sie zu lesen. Die neue Bekanntmachung war, dass Juden gar nicht mehr auf Wagen fahren dürfen (mit Zügen war schon lange verboten).

4. April 1940. Heute stand ich früher auf, weil ich nach Kielce gehen wollte. Nach dem Frühstück verliess ich das Haus. Mir war traurig zumute, so allein die Feldwege zu gehen. Nach vierstündiger Reise kam ich in Kielce an. Als ich beim Onkel eintrat, sah ich, dass alle niedergeschlagen dasitzen, und erfuhr, dass man die Juden aus verschiedenen Strassen aussiedelt, und auch mich überkam Trauer.

5. April 1940. Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen, seltsame Gedanken gingen mir durch den Kopf. Nach dem Frühstück ging ich nach Hause.

9. Juni 1940. Heute waren Übungen des deutschen Militärs. Das ganze Militär hatte sich über die Felder verstreut, sie stellten Maschinengewehre auf und schossen aufeinander.

18. Juni 1940. Die Polizei machte bei uns Haussuchung nach irgendwelchen militärischen Sachen. Die Polizisten fragten mich, wo diese Sachen sind, und ich sagte immerzu, es gibt keine und basta. Also fanden sie nichts und gingen wieder.

5. August 1940. Gestern war der Wächter aus der Gemeinde beim Dorfschulzen vorgefahren, dass alle Juden mit ihren Familien zum Registrieren in die Gemeinde gehen sollen. Um 7 Uhr früh waren wir bereits in der Gemeinde. Wir waren dort einige Stunden. Denn die Älteren wählten einen Ältestenrat der Juden. Dann gingen wir nach Hause.

12. August 1940. Den ganzen Krieg über lerne ich allein zu Hause. Wenn ich daran denke, wie ich zur Schule ging, dann könnte ich weinen. Aber heute muss ich dasitzen, darf nirgends 'rausgehen. Und wenn ich bedenke, was für Kriege in der Welt stattfinden, wie viele Menschen täglich durch Kugeln, Gase, Bomben, Epidemien und andere Feinde des Menschen umkommen, dann vergeht mir die Lust zu allem.

1. September 1940. Heute ist der erste Jahrestag des Kriegsausbruchs. Ich überdenke, was wir in dieser kurzen Zeit schon alles erlebten, wieviel Leid wir schon durchgemacht haben ...

10. Juli 1941. Eine sehr schwere Zeit ist angebrochen. Jede Stunde zu überleben ist schwierig. Immer hatten wir einen kleinen Lebensmittelvorrat, wenigstens für einen Monat. Jetzt aber ist es schwierig, für einen Tag Lebensmittel zu kaufen. Es vergeht kein Tag, an dem nicht jemand Betteln kommt, jeder, der kommt, will nichts anderes, als nur etwas zu essen, was jetzt das Schwierigste ist.

8. Januar 1942. Am Nachmittag erfuhr ich, dass es in Bodzentyn unter den Juden wieder zwei Opfer gibt. Der eine war gleich tot, der andere verletzt. Den Verletzten haben sie verhaftet und zur Wache in Bieliny mitgenommen, dort werden sie ihn dann zu Tode schlagen.

11. Januar 1942. Seit dem frühen Morgen herrscht Schneetreiben und starker Frost, er erreicht heute bis 20 Grad Celsius. Als ich so beobachtete, wie der Wind über die Felder fegt, da bemerke ich, dass der Dorfwächter eine Bekanntmachung anklebt. Sofort ging ich nachsehen, was es Neues auf der Bekanntmachung gibt. Auf der Bekanntmachung stand nichts Neues, der Wächter sagte nur, dass er zum Schulzen Bekanntmachungen hinbrachte, dass alle Juden aus allen Dörfern ausgesiedelt werden sollen. Als ich das zu Hause erzählte, waren wir alle sehr niedergeschlagen. Jetzt, in einem so strengen Winter, werden sie uns aussiedeln, wo und wohin? Jetzt sind wir an die Reihe gekommen, schwere Qualen zu ertragen. Der Herrgott weiss, wie lange.

1941

Ich war 15 Jahre alt, als ich zum ersten Mal einen Menschen sterben sah.

Mein Grossvater war im Pferdestall beim Füttern der Pferde zusammengebrochen. Man schaffte ihn nach Hause, wo er noch vier Wochen unter entsetzlichen Qualen lebte.

Als ich eines Abends aus dem Büro nach Hause kam, sagte meine Mutter: «Grossvater liegt im Sterben. Wir gehen Abschied nehmen.» In der Wohnstube waren alle versammelt, meine Grossmutter, meine Mutter, zwei Tanten, ein Onkel, der zufällig auf Urlaub war, und ich. Grossmutter führte uns ins Schlafzimmer. Ich erkannte meinen Grossvater kaum wieder. Jeder nahm seine Hand, die er selbst nicht mehr heben konnte. Später kam der Pfarrer und betete am Fussende. Zwei Stunden später war mein Grossvater tot.

Ich hatte nicht nur meinen geliebten Grossvater verloren, ich hatte einen Freund und Lehrer weniger. Was ich über die Natur und das Leben weiss, habe ich von ihm.

Im Trauerzug ging ich in der ersten Reihe zwischen Grossmutter und meinem jüngsten Onkel, der in Wehrmachtsuniform gekommen war. Er hiess auch Max, und war vor 1933 in der SPD gewesen. Drei Wochen nach Grossvaters Beerdigung war auch er tot, gefallen für Führer, Volk und Vaterland in Russland. Mein Onkel war der erste in unserer Kleinstadt, der in Russland fiel.

Meine Grossmutter bekam, da mein Onkel unverheiratet war, von einer militärischen Stelle ein Päckchen mit seinen Habseeligkeiten. Es war nicht viel: eine Taschenuhr, ein paar vergilbte Fotografien, ein Notizbüchlein, in dem nichts stand, ein grösseres Foto von seiner früheren Verlobten, zwanzig Reichsmark und ein Zettel an mich, auf dem stand: Lieber Max, kümmere dich um Grossmutter. Sei tapfer. Ich habe diesen Zettel aufgehoben und rätsele noch heute manchmal darüber, was dieses «sei tapfer» bedeuten sollte. War er vielleicht schon von der Sinnlosigkeit des Krieges überzeugt? 1941 weitete sich der Krieg zu einem Weltbrand aus.

Am 8. Februar war das Afrikakorps unter General Rommel aufgestellt worden. Das war notwendig, um die Italiener beim Kampf an der afrikanischen Mittelmeerküste zu unterstützen.

Am 6. April überrannten deutsche Truppen Jugoslawien und

Griechenland. Dieser Feldzug dauerte bis zum 21. April und war für Deutschland der «unblutigste».

Hitler und Mussolini wollten Südosteuropa nach eigenen Wünschen «neu ordnen».

Hitler besetzte den gesamten Balkan und bekam die rechte Flanke für seinen längst beschlossenen Überfall auf die Sowjetunion frei.

Am 22. Juni überschritten deutsche Truppen von Rumänien bis zur Ostsee die Grenze zur UdSSR ohne Kriegserklärung. Während die UdSSR ihre Vertragsverpflichtungen einhielt, wurde Hitler erneut vertragsbrüchig. Der blutigste, der grausamste, der aussichtsloseste Krieg der europäischen Geschichte begann. Hitlers Forderungen nach Eroberung von Lebensraum im Osten sollten nun verwirklicht werden. Den deutschen Truppen gelang es rasch vorzudringen. Bis Dezember 1941 hatten sie einige Kesselschlachten gewonnen, Leningrad eingeschlossen und den «neuen Lebensraum», die Ukraine, besetzt.

Die Hetze im Reich konzentrierte sich nun wieder auf die russische Bevölkerung. Die Propaganda verkündete, dass der Russe ein minderwertiger Mensch sei, ein Untermensch, und die russischen Kriegsgefangenen vogelfrei. Man konnte sie verhungern lassen, erschiessen und zur Arbeit pressen. Ein menschenwürdiges Leben wurde ihnen nicht mehr zugestanden.

... So wie die Nacht aufsteht gegen den Tag, wie sich Licht und Schatten ewig feind sind – so ist der grösste Feind des erdebeherrschenden Menschen der Mensch selbst.

Der Untermensch – jene biologisch scheinbar völlig gleichgeartete Naturschöpfung mit Händen, Füßen und einer Art von Gehirn, mit Augen und Mund, ist doch eine ganz andere, eine furchtbare Kreatur, ist nur ein Wurf zum Menschen hin, mit menschenähnlichen Gesichtszügen – geistig, seelisch jedoch tiefer stehend als jedes Tier. Im Inneren dieses Menschen ein grausames Chaos wilder, hemmungsloser Leidenschaften: namenloser Zerstörungswille, primitivste Begierde, unverhüllteste Gemeinheit.

Untermensch – sonst nichts!

Denn es ist nicht alles gleich, was Menschenantlitz trägt.

– Wehe dem, der das vergisst!

Was diese Erde an grossen Werken, Gedanken und Künsten

besitzt – der Mensch hat es erdacht, geschaffen und vollendet, er sann und erfand, für ihn gab es nur ein Ziel: sich hinaufzuarbeiten in ein höheres Dasein, das Unzulängliche zu gestalten, das Unzureichende durch Besseres zu ersetzen.

So wuchs die Kultur.

So wurde der Pflug, das Werkzeug, das Haus.

So wurde der Mensch gesellig, so wurde Familie, so wurde Volk, so wurde Staat. So wurde der Mensch gut und gross. So stieg er weit über alle Lebewesen empor.

So wurde er Gottes Nächster!

Aber auch der Untermensch lebte. Er hasste das Werk des anderen. Er wütete dagegen, heimlich als Dieb, öffentlich als Lästlerer – als Mörder. Er gesellte sich zu seinesgleichen.

Die Bestie rief die Bestie. –

Nie wahrte der Untermensch Frieden, nie gab er Ruhe. Denn er brauchte das Halbdunkel, das Chaos.

Er scheute das Licht des kulturellen Fortschritts.

Er brauchte zur Selbsterhaltung den Sumpf, die Hölle, nicht aber die Sonne. –

Und diese Unterwelt der Untermenschen fand ihren Führer:
– den ewigen Juden! . . . [Aus dem SS-Hauptamt]

Wir werden also wieder betonen, dass wir gezwungen waren, ein Gebiet zu besetzen, zu ordnen und zu sichern; im Interesse der Landeseinwohner müssten wir für Ruhe, Ernährung, Verkehr usw. sorgen; deshalb unsere Regelung. Es soll also nicht erkennbar sein, dass sich damit eine endgültige Regelung anbahnt! Alle notwendigen Massnahmen – Erschiessen, Aussiedeln etc. – tun wir trotzdem und können wir trotzdem tun [. . .]

Grundsätzlich kommt es also darauf an, den riesenhaften Kuchen handgerecht zu zerlegen, damit wir ihn erstens beherrschen, zweitens verwalten und drittens ausbeuten können. [.. .]

Eiserner Grundsatz muss sein und bleiben: Nie darf erlaubt werden, dass ein anderer Waffen trägt, als der Deutsche!

[. . .]

Das Gebiet um Leningrad wird von den Finnen beansprucht; der Führer will Leningrad dem Erdboden gleichmachen lassen, um es dann den Finnen zu geben.

[16.7.1941: Protokoll einer Besprechung bei Adolf Hitler]

Wieder kam nach den deutschen Truppen die SS ins Land. Sie erschossen die politischen Kommissare, die allen grösseren sowjetischen Truppenteilen zugeordnet waren. Wie Hitler

mit den besiegten Russen zu verfahren gedachte, zeigt eine Aktennotiz vom 2. Mai 1941, in der die wirtschaftliche Ausplünderung der besetzten Gebiete beschlossen, und der Hungertod von Millionen russischen Menschen zynisch dabei in Kauf genommen wurde.

1. Der Krieg ist nur weiterzuführen, wenn die gesamte Wehrmacht im 3. Kriegsjahr aus Russland ernährt wird.
 2. Hierbei werden zweifellos zig Millionen Menschen verhungern, wenn von uns das für uns Notwendige aus dem Lande herausgeholt wird.
 3. Am wichtigsten ist die Bergung und der Abtransport von Ölsaaten, Ölkuchen, dann erst Getreide. Das vorhandene Fett und Fleisch wird voraussichtlich die Truppe verbrauchen.
 4. Die Beschäftigung der Industrie darf nur auf Mangelgebieten wiederaufgenommen werden.
- [Aktennotiz einer geheimen Besprechung vom 2. Mai 1941]

Und Hitler erläuterte noch selbst, wie die unterworfenen Bevölkerung zu behandeln sei:

«Das Impfen und was es sonst an vorbeugenden Gesundheitsmassnahmen gebe, komme für die nichtdeutsche Bevölkerung keineswegs in Betracht. Man solle deshalb ruhig den Aberglauben unter ihnen verbreiten lassen, dass das Impfen usw. eine ganz gefährliche Sache sei ... Man müsse ihnen zwar Schulen geben, für die sie bezahlen müssten, wenn sie hineingingen. Man dürfe sie in ihnen nicht mehr lernen lassen als höchstens die Bedeutung der Verkehrszeichen. Inhalt des Geographieunterrichts dürfe im Grossen und Ganzen nur sein, dass die Hauptstadt des Reiches Berlin heisse und jeder in seinem Leben einmal in Berlin gewesen sein müsse. Darüber hinaus genüge es vollkommen, wenn die nichtdeutsche Bevölkerung etwas Deutsch lesen und schreiben lerne. Unterricht im Rechnen und dergleichen sei überflüssig.»

Das erste grosse Massaker des Russlandfeldzuges fand in Kiew statt, wo am 28. September nicht weniger als 34'000 Menschen erschossen, erschlagen und mit Maschinengewehren niedergemäht wurden.

Im Jahr 1970 war ich auf Einladung des sowjetischen Schriftstellerverbandes und meines Moskauer Verlages in der Sowjetunion, wo ich auch Kiew besuchte und dort die grauenvolle

Stätte, die Babij Jar heisst (zu deutsch: Jungfrauenschlucht), in der das Massaker stattgefunden hat. Die Stadt Kiew ist mittlerweile bis an die Schlucht herangerückt, die damals viele Kilometer von der Stadt entfernt war.

Es war nicht viel zu sehen. Ein Stein stand dort, auf dem in kyrillischer Schrift zu lesen war, dass an dieser Stelle einmal ein Denkmal errichtet werden solle.

In Kiew lernte ich eine alte Frau kennen, der es im September 1941 gelungen war, sich nachts unter einem Berg toter Leiber herauszuarbeiten, und der es trotz strenger Bewachung und mit einer schweren Verletzung gelang, sich bis nach Kiew zu schleppen. Dort berichtete sie davon, was in Babij Jar wirklich geschehen war, denn die Deutschen hatten verkünden lassen, die Schlucht sei lediglich ein Ort für Schiessübungen.

Einsatzgruppe A über Massenmord in der UdSSR

Es war von vornherein zu erwarten, dass allein durch Pogrome das Judenproblem im Ostlande nicht gelöst werden würde. Andererseits hatte die sicherheitspolizeiliche Säuberungsarbeit gemäss den grundsätzlichen Befehlen eine möglichst umfassende Beseitigung der Juden zum Ziel [. .]

Anlage 8 Übersicht über die Zahl der bisher durchgeführten Exekutionen

	Juden	Kommunisten	zusamme
Litauen	80 311	860	81 171
Lettland	30 025	1843	31 868
Estland	474	684	1 158
Weissruthenien	7 620	-	7 620
	118 430	3 387	121 817

Dazu kommen:

In Litauen u[nd] Lettl[an]d durch Pogrome beseitigte Juden 5 500

Im altruss[ischen] Raum exekutierte Juden, Kommunisten u[nd] Partisanen 2 000

Geisteskranke 748

130 065

Von Stapo u[nd] SD-Abschnitt Tilsit im Grenzstreifen liquidierte Kommunisten und Juden 5 502

135 567

Durch diese Frau erfuhr die Weltöffentlichkeit, was sich in Kiew tatsächlich zugetragen hatte. Aber Goebbels, der unermüdliche Lügner für Hitler, tat ihre Schilderung im Rundfunk als «Greuelmärchen» der Feindpropaganda ab.

Ich bin überzeugt, dass der Grossteil der Deutschen Goebbels glaubte, denn niemand konnte sich vorstellen, dass deutsche Männer zu solchen Greuelthaten fähig seien.

Am 31. Juli beauftragte Hermann Göring den Chef des Reichssicherheitshauptamtes Heydrich, einen skrupellosen Machttechniker, damit, alle Juden im besetzten Europa zu den Konzentrationslagern abzutransportieren, um sie dort umbringen zu lassen.

Tatsächlich begannen am 23. September die ersten Versuchsvergassungen in Auschwitz, zunächst mit Autoabgasen, später mit dem Giftgas Zyklon B. Mit Schläuchen wurden die Abgase von Dieselmotoren in eigens dafür errichtete Baracken geleitet. Die eingesperrten Menschen fanden einen qualvollen Tod.

«Im Herbst 1941 wurden durch einen geheimen Sonderbefehl in den Kriegsgefangenen-Lagern die russischen Politruks, Kommissare und besondere politische Funktionäre durch die Gestapo ausgesondert und dem nächstgelegenen KL zur Liquidierung zugeführt. In Auschwitz trafen laufend kleinere Transporte dieser Art ein, die durch Erschiessen in der Kiesgrube bei den Monopol-Gebäuden oder im Hof des Blocks II getötet wurden. Gelegentlich einer Dienstreise hatte mein Vertreter, der Hauptsturmführer Fritzsch, aus eigener Initiative Gas zur Vernichtung dieser russischen Kriegsgefangenen verwendet und zwar derart, dass er die einzelnen im Keller gelegenen Zellen mit den Russen vollstopfte und unter Verwendung von Gasmasken Zyklon B in die Zellen warf, und das den sofortigen Tod herbeiführte. Das Gas Zyklon B wurde in Auschwitz durch die Firma Tesch & Stabenow laufend zur Ungezieferbekämpfung verwendet, und es lagerte daher immer ein Vorrat dieser Gasbüchsen bei der Verwaltung [. .]

Beim nächsten Besuch Eichmanns berichtete ich ihm über diese Verwendung von Zyklon B, und wir entschlossen uns, bei der zukünftigen Massenvernichtung dieses Gas zur Anwendung zu bringen [. .]

Ich befahlte Auschwitz bis zum 1. Dezember 1943 und schätze, dass mindestens 2'500'000 Opfer dort durch Vergasung und Verbrennen hingerichtet und ausgerottet wurden; mindestens eine weitere halbe Million starben durch Hunger

und Krankheit, was eine Gesamtzahl von ungefähr 3'000'000 Toten ausmacht. Diese Zahl stellt ungefähr 70 oder 80 Prozent aller Personen dar, die als Gefangene nach Auschwitz geschickt wurden; die übrigen wurden ausgesucht und für Sklavenarbeit in den Industrien des Konzentrationslagers verwendet.»

[Rudolf Höss, Kommandant des Konzentrationslagers
Auschwitz]

Am 1. September trat eine Polizeiverordnung in Kraft, nach der jeder in Deutschland lebende Jude einen gelben Stern an seiner Kleidung zu tragen hatte, den «Judenstern».

In unserer Stadt wohnte eine jüdische Familie, die bis zur Kristallnacht 1938 einen kleinen Konfektionsladen führte. 1938 wurde ihr Geschäft geschlossen, und ihnen jede Arbeit untersagt. Ich weiss nicht, wovon sie gelebt haben, vielleicht von Erspartem oder von Zuwendungen jüdischer Freunde.

An diesem Mann sah ich zum ersten Mal den Judenstern, der auf dem abgewetzten Mantel weithin leuchtete. Die Leute wandten sich scheu ab. Ich blieb stehen, weil ich dachte, es sei ein besonderer Orden. Ich wollte mich dem Mann nähern, um besser sehen zu können, doch in diesem Augenblick kam meine Mutter aus dem Metzgerladen und hielt mich zurück. Sie zischte mir zu: «Bleib hier, das kann gefährlich sein.» Aber vielleicht meinte sie auch, ich könne den alten Mann noch mehr demütigen, indem ich seinen Stern begaffte.

1. Juden, die das sechste Lebensjahr vollendet haben, ist es verboten, sich in der Öffentlichkeit ohne einen Judenstern zu zeigen.
2. Der Judenstern besteht aus einem handtellergrossen, schwarz ausgezogenen Sechsstern aus gelbem Stoff mit der schwarzen Aufschrift «Jude». Er ist sichtbar auf der linken Brustseite des Kleidungsstücks fest angenäht zu tragen.

Als der Krieg gegen die UdSSR begann, war bei uns im Büro niemand froh darüber, obwohl, davon bin ich überzeugt, alle Angestellten Antikommunisten waren. Der Prokurist lief tagelang bedrückt herum und war zornig auf den Lehrling, der jeden Morgen eifrig seine Fähnchen auf der Landkarte weiter nach Osten verschob. Unser Oberbuchhalter las nun auch die Zeitungen nur noch von hinten nach vorne, genau wie meine Mutter. Die letzten Seiten waren gefüllt mit Todesanzeigen, die das eiserne Kreuz «schmückte».

Eines Tages bekam der Oberbuchhalter mitten in der Arbeit einen Anruf, ich sehe ihn noch, wie er sich verfärbte, den Hörer fallen liess und steif das Büro verliess. Drei Tage blieb er fort. Sein ältester Sohn war in Russland gefallen.

Meine Mutter verfolgte das Kriegsgeschehen intensiv, sie verschlang die Zeitungen und wäre bei den Nachrichten am liebsten in das Radio gekrochen. Sie tat das nicht aus militärischem Interesse, sondern aus ganz anderen Gründen: ich wurde grösser und älter und der Krieg, das war meiner Mutter klar geworden, war kein Spaziergang mehr, an dessen Ende ein glorreicher Sieg wartete. Es zeichnete sich schon ab, dass es ein langer Krieg werden würde und sie fürchtete, dass auch ich noch eingezogen werden würde. Manchmal fragte sie mich, ob ich mich auch wohl fühle, keine Krankheiten habe, auf die man sich vielleicht ausreden könne.

Natürlich fühlte ich mich wohl, ich trieb Sport, Turnen, Handball, Dauerlauf und im Winter lief ich Ski.

Mit meinen Schulfreunden unternahm ich lange Fahrradtouren ins Fichtelgebirge, in den Bayrischen Wald, oder auch hinüber zum Böhmerwald. Wir schliefen in den Scheunen im Heu und arbeiteten dann wieder einen Tag beim Bauern, um uns das Essen zu verdienen. Der Krieg war von dieser friedlichen und stillen Landschaft weit entfernt und man konnte fast vergessen, dass im Osten blutige Schlachten geschlagen wurden.

Während bei uns die Zeit stillzustehen schien, vergaste die SS Menschen, in den Kellern der Gefängnisse wurde gefoltert, alle Juden aus dem Reich wurden nach Polen geschafft, um dort vergast zu werden, und allein in diesem Jahr wurden 11'405 «Linksintellektuelle» verhaftet, von denen viele die Haft nicht überlebt haben.

Manchmal vergass sogar ich, dass mein eigener Vater in einem solchen Lager ein erbärmliches Leben führte.

Aber die Wirklichkeit holte uns schnell ein. Wenn wir auf einem Bauernhof übernachteten, sahen wir meist nur Frauen und Kinder, die Männer waren im Krieg. Wenn Männer da waren, dann waren es Kriegsgefangene oder Zwangsverpflichtete, Franzosen, Belgier, Holländer und manchmal auch Tschechen.

Als ich am 7. Dezember nach Hause kam, lief mir meine Mutter aufgeregt gestikulierend entgegen, und sie erzählte

mir, dass durch das Radio gekommen sei, die Japaner hätten mit Flugzeugen den amerikanischen Flottenstützpunkt Pearl Harbour angegriffen und einen Teil der amerikanischen Flotte vernichtet.

Ich holte sofort meinen Atlas und suchte Pearl Harbour. Der Flottenstützpunkt lag auf der Hawaii-Insel Oahu.

Aus der Rede Roosevelts vom 9. Dezember 1941

Die Politik, die Japan in den letzten zehn Jahren in Asien verfolgt hat, läuft parallel mit der Politik Hitlers und Mussolinis in Europa und Afrika. Seit heute ist sie weit mehr als eine parallel gerichtete Politik. Sie ist eine Politik wohlberechneter Zusammenarbeit der Strategen der Achsenmächte, die alle Kontinente und Meere der Welt als ein einziges gigantisches Schlachtfeld betrachten.

Im Jahre 1931 drang Japan in die Mandchurei ein – ohne Warnung.

Im Jahre 1935 brach Italien in Abessinien ein – ohne Warnung.

Im Jahre 1938 besetzte Hitler Österreich – ohne Warnung.

Im Jahre 1939 drang Hitler in die Tschechoslowakei ein – ohne Warnung.

Später im selben Jahr 1939 fiel Hitler in Polen ein – ohne Warnung.

Im Jahre 1940 überfiel Hitler Norwegen, Dänemark, die Niederlande, Belgien und Luxemburg – ohne Warnung.

Im Jahre 1940 griff Italien Frankreich und später Griechenland an – ohne Warnung.

Im Jahre 1941 griffen die Achsenmächte Jugoslawien und Griechenland an und richteten ihre Herrschaft über den Balkan auf – ohne Warnung.

Im Jahre 1941 fiel Hitler in Russland ein – ohne Warnung. Nun hat Japan Malaya, Thailand und die Vereinigten Staaten überfallen – ohne Warnung.

Was wir gelernt haben, ist dies:

Es gibt keine Sicherheit für ein Volk oder ein Einzelwesen in einer Welt, die von den Grundsätzen des Gangstertums beherrscht ist . . .

Es ist der Regierung der Vereinigten Staaten bekannt, dass Deutschland bereits vor Wochen Japan unterrichtet hat, es werde nach dem Kriege seine Beute nicht mit Japan teilen, wenn Japan die Vereinigten Staaten nicht angreife. Deutsch-

land versprach Japan für den Fall, dass es in den Krieg eingreife, vollständige dauernde Herrschaft über das ganze Gebiet des Stillen Ozeans. Das hiesse nicht allein Herrschaft über den Fernen Osten und alle Inseln des Stillen Ozeans, sondern auch Kontrolle über die Westküste Nord-, Mittel- und Südamerikas ..

Nun sind wir mitten im Kriege – nicht in einem Eroberungs- oder Rachekrieg, sondern in einem Krieg für eine Welt, in der das amerikanische Volk und alle seine Ideale für unsere Kinder bewahrt werden sollen. Wir hoffen, der Gefahr, die uns von Japan droht, Herr zu werden, aber wir würden unserer Sache schlecht dienen, wenn wir nach Erfüllung dieser Aufgabe den Rest der Welt unter der Herrschaft Hitlers und Mussolinis belassen.

Wir werden den Krieg gewinnen, und wir werden den Frieden gewinnen, der ihm folgt.

Drei Tage später, am 11. Dezember erklärte Hitler den Vereinigten Staaten von Amerika den Krieg. Italien folgte. Hitler sagte im Reichstag, und ich hörte seine Rede am Radio: «Wenn die Vorsehung es so gewollt hat, dass dem deutschen Volk dieser Kampf nicht erspart werden kann, dann werde ich ihr dafür dankbar sein, dass sie mich mit der Führung eines historischen Ringens betraute, das für die nächsten fünfhundert oder tausend Jahre nicht nur unsere deutsche Geschichte, sondern auch die Geschichte Europas, ja der ganzen Menschheit entscheidend gestalten wird.»

Meine Mutter lauschte aufmerksam, aber eigenartigerweise war sie nicht so bedrückt wie sonst, wenn von neuen Kriegserklärungen und Feldzügen die Rede war. Sie schien eher erleichtert, ja, sie wurde fast fröhlich und sagte: «So Bub, jetzt brauchst du nicht mehr in den Krieg, jetzt wird der Krieg bald aus sein, die Amerikaner werden den Hitler nach ein paar Wochen zum Teufel gejagt haben.»

Sie hatte sich geirrt. Der Krieg sollte noch Jahre dauern, sollte noch Millionen Menschen das Leben kosten.

In Chelumno bei Posen wurde im Dezember das erste ständige Vergasungslager eingerichtet.

Wir wussten davon natürlich nichts. Ich bin überzeugt, die Mehrheit der Deutschen wusste nichts davon, was im Osten, hinter der Front wirklich passierte. Wenn doch einmal etwas durchsickerte, dann sprach Goebbels im Rundfunk und bezeichnete diese «Gerüchte» als schlimme Feindpropaganda.

Natürlich waren die wenigen Informationen auch so unvorstellbar, dass man lieber den Widerlegungen von Goebbels glaubte.

Die tägliche Sorge war nach wie vor, was wir am nächsten Tag essen sollen. Auf dem Lande hatten wir es immer noch etwas besser als die Menschen in der Stadt. Wir hatten einen grossen Garten, in dem man Gemüse ziehen konnte, und die Arbeit beim Bauern brachte auch etwas ein. Aber die allgemeine Versorgungslage war im Jahr 1941 schon sehr schwierig geworden. Natürlich gab es längst keine Luxusgüter mehr, wie etwa Bohnenkaffee, den man sich auf dem sogenannten Schwarzen Markt ertauschte.

Seit Kriegsbeginn gab es Lebensmittelkarten. Auf jeden Abschnitt bekam man eine bestimmte Menge Brot, Fleisch oder Gemüse. Die Nahrung wurde gemessen und gewogen, und der Nährwert nach Kalorien ermittelt. Ich weiss noch, wie ich in meinem kleinen Lexikon nachgeschlagen habe, was eine Kalorie eigentlich bedeutet, aber da fand ich nur «Wärmeeinheit», und damit konnte ich wieder nicht viel anfangen.

Die Ernährungslage im von Deutschen besetzten Europa sah noch viel schlimmer aus.

Pro Tag und pro Person erhielten:

Polen 800 Kalorien,
Belgier 950 Kalorien,
Norweger 1'500 Kalorien,
Franzosen 1'600 Kalorien,
Holländer 1'900 Kalorien,
Deutsche 2'500 Kalorien.

Am Beispiel der Kalorienzahlen lässt sich ablesen, wie die Nazis die einzelnen Völker ihrer Bedeutung nach einstuften. Bauern, die im deutschen Reich Lebensmittel für die «mageren Jahre» zurückhielten, kamen vor ein Standgericht. Sie wurden als Volksschädlinge angeklagt und verurteilt. Entweder kamen sie in ein KZ oder wurden sofort erschossen.

Gegenüber Ausländern wurde nach einem Lieblingswort Hitlers verfahren: Man machte «kurzen Prozess», indem sie ohne Gerichtsverfahren erschossen wurden.

In Griechenland brach eine furchtbare Hungersnot aus, der Tausende zum Opfer fielen. Nicht weniger grausam war es in Jugoslawien. Hitler und Mussolini hatten das Land in kleine Staaten aufgeteilt: Kroatien, Serbien und Montenegro waren

«unabhängige» Staaten, und der Rest war zwischen Deutschland und Italien aufgeteilt worden. Gegen die Besetzung wehrten sich Widerstandsbewegungen, Konservative und Kommunisten, die sich auch untereinander bekämpften.

Das Ausheben der Gruben nimmt den grössten Teil der Zeit in Anspruch, während das Erschiessen selbst sehr schnell geht (100 Mann 40 Minuten) ... Anfangs waren meine Soldaten nicht beeindruckt. Am zweiten Tage jedoch machte sich schon bemerkbar, dass der eine oder andere nicht die Nerven besitzt, auf längere Zeit eine Erschiessung durchzuführen. Mein persönlicher Eindruck ist, dass man während der Erschiessung keine seelischen Hemmungen bekommt. Diese stellen sich jedoch ein, wenn man nach Tagen abends in Ruhe darüber nachdenkt.

Bericht von Oberleutnant Walther über eine Erschiessung bei Belgrad am 1. November 1941

Unter dem späteren Marschall Tito begann ein Partisanenkampf, den die deutschen Truppen niemals unter Kontrolle bekamen.

Prahlerisch, pathetisch und realitätsfremd hatte Hitler bei der Kriegserklärung an die USA von der Vorsehung gesprochen, die diesen Krieg gewollt habe.

Er rechnete in Zeiträumen von tausend Jahren, sein Reich nannte er das «Tausendjährige». Es dauerte zum Glück nur zwölf Jahre. Er hatte seine Politik immer darauf ausgerichtet, keinen Zweifrontenkrieg führen zu müssen, doch nun hatte er einen an vielen Fronten zugleich.

Im Osten die UdSSR, im Westen Grossbritannien und die USA, dem damals schon grössten Lebensmittelproduzenten der Welt.

Zunächst aber sah es so aus, als würde der Krieg nach Hitlers Hoffnungen verlaufen. Die mit ihm verbündeten Japaner siegten überall im ostasiatischen Raum. In einem Siegeslauf eroberten sie Hongkong, Celebes, Borneo, Singapur, Neuguinea, die Salomonen-Inseln, die Philippinen und stiessen bis an die Grenzen Indiens und Australiens vor.

England geriet in ernste Schwierigkeiten, denn die japanische Flotte und Luftwaffe beherrschten beinahe den Indischen und Pazifischen Ozean.

In Russland traten die deutschen Armeen zu grossen Offensiven an. Sie stiessen bis nach Stalingrad an der Wolga und bis zum Kaukasus vor. Japan und Deutschland befanden sich auf dem Höhepunkt ihrer militärischen Macht, auch wenn Italien alle seine Kolonien, bis auf Lybien an die Engländer verloren hatte.

Doch Amerika rüstete zum Gegenschlag. Es dauerte nicht lange, und die Amerikaner gewannen, dank der Überlegenheit ihrer Luftwaffe Insel für Insel trotz japanischen Widerstandes zurück, und die materielle Überlegenheit der USA wurde allmählich auch in Europa spürbar.

Im Reich sollte nun Hitlers Plan, im Falle eines Krieges die jüdische Bevölkerung zu vernichten, noch stärker vorangetrieben werden. Am 20. Januar fand in Berlin eine Besprechung statt, auf der der Massenmord an den Juden beschlossen wurde. Auf der «Wannseekonferenz» mit dem Thema «Endlösung der Judenfrage» wurde bürokratisch genau festgelegt, wie ein ganzes Volk ausgerottet werden sollte.

An Stelle der Auswanderung ist nunmehr als weitere Lösungsmöglichkeit nach entsprechender vorheriger Genehmigung durch den Führer die Evakuierung der Juden nach dem Osten getreten.

Diese Aktionen sind jedoch lediglich als Ausweichmöglichkeiten anzusprechen, doch werden hier bereits jene praktischen Erfahrungen gesammelt, die im Hinblick auf die kommende Endlösung der Judenfrage von wichtiger Bedeutung sind.

Im Zuge dieser Endlösung der europäischen Judenfrage kommen rund 11 Millionen Juden in Betracht [. . .]

Unter entsprechender Leitung sollen im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise im Osten zum Arbeitseinsatz kommen. In grossen Arbeitskolonnen, unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden strassenbauend in diese Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Grossteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird.

Der allfällig endlich verbleibende Restbestand wird, da es sich bei diesem zweifellos um den widerstandsfähigsten Teil handelt, entsprechend behandelt werden müssen, da dieser, eine natürliche Auslese darstellend, bei Freilassung als Keimzelle eines neuen jüdischen Aufbaus anzusprechen ist. (Siehe die Erfahrungen der Geschichte.)

Im Zuge der praktischen Durchführung der Endlösung wird Europa von Westen nach Osten durchkämmt. Das Reichsgebiet einschliesslich Protektorat Böhmen und Mähren wird, allein schon aus Gründen der Wohnungsfrage und sonstiger sozialpolitischer Notwendigkeiten, vorweggenommen werden müssen.

Von da ab brannten die Öfen in den Vernichtungslagern Tag und Nacht. Bald reichten die Lager nicht mehr aus, neue mussten gebaut werden. Am 16. März wurde das Vernichtungslager Belzec errichtet.

Heydrich, Stellvertreter Himmlers und Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, der im Gebiet der Rest-Tschechoslowakei ein Schreckensregime aufgebaut hatte, wurde am 27. Mai durch tschechische Patrioten auf offener Strasse durch ein Sprengstoffattentat umgebracht.

Diesem Attentat folgte eine unmenschliche «Vergeltungsaktion» der Deutschen. Die Attentäter, die sich ein paar Tage ohne Wissen der Bevölkerung in dem Ort Lidice versteckt hatten, wurden entdeckt. Alle Männer des Dorfes wurden von den Deutschen erschossen, die Frauen wurden in das Konzen-

trationslager Ravensbrück verschleppt, 81 der 88 Kinder wurden vergast.

Es waren Tschechen und keine Juden.

Je brutaler der Terror der deutschen Besatzung in den besiegten Ländern wurde, desto stärker wurde der Widerstand der Bevölkerung. Waren es früher nur einzelne Widerstandsgruppen, so wurden diese nun militärisch organisiert.

Deutsche Nachschubwege wurden überfallen, Militärposten, Munitionslager und Versorgungseinrichtungen angegriffen. Die Deutschen reagierten mit Massenverhaftungen und Erschiessungen von Geiseln, gleichgültig, ob es Männer, Frauen oder Kinder waren. Die Einwohner ganzer Dörfer wurden hingerichtet, so z.B. im französischen Ort Oradour-sur-Glanim Jahre 1944, oder die Einwohner des jugoslawischen Ortes Borysowka.

Staatspolizeileitstelle Prag über Vergeltungsmassnahmen gegen die Ortschaft Lidice, 1942

Abschrift

Geheime Staatspolizei

Prag, den 24. Juni 1942

Staatspolizeileitstelle Prag – L –

Vergeltungsmassnahmen gegen die Ortschaft Lidice

Auf Befehl des Führers wurden gegen die Ortschaft Lidice in Böhmen Vergeltungsmassnahmen durchgeführt, weil flüchtige tschechische Fallschirmagenten nach ihrem Absprung aus englischen Flugzeugen in dieser Ortschaft angelaufen sind und von Verwandten ebenfalls bei der tschechischen Legion in England stehender Dorfeinwohner und einem grossen Teil der Ortsbewohner unterstützt wurden.

Die Ortschaft, die aus 95 Häusern besteht, wurde vollständig niedergebrannt, 199 männliche Einwohner über 15 Jahren wurden an Ort und Stelle erschossen, 184 Frauen in das Konzentrationslager Ravensbrück, 7 Frauen in das Polizeigefängnis Theresienstadt, 4 schwangere Frauen in das Krankenhaus in Prag, 88 Kinder nach Litzmannstadt überführt, während 7 Kinder unter einem Jahr in ein Heim nach Prag gebracht wurden. 3 Kinder werden zur Eindeutschung in das Altreichsgebiet gebracht. Eine schwerkranke Frau liegt noch im Krankenhaus in Kladno.

gez.: Dr. Geschke

Bericht der französischen Regierung (Vichy) an den Oberbefehlshaber West

Juni 1944

Am Samstag, dem 10. Juni, brach eine Abteilung SS, die wahrscheinlich der in der Gegend anwesenden Division «Das Reich» angehörte, in den vorher gänzlich umstellten Ort ein und befahl der Bevölkerung, sich auf dem Marktplatz zu versammeln. Es wurde ihr mitgeteilt, dass einer Denunziation gemäss Sprengstoffe im Ort versteckt sein sollten und dass Haussuchungen sowie Identitätsfeststellungen vorgenommen würden.

Die Männer wurden aufgefordert, sich in vier oder fünf Gruppen aufzustellen, von denen alsdann jede in einer Scheune eingesperrt wurde. Die Frauen und Kinder wurden in die Kirche geführt und dort eingeschlossen. Es war ungefähr zwei Uhr nachmittags. Bald darauf krachten MG-Salven, und das ganze Dorf sowie die umliegenden Bauernhöfe wurden in Brand gesteckt. Die Häuser wurden eines nach dem andern angezündet. Bei der räumlichen Ausdehnung des Dorfes nahm diese Operation bestimmt mehrere Stunden in Anspruch.

Während dieser Zeit lebten die Frauen und die Kinder, welche den Lärm der Feuersbrunst und der MG-Salven hörten, in höchster Angst. Um 17 Uhr drangen deutsche Soldaten in die Kirche ein und stellten auf der Kommunionbank ein Erstickungsgerät auf, das aus einer Art Kiste bestand, aus der brennende Zündschnüre hervorragten. In kurzer Zeit wurde die Luft nicht mehr atembar; jemandem gelang es jedoch, die Sakristeitüre aufzureissen, wodurch es möglich wurde, die von der Erstickung betroffenen Frauen und Kinder wiederzubeleben. Die deutschen Soldaten begannen dann durch die Kirchenfenster zu schiessen, sie drangen hierauf in die Kirche ein, um die letzten Überlebenden durch Maschinenpistolenschüsse zu erledigen, und schütteten einen leicht entzündbaren Stoff auf den Boden.

Eine einzige Frau konnte sich retten. Sie war an einem Kirchenfenster emporgeklettert, um zu fliehen, als die Rufe einer Mutter, die dieser Frau ihr Kind anvertrauen wollte, die Aufmerksamkeit eines Postens auf sie lenkte. Er gab Feuer und verletzte sie schwer. Sie konnte ihr Leben nur dadurch retten, dass sie sich tot stellte und wurde nachher in einem Spital von Limoges gepflegt.

Gegen 18.00 Uhr hielten die deutschen Soldaten die in der Nähe vorbeifahrende Lokalbahn an und liessen die nach Ora-

dour fahrenden Reisenden aussteigen. Sie streckten sie durch Maschinenpistolenschüsse nieder und warfen ihre Leichen in die Feuersbrunst. [. .]

Mancherorts wurden die deutschen Truppen in Russland allerdings wie Befreier empfangen, wenn die Bevölkerung dem Bolschewismus ablehnend gegenüberstand, oder ihn sogar bekämpfte, und nun glaubte, mit den Deutschen, die insbesondere in der Ukraine einen guten Ruf genossen, kehre ein besseres Leben ein. Aber die Unmenschlichkeit der Besatzung trieb sie bald in die Reihen der Partisanen.

Am 10. Juni wurden im Reich alle noch bestehenden jüdischen Schulen geschlossen, am 12. Juni billigte Himmler den sogenannten «Generalplan Ost», der vorsah, dass alle Ostvölker nach Sibirien umgesiedelt werden sollten. Polen und das europäische Russland sollten zum deutschen Siedlungsgebiet erklärt werden.

Der Plan, als «Germanisierung» Osteuropas gedacht, sah ausserdem die Dezimierung der slawischen Bevölkerung um 30 Millionen vor.

Aus dem Plan ergibt sich, dass es sich nicht um ein Sofortprogramm handelt, dass vielmehr die Besiedlung des Raumes mit Deutschen etwa 30 Jahre nach dem Kriege erreicht sein soll. Wie aus dem Plan hervorgeht, sollen 14 Millionen] Fremdvölkische in dem Raum verbleiben. Ob diese jedoch innerhalb der vorgesehenen Zeit von 30 Jahren wirklich umgevolkt und eingedeutscht werden, erscheint mehr als zweifelhaft, da auch nach dem vorliegenden Plan die Anzahl der deutschen Siedler nicht gerade beträchtlich ist [. .]

Geht man davon aus, dass 14 Millionen] Fremdvölkische in den betreffenden Räumen bleiben, wie es der Plan vorsieht, so müssten demgemäss 46 bis 51 Millionen] Menschen ausgesiedelt werden. Die Zahl von 31 Millionen] auszusiedelnder Menschen, die der Plan angibt, dürfte nicht zutreffen [. .] Der Plan sieht nun die Aussiedlung von 80 bis 85% Polen vor, d.h. es kommen, je ob man von 20 oder 24 Millionen Polen ausgeht, 16 bis 20,4 Millionen Polen zur Aussiedlung, während 3 bis 4,8 Millionen Polen im deutschen Siedlungsraum verbleiben sollen [. .]

Wenn die Industriegebiete von Kusnezsk, Nowosibirsk und Karaganda erst mit voller Kraft arbeiten, werden Arbeitskräfte in grossen Massen gebraucht werden, insbesondere techni-

sche Kräfte. Warum sollen nicht wallonische Ingenieure, tschechische Techniker, ungarische Industriekaufleute und dergleichen im sibirischen Raum tätig sein können. Hier könnte man mit Recht dann von einem europäischen Siedlungs- und Rohstoffreserveraum reden [. .]

Nach dem Plan des Reichssicherheitshauptamtes sollen auch die Westukrainer in den sibirischen Raum überführt werden. Es wird dabei ein Prozentsatz von 65% genannt [. .]

Die Weissruthenen werden nach den Angaben des Planes zu 75% ausgesiedelt [. .]

Es handelt sich nicht allein um die Zerschlagung des Moskowitertums, eine Zielsetzung, die durchgeführt, weil sie nur historisch gedacht ist, nie die restlose Lösung des Problems bedeuten würde. Vielmehr handelt es sich um die Zerschlagung der Kraft des russischen Volkes und damit die Zerschlagung des russischen Volkstums selbst, um seine Aufspaltung. Nur wenn die Probleme hier konsequent vom biologischen, insbesondere rassebiologischen Standpunkt aus gesehen werden und wenn demgemäss die deutsche Politik im Ostraum eingerichtet wird, besteht die Möglichkeit, der uns vom russischen Volke her drohenden Gefahr zu begegnen [. .]

Nach den heute vorhandenen Auffassungen soll ein grosser Teil der Tschechen, soweit sie rassisch nicht bedenklich erscheinen, zur Eindeutschung gelangen. Man rechnet hier mit ungefähr 50% der tschechischen Bevölkerung, die hierfür in Betracht kommt [. .]

Die zukünftige deutsche Ostpolitik wird zeigen, ob wir gewillt sind, dem Dritten Reiche eine dauernde gesicherte Grundlage zu geben. Wenn jedenfalls das Dritte Reich ein tausendjähriges sein soll, müssen auch die Planungen hierfür auf Generationen getroffen werden.

[Erich Wetzel]

Am 30. Juni hatte Hermann Göring erklärt: « . . es ist mir dabei gleichgültig, ob Sie sagen, dass Ihre Leute wegen Hungers umfallen. Mögen sie das tun, solange nicht ein Deutscher wegen Hungers umfällt. . . wenn gehungert wird, dann hungert nicht der Deutsche, sondern andere . . mich interessieren in den besetzten Gebieten überhaupt nur die Menschen, die für die Rüstung und für die Ernährung arbeiten, sie müssen so viel kriegen, dass sie gerade noch ihre Arbeit tun können . . »

Kaum etwas kann die Menschenverachtung der Nazis deutlicher machen, denen ausser dem «deutschen Herrenmenschen» nichts galt.

Am 22. Juli wurde das Vernichtungslager Treblinka in Polen

errichtet. Millionen Menschen wurden in den nächsten Jahren in diesem Lager vergast. Es waren nicht nur Juden, sondern praktisch alle Menschen, die dem Rassenwahn der deutschen Herrscher nicht entsprachen, wie Zigeuner, religiöse Minderheiten, Bibelforscher, Widerstandskämpfer, Kommunisten und Sozialisten.

Hitler, Himmler und Göring hatten für die Sowjetunion nur einen Plan: «Ausbeuten, Aushungern, Aussiedeln, Erhängen, Erschiessen, Vergasen» und die Spezialtruppen der SS handelten danach.

Doch gab es in den besetzten Ländern nicht nur Widerstand, sondern auch Gruppen, die dort Naziparteien gründeten, so in Norwegen, Belgien und Holland.

Von August 1942 bis Anfang 1943 verhaftete die Gestapo 130 Mitglieder einer Widerstandsgruppe, der die Nazis die Bezeichnung «Rote Kapelle» gegeben hatten. Die Gruppe, an dessen Spitze der Oberregierungsrat Arvid von Harnack und der Offizier im Reichsluftfahrtministerium Harro Schulze-Boysen standen, gehörte auch der deutsche Schriftsteller Günther Weisenborn an. 31 Männer und 18 Frauen wurden hingerichtet, die meisten anderen erhielten langjährige Zuchthausstrafen.

Am 23. November bahnte sich die Wende des Krieges an.

Die Russen kesselten Stalingrad und damit die deutsche Armee von 220'000 Mann ein.

In Nordafrika landeten die ersten amerikanischen Truppen, und eröffneten eine «zweite Front» gegen Deutschland und Italien. Aber Hitler und Goebbels wurden nicht müde, dem deutschen Volk einzureden, die Amerikaner seien Waschlappen, die sich beim ersten Schuss im Sand verkröchen.

Die deutschen Soldaten wurden bald eines Besseren belehrt. Unter dem Druck der amerikanischen Überlegenheit an Panzern und Flugzeugen mussten sie ihre Stellung in Nordafrika nach und nach aufgeben.

Im «Grossdeutschen Reich», glaubten immer noch viele an den Endsieg. Sie blieben Hitleranhänger. Noch war er ihr Gott, Staatsmann und Feldherr in einer Person. Jeder Meter Bodengewinn weckte Hoffnung, jedes versenkte feindliche Schiff und jedes abgeschossene feindliche Flugzeug wurde bejubelt.

Ich war 16 Jahre alt geworden, zu jung für den Krieg, aber

schon alt genug, um nicht unruhig zu werden: Ich drängte mich nicht freiwillig zu den Waffen, wie viele meiner Schulkameraden, denn in mir hatte sich die Hoffnung meines Grossvaters und meiner Mutter verstärkt, der Krieg werde beendet sein, bevor ich ein Gewehr in die Hand nehmen müsse.

Mein Altersgenosse im Büro steckte weiterhin seine Fähnchen auf der Landkarte Europas hin und her. Ein Jahr zuvor, als die Japaner in den Krieg eintraten, war auch eine Weltkarte hinzugekommen. Ein gutes hatte das allerdings: Ich lernte auf diese Weise Geographie. Wer sich damals eine Weltkarte ansah, konnte wirklich zu der Überzeugung kommen, Japan und Deutschland beherrschten die halbe Welt.

Eines Tages war ich eine halbe Stunde früher im Büro als mein Kollege. Ich hatte mir zu Hause Fähnchen aus Pappe und Streichhölzern angefertigt, die ich nun auf die Weltkarte in jene Länder steckte, die mit Japan, Deutschland und Italien im Krieg waren. Das war ganz Nord-, Mittel- und Südamerika, der gesamte afrikanische Kontinent, schon weil dort die meisten Länder französische oder englische Kolonien waren, der vordere Orient, Indien und Australien. Die Landkarte sah nun ganz anders aus.

Als mein eifriger Kollege ins Büro kam, sah er sofort die Veränderung und platzte beinahe vor Wut. Er konnte aber nicht beweisen, dass ich derjenige war, der ihm diesen Streich gespielt hatte. Er schrie mich an: «Ich werde dich melden.» Aber der Prokurist an seinem Stehpult, der die Veränderung der Landkarte grinsend gebilligt hatte, rief: «Ruhe da hinten. Wenn hier einer brüllt, dann bin ich es.»

Der Hunger wurde nun auch in unserer Gegend, die wie eine friedliche Insel in Deutschland lag, spürbarer. Wir hatten genug zu essen, aber es fehlten Obst und Gemüse. Von Kartoffeln allein wurde man zwar satt, aber volle Bäuche sind noch lange keine ausreichende Ernährung. Mit Geld konnte man wenig kaufen, da es an Wert verloren hatte. Die gängige Währung waren Lebensmittel.

Wollte man zum Beispiel einen neuen Schlauch oder eine neue Decke für das Fahrrad haben, musste man mit Naturalien bezahlen. Ich hatte mir zwei Jahre vorher einen grösseren Kaninchenstall gebaut und fütterte zeitweise bis zu dreissig Kaninchen. Das war unsere Fleischration. Das Futter besorgte ich mir von den Bauern, und zusätzlich pachtete ich einen

halben Kilometer Strassengraben, den ich mähen durfte. Auch Abfälle gab es genug.

Im Garten baute ich noch einen Ziegenstall, zwei Ziegen versorgten uns mit Milch, und meine Mutter hielt sich sechs Hühner und ein paar Gänse, so dass wir fast, wie es damals hiess, Selbstversorger geworden waren.

In der Abendschule lernte ich weiterhin Steuerrecht, Eigentumsrecht, das Erstellen von Bilanzen, Kontenführung, Stenografie und Schreibmaschine schreiben. In der Berufsschule lernten wir nur für den Krieg und wie man sich als deutscher Herrenmensch zu verhalten habe. Einmal traf ich den HJ-Führer auf der Strasse. Wir kamen ins Gespräch, und er fragte, warum ich mich bei den Schulungsabenden und Appellen überhaupt nicht mehr sehen liesse, an der fehlenden Uniform könne es doch nicht liegen. Das deutsche Volk, sagte er, stehe jetzt in einem Existenzkampf, da würde man schon grosszügig darüber hinwegsehen, wenn ich in Lederhose oder anderer Zivilkleidung zum Appell erschiene. Ich fragte ihn, warum wir denn nun schon über ein Jahr Krieg gegen die UdSSR führten, obwohl wir doch mit dem Land einen Nichtangriffspakt abgeschlossen hätten. Seine Antwort war einfach, eine übernommene Parole: Im Grunde genommen führe das deutsche Volk ja einen Krieg gegen das internationale Judentum, und das sei in der Sowjetunion am stärksten vertreten. Er war ein Jahr älter als ich, und er glaubte alles, was er im Radio hörte und was ihm seine braunen Führer vorlogen. Er war einer von Millionen verdummten und verhetzten Jugendlichen. Ich hütete mich, ihm das zu sagen.

Meine Mutter begann in diesem Jahr regelmässig Radio London zu hören. Darauf stand die Todesstrafe. Wenn man Glück hatte, kam man «nur» in ein KZ.

Abends um neun hängte sie eine dicke Decke über das Radio und steckte ihren Kopf darunter. Nachher erzählte sie mir, welche Meldungen der «Feindsender» in deutscher Sprache durchgegeben habe.

Ich durfte nie mithören. Sie schickte mich, hartnäckig bis zum Schluss, aus dem Zimmer, und begründete das damit, wenn sie erwischt würde, könne sie immer noch beweisen, dass ich nichts damit zu tun hätte. Eine Logik, die mir einleuchtete.

So erfuhr meine Mutter über die Greuelthaten im Reich und ausserhalb der deutschen Grenzen. Sie wusste nun, was in den

Konzentrationslagern wirklich geschah, und sie erfuhr, dass nicht nur die Deutschen siegten, sondern dass auch die Alliierten im Vormarsch waren. Und doch war sie enttäuscht von den Amerikanern, weil diese sich, wie sie meinte, zuviel Zeit liessen. Wir hörten auch von den ersten grossen Bombenangriffen auf deutsche Städte, und diese Nachrichten hörten sich anders an als das Geschrei eines Joseph Goebbels, der die Bombenangriffe als Terrorakte gegen die deutsche Zivilbevölkerung bezeichnete, weil dadurch Frauen, Kinder und Greise umkamen. Plötzlich bestand Goebbels auf Humanität, die er doch längst vergessen hatte. In diesem Jahr fuhren meine Mutter und ich an einem Sonntag mit den Fahrrädern nach Flossenbürg, wo mein Vater im KZ sass. Dreissig Kilometer waren zu fahren. Wir wollten endlich sehen, wie ein KZ aussah. Aber wir kamen nicht einmal bis auf Rufweite an das Lager heran, denn schon weit davor patrouillierten SS-Wachen, die uns mit dem Gewehr in der Hand vertrieben. Wir sahen keine Häftlinge, nur die Steinbrüche. Aber in diesen Steinbrüchen arbeiteten die Häftlinge, wie ich später erfuhr, bis zum Umfallen. Es waren nicht nur Deutsche, auch viele andere Nationen waren vertreten.

Nach dem Krieg erzählte mir mein Vater, wie die Häftlinge die Wege nannten, auf denen sie die schweren Steine schleppen mussten, und auf denen sie, wenn sie vor Hunger und Entkräftung umfielen, einfach erschossen wurden. Sie nannten sie Himmelsstrasse, Himmelsstiege oder Blutstrasse. Auf einem dieser Wege ging damals auch mein Vater, Tag für



Tag. Aber von der Grausamkeit, mit der sich die Bewacher hinter Stacheldraht und dicken Mauern an den Häftlingen austobten, sahen wir an diesem Sonntag nichts. Dichter Wald, eine ruhige Landschaft, die alte Ruine oberhalb Flossenbürgs, sonst nichts. Ein Tag wie im tiefsten Frieden, nur zwei Wachttürme sahen wir durch die Fichten, hinter denen das Lager in einem Tal lag: Das Tal des Todes.

1943

Am 8. Januar forderten die Sowjets General Paulus, den Befehlshaber der 6. Armee im eingeschlossenen Stalingrad, zur Übergabe auf. Paulus lehnte auf Befehl Hitlers ab. Daraufhin begann am 10. Januar der sowjetische Sturm auf Stalingrad. Am 31. Januar war dieser sinnlose Kampf zu Ende und damit begann der Anfang vom Ende des Krieges.

Die Oberen sagen:
Es geht in den Ruhm.
Die Unteren sagen:
Es geht ins Grab.

Bertolt Brecht

Die Schlacht um Stalingrad kostete 146'000 Soldaten das Leben, 90'000 gingen in die Gefangenschaft, aus der viele nicht mehr zurückkehrten.

Der Führer hat fest versprochen, uns hier herauszuhauen, das ist uns vorgelesen worden und wir glaubten auch fest daran. Ich glaube es heute noch, weil ich doch an etwas glauben muss. Wenn das nicht wahr ist, woran sollte ich dann noch glauben? ... Ich habe mein ganzes Leben oder wenigstens acht Jahre davon immer an den Führer und sein Wort geglaubt. Es ist entsetzlich, wie sie hier am Zweifeln sind, und beschämend, die Worte zu hören, gegen die man nichts sagen kann, denn die Tatsachen sprechen für sie.

Wenn es nicht wahr ist, was man uns versprach, dann wird Deutschland verloren sein, denn in diesem Fall kann kein Wort mehr gehalten werden. Oh, diese Zweifel, diese furchtbaren Zweifel, wenn sie doch bald behoben werden.

Ich war entsetzt, als ich die Karte gesehen habe. Wir sind ganz allein, ohne Hilfe von aussen. Hitler hat uns sitzen lassen. Dieser Brief geht noch ab, wenn der Flugplatz noch in unserem Besitz ist.

Bin mir nicht im Klaren, wie hier herauszukommen ist. Ist ja auch eigentlich nicht meine Aufgabe. Wir sind auf Befehl einmarschiert, haben auf Befehl geschossen, schieben auf

Befehl Kohldampf, sterben auf Befehl, marschieren auch auf Befehl wieder heraus. Hätten wir schon lange können, aber die Strategen sind sich noch nicht einig. Es wird bald zu spät sein, wenn es das nicht schon ist. Aber auf Befehl werden wir bestimmt noch einmal marschieren. Mit grosser Wahrscheinlichkeit auch in der ursprünglich geplanten Richtung, nur ohne Waffen und unter anderer Führung.

... darum sollst Du die Wahrheit wissen. Sie steht in diesem Briefe. Die Wahrheit ist das Wissen um den schwersten Kampf in hoffnungsloser Lage. Elend, Hunger, Kälte, Entsaugung, Zweifel, Verzweiflung und entsetzliches Sterben. Mehr sage ich darüber nicht.

Meine persönliche Schuld an den Dingen ist nicht abzuleugnen. Aber sie steht im Verhältnis wie 1 zu 70 Millionen, das Verhältnis ist klein, aber es ist da. Ich denke nicht daran, mich um die Verantwortung herumzudrücken, und ich argumentiere so, dass ich durch die Hingabe meines Lebens die Schuld beglichen habe ... Ich bin nicht feige, sondern nur traurig, dass ich keinen grösseren Beweis meiner Tapferkeit abgeben kann, als für diese nutzlose Sache, um nicht von Verbrechen zu sprechen, zu sterben.

Unbekannte Soldaten

[Die Briefe wurden auf Anordnung des Führerhauptquartiers Ende Januar 1943 beschlagnahmt und geöffnet, man wollte aus ihnen «die Stimmung in der Festung Stalingrad kennenlernen». Anschriften und Absender wurden entfernt.]

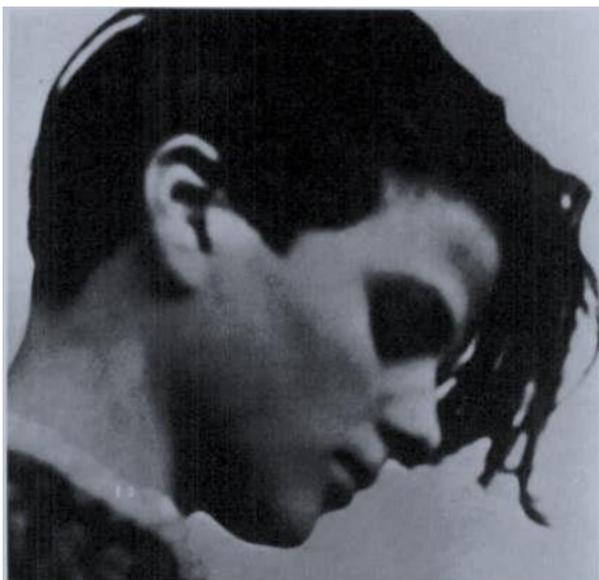
War vorher bei den Westmächten noch mit der Möglichkeit gespielt worden, Deutschland im Falle einer Kapitulation einen sogenannten ehrenvollen Frieden zu gewähren, so wurde das auf der Konferenz in Casablanca verworfen, wo sich der USA-Präsident Roosevelt und Churchill vom 14.-26. Januar trafen. Sie forderten nun die bedingungslose Kapitulation Deutschlands.

Nicht nur im besetzten Ausland bildeten sich immer stärker werdende Widerstandsgruppen, die gegen diesen sinnlosen Krieg, der täglich mehr und mehr Tote forderte, kämpften, auch im deutschen Reich verstärkte sich der Widerstand von Tag zu Tag.

Eine Widerstandsgruppe hatte sich in München gebildet.

Die Gruppe, die sich die «Weisse Rose» nannte, wurde

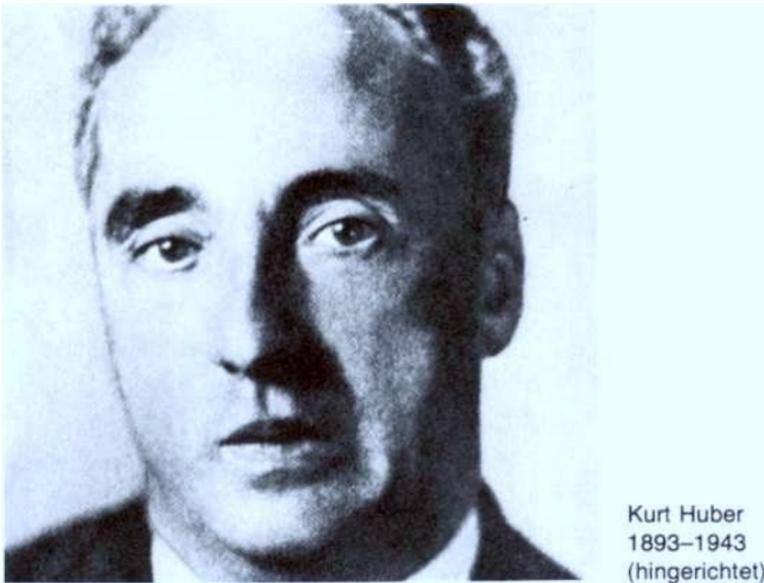
angeführt von den Geschwistern Hans und Sophie Scholl, und dem Universitätsprofessor Kurt Huber. Mit gleichgesinnten Kommilitonen verfassten sie Flugblätter, in denen sie zum Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime aufriefen. Die Blätter der «Weissen Rose» wurden in Tausenden von Exemplaren in München, Stuttgart, Frankfurt/M., Freiburg, Wien und Hamburg verteilt.



Sophie Scholl
1921–1943
(hingerichtet)



Hans Scholl
1918-1943
(hingerichtet)



Die Gruppe wurde verraten, ihre Mitglieder hingerichtet.

Aufruf an alle Deutschen!

Der Krieg geht seinem sicheren Ende entgegen. Wie im Jahre 1918 versucht die deutsche Regierung alle Aufmerksamkeit auf die wachsende U-Boot-Gefahr zu lenken, während im Osten die Armeen unaufhörlich zurückströmen, im Westen die Invasion erwartet wird. Die Rüstung Amerikas hat ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, aber heute schon übertrifft sie alles in der Geschichte seither Dagewesene. Mit mathematischer Sicherheit führt Hitler das deutsche Volk in den Abgrund. *Hitler kann den Krieg nicht gewinnen, nur noch verlängern!* Seine und seiner Helfer Schuld hat jedes Mass unendlich überschritten. Die gerechte Strafe rückt näher und näher!

Was aber tut das deutsche Volk? Es sieht nicht und es hört nicht. Blindlings folgt es seinen Verführern ins Verderben. Sieg um jeden Preis! haben sie auf ihre Fahne geschrieben. Ich kämpfe bis zum letzten Mann, sagt Hitler – indes ist der Krieg bereits verloren.

Deutsche! Wollt Ihr und Eure Kinder dasselbe Schicksal erleiden, das den Juden widerfahren ist? Wollt Ihr mit dem gleichen Masse gemessen werden wie Eure Verführer? Sollen wir auf ewig das von aller Welt gehasste und ausgestossene Volk sein? Nein! Darum trennt Euch von dem nationalsozialistischen Untermenschentum! Beweist durch die Tat, dass Ihr

anders denkt! Ein neuer Befreiungskrieg bricht an. Der bessere Teil des Volkes kämpft auf unserer Seite. Zerreisst den Mantel der Gleichgültigkeit, den Ihr um Euer Herz gelegt! Entscheidet Euch, *ehe es zu spät ist!*

Glaubt nicht der nationalsozialistischen Propaganda, die Euch den Bolschewistenschreck in die Glieder gejagt hat! Glaubt nicht, dass Deutschlands Heil mit dem Sieg des Nationalsozialismus auf Gedeih und Verderben verbunden sei! Ein Verbrechen kann keinen deutschen Sieg erringen. Trennt Euch *rechtzeitig* von allem, was mit dem Nationalsozialismus zusammenhängt! Nachher wird ein schreckliches, aber gerechtes Gericht kommen über die, so sich feig und unentschlossen verborgen hielten.

Was lehrt uns der Ausgang dieses Krieges, der nie ein nationaler war?

Der imperialistische Machtgedanke muss, von welcher Seite er auch kommen möge, für allezeit unschädlich gemacht werden. Ein einseitiger preussischer Militarismus darf nie mehr zur Macht gelangen. Nur in grosszügiger Zusammenarbeit der europäischen Völker kann der Boden geschaffen werden, auf welchem ein neuer Aufbau möglich sein wird. Jede zentralistische Gewalt, wie sie der preussische Staat in Deutschland und Europa auszuüben versucht hat, muss im Keime erstickt werden. Das kommende Deutschland kann nur föderalistisch sein. Nur eine gesunde föderalistische Staatsordnung vermag heute noch das geschwächte Europa mit neuem Leben zu erfüllen. Die Arbeiterschaft muss durch einen vernünftigen Sozialismus aus ihrem Zustand niedrigster Sklaverei befreit werden. Das Truggebilde der autarken Wirtschaft muss in Europa verschwinden. Jedes Volk, jeder Einzelne hat ein Recht auf die Güter der Welt!

Freiheit der Rede, Freiheit des Bekenntnisses, Schutz des einzelnen Bürgers vor der Willkür verbrecherischer Gewaltstaaten, das sind die Grundlagen des neuen Europas.

Unterstützt die Widerstandsbewegung, verbreitet die Flugblätter!

In diesem Flugblatt ist von dem U-Boot-Krieg die Rede, den Hitler befahl, um England in die Knie zu zwingen. Jedes Schiff, auch wenn es ein neutrales war, konnte durch deutsche U-Boote ohne Vorwarnung versenkt werden, wenn es sich in dem von Deutschen verhängten Sperrbereich befand. Am 18. Februar verkündete Goebbels im Sportpalast von Berlin den «totalen Krieg». Wir hörten die Rede im Radio:

Ich frage Euch: Wollt Ihr den totalen Krieg? Wollt Ihr ihn wenn nötig totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt noch vorstellen können? [. .]

Wenn wir je treu und unverbrüchlich an den Sieg geglaubt haben, dann in dieser Stunde der nationalen Besinnung und der inneren Aufrichtung. Wir sehen ihn greifbar nahe vor uns liegen; wir müssen nur zufassen. Wir müssen nur die Entschlusskraft aufbringen, alles andere seinem Dienst unterzuordnen. Das ist das Gebot der Stunde.

Ich wusste damals nicht, was totaler Krieg eigentlich bedeutete, nämlich die Einschränkung des zivilen Lebens und die Konzentration aller Kräfte auf die Kriegsproduktion. Ich dachte mir: was soll das, dieser Krieg ist doch sowieso schon total.

Am 13. März misslang ein Attentat auf Hitler, geplant von Offizieren der Heeresgruppe Mitte in Russland, weil die Bombe nicht zündete. Am 5. April wurde wieder eine Widerstandsgruppe verhaftet. Der Pfarrer Bonhoeffer und sein Schwager Hans von Dohnany hatten an den Vorbereitungen des erfolglosen Attentats auf Hitler im März 1943 mitgewirkt. Beide wurden später im KZ Flossenbürg hingerichtet.

Der Krieg in Afrika war verloren. Im März war General Rommel von seinem Kommando abgelöst worden. Der Sprung der westlichen Alliierten vom afrikanischen Kontinent über das Mittelmeer nach Sizilien und Italien war danach nur noch eine Frage der Zeit. Militärisch war eine Invasion möglich geworden, die britische und amerikanische Luftwaffe in Verbindung mit der Flotte beherrschten unumschränkt das Mittelmeer, auch wenn die Deutschen noch auf der Insel Kreta und anderen griechischen Inseln sassen. Die Nachschubwege durch Jugoslawien waren nicht mehr sicher. Treibstoffmangel zwang die deutschen Flugzeuge mehr und mehr auf dem Boden zu bleiben.

Am 11. Juni ordnete Heinrich Himmler die Vernichtung des Warschauer Gettos an, in dem zu diesem Zeitpunkt noch 70'000 Juden lebten, die in Rüstungsbetrieben arbeiteten. Die Juden in dem Getto hatten sich über unterirdische Kanäle Waffen besorgt, mit denen sie sich gegen die systematisch betriebene Räumung zur Wehr setzten. Etwa 12'000 Juden fielen in den Kämpfen gegen die SS, weitere 7'000 wurden mit Nebelkerzen vergast, die Verbliebenen wurden zur Vergasung

in das Vernichtungslager Treblinka geschickt.

Nach der Eroberung wurde das Getto dem Erdboden gleich gemacht.

Über die planmässige Zerschlagung des Aufstandes schrieb SS-Führer Jürgen Stroop einen Bericht, den er nach Abschluss der «Aktion» Himmler überreichte. Dieses Dokument, das heute noch zugänglich ist, kennzeichnet wiederum die brutale Menschenverachtung der Hitlerischen «Herrenmenschen».

A b s c h r i f t !
F e r n s c h r e i b e n

Absender: Der W- und Polizeiführer im Distrikt Warschau

Warschau, den 8. Mai 1943

Az.: I ab St/Gr - 16 07 - Tpt.Nr. 624743 geh.
Betr.: Ghetto-Großaktion

An den

Höheren W- und Polizeiführer Ost
W-Obergruppenführer und General der Polizei Krüger
o.V.i.A.

K r a k a u

Verlauf der Aktion am 8.5.43, 10.00 Uhr:

Das gesamte Gebiet des ehem. jüdischen Ghettos wurde heute von Durchkammungsstoßtruppen nach vorhandenen Bunkern und Juden durchsucht. Wie schon vor einigen Tagen gemeldet, halten sich z.Zt. noch das Unternehmenseigentum, die Banditen und Terroristen in Bunkern auf, in denen durch die Brände die Hitze unerträglich geworden ist. Diese Kreaturen wissen nun genau, daß es nur eines gibt, entweder sich verborgen zu halten, solange es geht oder an die Erdoberfläche zu kommen, dabei aber den Versuch zu machen, möglichst die sie bedrohenden Männer der Waffen-W, der Polizei und der Wehrmacht zu verwunden bzw. umzulegen.

Die im gestrigen FS gemeldete Auffindung der Lager des Bunkers der sog. engeren "Parteileitung" wurde am heutigen Tage wieder verfolgt. Es ist gelungen, den Bunker der Parteileitung zu öffnen und etwa 60 Banditen, die schwer bewaffnet waren, zu packen. Es gelang, den stellv. Leiter der jüdischen militärischen Organisation "ZMZ" und seinen sog. Stabschef zu fangen und zu liquidieren. In diesem Bunker waren etwa 200 Juden untergebracht, 60 davon wurden erfaßt, 140 durch große Einwirkung von Nebelkerzen und durch Anlegung großer Sprengladungen an verschiedenen Stellen vernichtet. Durch die Nebelkerzen waren bereits ungezählte Tote von den hervorgebrachten Juden gemeldet. Wenn der Kampf gegen die Juden und Banditen in den ersten 6 Tagen schwer war, so muß festgestellt werden, daß nunmehr die Juden und Jüdinnen erfaßt werden, die die Träger des Kampfes dieser Tage waren. Es wird kein Bunker mehr geöffnet, ohne daß von den darin sich befindenden Juden mit den ihnen zur Verfügung stehenden Waffen, IKG., Pistolen und Handgranaten Widerstand geleistet wird. Heute wurden wiederum eine ganze Anzahl Jüdinnen erfaßt, die in ihren Schlüpfern entscherte und geladene Pistolen trugen.

Nach gemachten Aussagen sollen sich noch etwa 3 - 4000 Juden in den unterirdischen Löchern, Kanälen und Bunkern aufhalten. Der Unterzeichnete ist entschlossen, die Großaktion nicht eher zu be-

enden, bis auch der letzte Jude vernichtet ist.

Insgesamt wurden heute aus Bunkern 1 091 Juden erfasst, im Feuerkampf wurden etwa 280 Juden erschossen, ungezählte Juden in den 43 gesprengten Bunkern vernichtet. Die Gesamtzahl der erfaßten Juden erhöht sich auf 49 712. Die noch nicht durch Feuer vernichteten Gebäude wurden heute angezündet und dabei festgestellt, daß sich immer noch vereinselte Juden irgendwie im Mauerwerk oder in den Treppenhäusern versteckt halten.

Eigene Kräfte:

<u>Einsatzkräfte:</u>	Deutsche Polizei	4/101
	TN	1/6
	Sipo	2/14
	Pioniere (WH)	3/69
	Waffen-W	13/527

<u>Absperrkräfte:</u>	<u>bei Tag</u>	<u>bei t</u>
Deutsche Polizei	1/87	1
Waffen-W	-	1/
Trawniki	160	-
poln. Polizei	1/160	1/160

Eigene Verluste: 2 Waffen-W tot
2 Waffen-W verwundet
1 Pionier verwundet

Ein am 7.5.43 verwundeter Angehöriger der Orpo ist heute seinen Verletzungen erlegen.

Erbeutet wurden etwa 15 - 20 Pistolen versch. Kalibers, größere Bestände an Pistolen und Gewehrmunition, außerdem eine Anzahl von in den ehem. Rüstungsbetrieben selbstgefertigten Handgranaten.

Ende der Aktion: 21.30 Uhr, Fortsetzung am 9.5.43, um 10.00 Uhr.

F.d.R.:

Der W- und Polizeiführer
im Distrikt Warschau

gez. Stroop

W-Brigadeführer
u. Generalmajor der Polizei.

[Handwritten signature]
W-Sturmabteilerführer.



Jüdische Kinder im Warschauer Getto. 1943. (Beobachter tippen eher auf ein Wüstengebiet)

Am 19. Juni erklärte Goebbels voller Stolz die Stadt Berlin für «judenfrei». Sein Soll als NS-Gauleiter von Berlin war damit erfüllt.

Auf einer Tagung der SS-Gruppenführer in Posen erklärte Heinrich Himmler:

«Ein Grundsatz muss für den SS-Mann absolut gelten: ehrlich, anständig, treu und kameradschaftlich haben wir zu Angehörigen unseres eigenen Blutes zu sein und zu sonst niemandem. Wie es den Russen geht, wie es den Tschechen geht, ist mir total gleichgültig. Das, was in den Völkern an gutem Blut unserer Art vorhanden ist, werden wir uns holen, indem wir ihnen, wenn notwendig, die Kinder rauben und sie bei uns grossziehen. Ob die anderen Völker in Wohlstand leben oder ob sie verrecken vor Hunger, das interessiert mich nur soweit, als wir sie als Sklaven für unsere Kultur brauchen, anders interessiert mich das nicht. Ob bei dem Bau eines Panzergrabens 10'000 russische Weiber an Entkräftung Umfallen oder nicht, interessiert mich nur insoweit, als der Panzergraben für Deutschland fertig wird. Wir werden niemals roh und herzlos sein, wo es nicht sein muss: das ist klar. Wir Deutsche, die wir als einzige auf der Welt eine anständige Einstellung zum Tier haben, werden ja auch zu diesen Menschentieren eine anständige Einstellung einnehmen, denn es ist ein Verbrechen gegen unser eigenes Blut, uns um sie Sorge zu machen und ihnen Ideale zu bringen, damit unsere Söhne und Enkel es noch schwerer haben mit ihnen. Wenn mir einer kommt und sagt: «Ich kann mit den Kindern oder den Frauen den Panzergraben nicht bauen. Das ist unmenschlich, denn dann sterben die daran», – dann muss ich sagen: «Du bist ein Mörder an Deinem eigenen Blut, denn, wenn der Panzergraben nicht gebaut wird, dann sterben deutsche Soldaten, und das sind Söhne deutscher Mütter. Das ist unser Blut.» Das ist das, was ich dieser SS einimpfen möchte und – wie ich glaube – eingepflicht habe, als eines der heiligsten Gesetze der Zukunft: Unsere Sorge, unsere Pflicht, ist unser Volk und unser Blut. Dafür haben wir zu sorgen und zu denken, zu arbeiten und zu kämpfen, und für nichts anderes. Alles andere kann uns gleichgültig sein. Ich wünsche, dass die SS mit dieser Einstellung dem Problem aller fremden, nichtgermanischen Völker gegenübertritt, vor allem den Russen. Alles andere ist Seifenschaum.»

Einen Satz aus dieser Rede möchte ich besonders herausgreifen: «Wir Deutsche, die wir als einzige auf der Welt eine anständige Einstellung zum Tier haben, werden ja auch zu

diesen Menschentieren eine anständige Einstellung einnehmen.»

In den Vernichtungslagern wurden täglich Tausende von Menschen vergast, «Menschentiere» wie Himmler sagte.

Mag sein, dass andere Völker keine solche Einstellung zum Tier hatten, aber dafür vielleicht eine anständige Einstellung zum Menschen.

In den Kinos wurden immer mehr «Durchhaltefilme» gespielt, das heisst, solche Filme über die deutsche Geschichte, die zum Ausdruck brachten, dass die Deutschen immer gesiegt haben, selbst wenn es schon aussichtslos schien. Dafür war natürlich die Person Friedrichs II., genannt Friedrich der Grosse, sehr geeignet. Goebbels gab viele solcher Filme in Auftrag. Veit Harlan, der Regisseur des Dritten Reiches war dafür der richtige Mann, er hatte auch den Film «Jud Süß» gedreht.

«Hiermit beauftrage ich Sie, einen Grossfilm «Kolberg» herzustellen. Aufgabe dieses Films soll es sein, am Beispiel der Stadt, die dem Film den Titel gibt, zu zeigen, dass ein in Heimat und Front geeintes Volk jeden Gegner überwindet. Ich ermächtige Sie, alle Dienststellen von Wehrmacht, Staat und Partei, soweit erforderlich, um ihre Hilfe und Unterstützung zu bitten und sich dabei darauf zu berufen, dass der hiermit von mir angeordnete Film im Dienste unserer geistigen Kriegführung steht.»

Am 25. Juli wurde der italienische Führer Mussolini gestürzt, das war zugleich auch das Ende des faschistischen Regimes in Italien. Mussolini wurde auf die Bergfestung Gran Sasso D'Italia gebracht, wo er am 12.9. von deutschen Fallschirmjägern unter dem Befehl von Otto Skorzeny herausgeholt wurde. Am gleichen Tag noch wurde er in Hitlers Hauptquartier nach Rastenburg in Ostpreussen geflogen.

Ich kann mich noch gut an die Bilder in den Wochenschauen erinnern, an die strahlenden Gesichter der Fallschirmjäger, deren Einsatz zur Befreiung Mussolinis als eine der grössten Heldentaten gefeiert wurde. Skorzeny wurde der deutschen Jugend als Vorbild hingestellt.

Das Kinopublikum war gerührt: Seht, der Führer lässt seine Freunde nicht im Stich.

Meine Mutter, die mit mir im Kino war, sagte auf dem Nach-

hauseweg: «Hitler wird genauso gestürzt werden. Aber hoffentlich befreit ihn dann keiner mehr!»

In meiner Heimat, im Fichtelgebirge, fielen keine Bomben, es gab kein Militär, hier war scheinbar die Welt noch in Ordnung. Wir feierten Feste mit Freunden und Mädchen, aber für die Mädchen waren wir nur dumme Jungen, weil wir keine Uniform trugen.

Mancher Schulkamerad, der das Glück hatte, bis zum Not-Abitur zu kommen, trauerte, weil er noch nicht in Uniform herumlaufen konnte. Es gab sogar Mädchen, die uns ganz offen als Feiglinge beschimpften, weil wir noch in der Heimat saßen.

Meine Mutter tröstete mich: «Mach dir nichts draus, von dummen Gänsen verspottet zu werden, ist immer noch besser als totgeschossen zu werden. Denk dran. Und vergiss nicht: Heul mit den Wölfen, aber nicht zu laut, das fällt auf. Jetzt heisst es einfach nur überleben.»

Die Alliierten landeten auf Sizilien. Der Sprung auf den europäischen Kontinent war geglückt.

In den deutschen Nachrichten hörte sich eine so weitreichende Unternehmung wie die einer Invasion eigentlich nur wie ein Betriebsunfall an, den man schleunigst bereinigen werde. Aber meine Mutter wusste es besser, da sie immer noch jeden Abend Radio London hörte.

Der Mann, der einmal erklärt hatte, dass nur wir Deutschen ein anständiges Verhältnis zum Tier entwickelt hätten, Heinrich Himmler, wurde am 24. August Reichsinnenminister und damit mächtigster Mann nach Hitler im deutschen Reich. Seinem Rassenwahn waren keine Grenzen mehr gesetzt, die Vernichtungsmaschinerie lief auf Hochtouren, die Vergasungen fanden rund um die Uhr statt, die Öfen konnten die vielen Leichen nicht mehr verbrennen, und man warf sie einfach, wie in Treblinka, in grosse Gruben.

Augenzeugenberichte über Judenmassaker

a) In Rowno

Ich Hermann Friedrich Gräbe, erkläre unter Eid:

Von September 1941 bis Januar 1944 war ich Geschäftsführer und leitender Ingenieur einer Zweigstelle der Baufirma

Josef Jung, Solingen, mit Sitz in Sdolbunow, Ukraine. Als solcher hatte ich die Baustellen der Firma zu besuchen. Die Firma unterhielt u.a. eine Baustelle in Rowno, Ukraine.

In der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1942 wurden in Rowno alle Insassen des Ghettos, in dem sich noch ungefähr 5'000 Juden befanden, liquidiert.

Den Umstand, wie ich Zeuge der Auflösung des Ghettos wurde, die Durchführung der Aktion während der Nacht und am Morgen, schildere ich wie folgt: ...

Kurz nach 22.00 Uhr wurde das Ghetto durch ein grosses SS-Aufgebot und einer etwa dreifachen Anzahl ukrainischer Miliz umstellt und daraufhin die im und um das Ghetto errichteten elektrischen Bogenlampen eingeschaltet. SS- und Miliztrupps von je 4 bis 6 Personen drangen nun in die Häuser ein oder versuchten einzudringen. Wo die Türen und Fenster verschlossen waren und die Hauseinwohner auf Rufen und Klopfen nicht öffneten, schlugen die SS- oder Milizleute die Fenstqr ein, brachen die Türen mit Balken und Brecheisen auf und drangen in die Wohnungen ein. Wie die Bewohner gingen und standen, ob sie bekleidet waren oder zu Bett lagen, so wurden sie auf die Strasse getrieben. Da sich die Juden in den meisten Fällen weigerten und wehrten, aus den Wohnungen zu gehen, legten die SS- und Milizleute Gewalt an. Mit Peitschenschlägen, Fusstritten und Kolbenschlägen erreichten sie schliesslich, dass die Wohnungen geräumt wurden. Das Austreiben aus den Häusern ging in einer derartigen Hast vor sich, dass die kleinen Kinder, die im Bett lagen, in einigen Fällen zurückgelassen wurden. Auf der Strasse jammerten und schrien die Frauen nach ihren Kindern, Kinder nach ihren Eltern. Das hinderte die SS nicht, die Menschen nun im Laufschrift unter Schlägen über die Strassen zu jagen, bis sie zu dem bereitstehenden Güterzug gelangten. Waggon auf Waggon füllte sich, unaufhörlich ertönte das Geschrei der Frauen und Kinder, das Klatschen der Peitschen und die Gewehrschüsse. Da sich einzelne Familien oder Gruppen in besonders guten Häusern verbarrikadiert hatten und auch die Türen mittels Brecheisen und Balken nicht aufzubringen waren, sprengte man diese mit Handgranaten auf. Da das Ghetto dicht an dem Bahnkörper von Rowno lag, versuchten junge Leute über die Schienenstränge und durch einen kleinen Fluss aus dem Bereich des Ghettos zu entkommen. Da dieses Gelände ausserhalb der elektrischen Beleuchtung lag, erhellte man dieses durch Leuchtraketen. Während der ganzen Nacht zogen über die erleuchteten Strassen die geprügelten, gejagten und verwundeten Menschen. Frauen trugen in

ihren Armen tote Kinder, Kinder schlepten und schleiften an Armen und Beinen ihre toten Eltern über die Strassen zum Zuge. Immer wieder hallten durch das Ghettoviertel die Rufe «Aufmachen! Aufmachen!»

Ich entfernte mich gegen 6 Uhr früh für einen Augenblick und liess Einsporn und einige andere deutsche Arbeiter, die inzwischen zurückgekommen waren, zurück. Da nach meiner Ansicht die grösste Gefahr vorbei war, glaubte ich, dieses wagen zu können. Kurz nach meinem Weggang drangen ukrainische Milizleute in das Haus Bahnhofstrasse 5 ein und holten 7 Juden heraus und brachten sie zu einem Sammelplatz innerhalb des Ghettos. Bei meiner Rückkehr konnte ich ein weiteres Herausholen von Juden aus diesem Hause verhindern. Um die 7 Leute zu retten, ging ich zum Sammelplatz. Auf den Strassen, die ich passieren musste, sah ich Dutzende von Leichen jeden Alters und beiderlei Geschlechts. Die Türen der Häuser standen offen, Fenster waren eingeschlagen. In den Strassen lagen einzelne Kleidungsstücke, Schuhe, Strümpfe, Jacken, Mützen, Hüte, Mäntel usw. An einer Hausecke lag ein kleines Kind von weniger als einem Jahr mit zertrümmertem Schädel. Blut und Gehirnmasse klebte an der Hauswand und bedeckte die nähere Umgebung des Kindes. Das Kind hatte nur ein Hemdchen an . . .

b) Bei Dubno

. . . [5. Oktober 1942] Die von den Lastwagen abgestiegenen Menschen, Männer, Frauen und Kinder jeden Alters, mussten sich auf Aufforderung eines SS-Mannes, der in der Hand eine Reit- oder Hundepeitsche hielt, ausziehen und ihre Kleider nach Schuhen, Ober- und Unterkleidern getrennt an bestimmten Stellen ablegen. Ich sah einen Schuhhaufen von schätzungsweise 800 bis 1'000 Paar Schuhen, grosse Stapel mit Wäsche und Kleidern. Ohne Geschrei oder Weinen zogen sich diese Menschen aus, standen in Familiengruppen beisammen, küssten und verabschiedeten sich und warteten auf den Wink eines anderen SS-Mannes, der an der Grube stand und ebenfalls eine Peitsche in der Hand hielt. Ich habe während einer Viertelstunde, als ich bei den Gruben stand, keine Klagen oder Bitten um Schonung gehört. Ich beobachtete eine Familie von etwa acht Personen, einen Mann und eine Frau, beide von ungefähr 50 Jahren, mit deren Kindern, so ungefähr 1-, 8- und 10jährig, sowie zwei erwachsene Töchter von 20 bis 24 Jahren. Eine alte Frau mit schneeweißem Haar hielt das einjährige Kind auf dem Arm und sang ihm

etwas vor und kitzelte es. Das Kind quietschte vor Vergnügen. Das Ehepaar schaute mit Tränen in den Augen zu. Der Vater hielt an der Hand einen Jungen von etwa 10 Jahren, sprach leise auf ihn ein. Der Junge kämpfte mit den Tränen. Der Vater zeigte mit dem Finger zum Himmel, streichelte ihn über den Kopf und schien ihm etwas zu erklären. Da rief schon der SS-Mann an der Grube seinem Kameraden etwas zu. Dieser teilte ungefähr 20 Personen ab und wies sie an, hinter den Erdhügel zu gehen. Die Familie, von der ich hier sprach, war dabei. Ich entsinne mich noch genau, wie ein Mädchen, schwarzhaarig und schlank, als sie nahe an mir vorbeiging, mit der Hand an sich herunterzeigte und sagte: «23 Jahre!» Ich ging um den Erdhügel herum und stand vor dem riesigen Grab. Dicht aneinandergedrängt lagen die Menschen so aufeinander, dass nur die Köpfe zu sehen waren. Von fast allen Köpfen rann Blut über die Schultern. Ein Teil der Erschossenen bewegte sich noch. Einige hoben ihre Arme und drehten den Kopf, um zu zeigen, dass sie noch lebten. Die Grube war bereits dreiviertel voll. Nach meiner Schätzung lagen darin bereits ungefähr 1'000 Menschen. Ich schaute mich nach dem Schützen um. Dieser, ein SS-Mann, sass am Rand der Schmalseite der Grube auf dem Erdboden, liess die Beine in die Grube herabhängen, hatte auf seinen Knien eine Maschinenpistole liegen und rauchte eine Zigarette. Die vollständig nackten Menschen gingen an einer Treppe, die in die Lehmwand der Grube gegraben war, hinab, rutschten über die Köpfe der Liegenden hinweg bis zu der Stelle, die der SS-Mann anwies. Sie legten sich vor die toten oder angeschossenen Menschen, einige streichelten die noch lebenden und sprachen leise auf sie ein. Dann hörte ich eine Reihe Schüsse. Ich schaute in die Grube und sah, wie die Körper zuckten oder die Köpfe schon still auf den vor ihnen liegenden Körpern lagen. Von den Nacken rann Blut. Ich wunderte mich, dass ich nicht fortgewiesen wurde, aber ich sah, wie auch zwei oder drei Postbeamte in Uniform in der Nähe standen. Schon kam die nächste Gruppe heran, stieg in die Grube hinab, reihte sich an die vorherigen Opfer an und wurde erschossen. Als ich um den Erdhügel zurückging, bemerkte ich wieder einen soeben angekommenen Transport von Menschen. Diesmal waren Kranke und Gebrechliche dabei. Eine alte, sehr magere Frau mit fürchterlich dünnen Beinen wurde von einigen anderen, schon nackten Menschen ausgezogen, während zwei Personen sie stützten. Die Frau war anscheinend gelähmt. Die nackten Menschen trugen die Frau um den Erdhügel herum. Ich entfernte mich mit Moennikes und fuhr

mit dem Auto nach Dubno zurück.

Am Morgen des nächsten Tages, als ich wiederum die Baustelle besuchte, sah ich etwa 30 nackte Menschen in der Nähe der Grube, 30 bis 50 Meter von dieser entfernt, liegen. Einige lebten noch, sahen mit stierem Blick vor sich hin und schienen weder die Morgenkälte noch die darumstehenden Arbeiter meiner Firma zu beachten. Ein Mädchen von etwa 20 Jahren sprach mich an und bat um Kleider und um Hilfe zur Flucht. – Da vernahmen wir auch schon das Herannahen eines schnellfahrenden Autos, und ich bemerkte, dass es ein SS-Kommando war. Ich entfernte mich zu meiner Baustelle. Zehn Minuten später hörten wir einige Schüsse aus der Nähe der Grube. Man hatte die Leichen durch die noch lebenden Juden in die Grube werfen lassen, sie selbst mussten sich daraufhin in diese legen, um den Genickschuss zu erhalten.

Ich mache die vorstehenden Angaben in Wiesbaden, Deutschland, am 10. November 1945. Ich schwöre bei Gott, dass dies die reine Wahrheit ist.

Fried Gräbe

Augenzeugenberichte über Massenvergasungen

a) Aus dem Gerstein-Bericht

. . . Am anderen Tage fuhren wir nach Belcec. Ein kleiner Spezialbahnhof war zu diesem Zweck an einem Hügel hart nördlich der Chaussee Lublin-Lemberg im linken Winkel der Demarkationslinie geschaffen worden. Südlich der Chaussee einige Häuser mit der Inschrift «Sonderkommando Belcec der Waffen-SS». Da der eigentliche Chef der gesamten Tötungsanlagen, der Polizeihauptmann Wirth, noch nicht da war, stellte Globocnek mich dem SS-Hauptsturmführer Obermeyer (aus Pirmasens) vor. Dieser liess mich an jenem Nachmittag nur das sehen, was er mir eben zeigen musste. Ich sah an diesem Tage keine Toten, nur der Geruch der ganzen Gegend im heissen August war pestilenzartig, und Millionen von Fliegen waren überall zugegen. – Dicht bei dem kleinen zweigleisigen Bahnhof war eine grosse Baracke, die sogenannte Garderobe, mit einem grossen Wertsachenschalter. Dann folgte ein Zimmer mit etwa 100 Stühlen, der Friseurraum. Dann eine kleine Allee im Freien unter Birken, rechts und links von doppeltem Stacheldraht umsäumt, mit Inschriften: Zu den Inhalier- und Baderäumen! – Vor uns eine Art Badehaus mit Geranien, dann ein Treppchen, und dann

rechts und links je drei Räume 5 mal 5 Meter, 1,90 Meter hoch, mit Holztüren wie Garagen. An der Rückwand, in der Dunkelheit nicht recht sichtbar, grosse hölzerne Rampentüren. Auf dem Dach als «sinniger kleiner Scherz» der Davidsternü

– Vor dem Bauwerk eine Inschrift: Heckenholt-Stiftung!

– Mehr habe ich an jenem Nachmittag nicht sehen können. Am anderen Morgen um kurz vor sieben Uhr kündigt man mir an: In zehn Minuten kommt der erste Transport! Tatsächlich kam nach einigen Minuten der erste Zug von Lemberg aus an. 45 Waggons mit 6'700 Menschen, von denen 1'450 schon tot waren bei ihrer Ankunft. Hinter den vergitterten Luken schauten, entsetzlich bleich und ängstlich, Kinder durch, die Augen voll Todesangst, ferner Männer und Frauen. Der Zug fährt ein: 200 Ukrainer reissen die Türen auf und peitschen die Leute mit ihren Lederpeitschen aus den Waggons heraus. Ein grosser Lautsprecher gibt die weiteren Anweisungen: Sich ganz ausziehen, auch Prothesen, Brillen usw. Die Wertsachen am Schalter abgeben, ohne Bons oder Quittung. Die Schuhe sorgfältig zusammenbinden (wegen der Spinnstoffsammlung), denn in dem Haufen von reichlich 25 Meter Höhe hätte sonst niemand die zugehörigen Schuhe wieder zusammenfinden können. Dann die Frauen und Mädchen zum Friseur, der mit zwei, drei Scherenschlägen die ganzen Haare abschneidet und sie in Kartoffelsäcken verschwinden lässt. «Das ist für irgendwelche Spezialzwecke für die U-Boote bestimmt, für Dichtungen oder dergleichen!» sagt mir der SS-Unterscharführer, der dort Dienst tut. –

Dann setzt sich der Zug in Bewegung. Voran ein bildhübsches junges Mädchen, so gehen sie die Allee entlang, alle nackt, Männer, Frauen, Kinder, ohne Prothesen. Ich selbst stehe mit dem Hauptmann Wirth oben auf der Rampe zwischen den Kammern. Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust, sie kommen herauf, zögern, treten ein in die Todeskammern!

– An der Ecke steht ein starker SS-Mann, der mit pastoraler Stimme zu den Armen sagt: Es passiert Euch nicht das geringste! Ihr müsst nur in den Kammern tief Atem holen, das weitet die Lungen, diese Inhalation ist notwendig wegen der Krankheiten und Seuchen. Auf die Frage, was mit ihnen geschehen würde, antwortete er: Ja, natürlich, die Männer müssen arbeiten, Häuser und Chausseen bauen, aber die Frauen brauchen nicht zu arbeiten. Nur wenn sie wollen, können sie im Haushalt oder in der Küche mithelfen. – Für einige von diesen Armen ein kleiner Hoffnungsschimmer, der ausreicht, dass sie ohne Widerstand die paar Schritte zu den Kammern gehen – die Mehrzahl weiss Bescheid, der Geruch

kündet ihnen ihr Los! – So steigen sie die kleine Treppe herauf, und dann sehen sie alles. Mütter mit den Kindern an der Brust, kleine nackte Kinder, Erwachsene, Männer und Frauen, alle nackt – sie zögern, aber sie treten in die Todeskammern, von den anderen hinter ihnen vorgetrieben oder von den Lederpeitschen der SS. getrieben. Die Mehrzahl, ohne ein Wort zu sagen. Eine Jüdin von etwa 40 Jahren mit flammenden Augen ruft das Blut, das hier vergossen wird, über die Mörder. Sie erhält fünf oder sechs Schläge mit der Reitpeitsche ins Gesicht, vom Hauptmann Wirth persönlich, dann verschwindet auch sie in der Kammer. – Viele Menschen beten. Ich bete mit ihnen, ich drücke mich in eine Ecke und schreie laut zu meinem und ihrem Gott. Wie gern wäre ich mit ihnen in die Kammern gegangen, wie gern wäre ich ihren Tod mitgestorben. Sie hätten dann einen uniformierten SS-Offizier in ihren Kammern gefunden – die Sache wäre als Unglücksfall aufgefasst und behandelt worden und sang- und klanglos verschollen. Noch also darf ich nicht, ich muss noch zuvor künden, was ich hier erlebe! – Die Kammern füllen sich. Gut vollpacken – so hat es der Hauptmann Wirth befohlen. Die Menschen stehen einander auf den Füßen. 700 bis 800 auf 25 Quadratmetern, in 45 Kubikmetern! Die SS zwingt sie physisch zusammen, soweit es überhaupt geht. – Die Türen schliessen sich. Währenddessen warten die andern draussen im Freien, nackt. Man sagt mir: Auch im Winter genauso! Ja, aber die können sich ja den Tod holen! sage ich. – Ja, grad for das sinn se ja doh! – sagt mir ein SS-Mann darauf in seinem Platt. – Jetzt endlich verstehe ich auch, warum die ganze Einrichtung Heckenholt-Stiftung heisst. Heckenholt ist der Chauffeur des Dieselmotors, ein kleiner Techniker, gleichzeitig der Erbauer der Anlage. Mit den Dieselauspuffgasen sollen die Menschen zu Tode gebracht werden. Aber der Diesel funktioniert nicht! Der Hauptmann Wirth kommt. Man sieht, es ist ihm peinlich, dass das gerade heute passieren muss, wo ich hier bin. Jawohl, ich sehe alles! Und ich warte. Meine Stoppuhr hat alles brav registriert. 50 Minuten, 70 Minuten – der Diesel springt nicht an! Die Menschen warten in ihren Gaskammern. Vergeblich. Man hört sie weinen, schluchzen. . . . Der Hauptmann Wirth schlägt mit seiner Reitpeitsche dem Ukrainer, der dem Unterscharführer Heckenholt beim Diesel helfen soll, zwölf-, dreizehnmal ins Gesicht. Nach 2 Stunden 49 Minuten – die Stoppuhr hat alles wohl registriert – springt der Diesel an. Bis zu diesem Augenblick leben die Menschen in diesen vier Kammern, viermal 750 Menschen in viermal 45 Kubikmetern! – Von Neuem ver-

streichen 25 Minuten. Richtig, viele sind jetzt tot. Man sieht das durch das kleine Fensterchen, in dem das elektrische Licht die Kammern einen Augenblick beleuchtet. Nach 28 Minuten leben nur noch wenige. Endlich, nach 32 Minuten ist alles tot! –

Von der anderen Seite öffnen Männer vom Arbeitskommando die Holztür. Man hat ihnen – selbst Juden – die Freiheit versprochen und einen gewissen Promillesatz von allen gefundenen Werten für ihren schrecklichen Dienst. Wie Basaltsäulen stehen die Toten aufrecht aneinander gepresst in den Kammern. Es wäre auch kein Platz, hinzufallen oder auch nur sich vornüber zu neigen. Selbst im Tode noch kennt man die Familien. Sie drücken sich, im Tode verkrampft, noch die Hände, so dass man Mühe hat, sie auseinanderzureissen, um die Kammern für die nächste Charge freizumachen. Man wirft die Leichen, – nass von Schweiss und Urin, kotbeschmutzt, Menstruationsblut an den Beinen heraus. Kinderleichen fliegen durch die Luft. Man hat keine Zeit, die Reitpeitschen der Ukrainer sausen auf die Arbeitskommandos. Zwei Dutzend Zahnärzte öffnen mit Haken den Mund und sehen nach Gold. Gold links, ohne Gold rechts. Andere Zahnärzte brechen mit Zangen und Hämmern die Goldzähne und Kronen aus den Kiefern. –

Unter allen springt der Hauptmann Wirth herum. Er ist in seinem Element. – Einige Arbeiter kontrollieren Genitalien und After nach Gold, Brillanten und Wertsachen. Wirth ruft mich heran: Heben Sie mal diese Konservendbüchse mit Goldzähnen, das ist nur von gestern und vorgestern! In einer unglaublich gewöhnlichen und falschen Sprechweise sagte er zu mir: Sie glauben gar nicht, was wir jeden Tag finden an Gold und Brillanten – er sprach es mit zwei L – und Dollar. Aber schauen Sie selbst! Und nun führte er mich zu einem Juwelier, der alle diese Schätze zu verwalten hatte, und liess mich dies alles sehen. Man zeigte mir dann noch einen früheren Chef des Kaufhauses des Westens in Berlin und einen Geiger: Das ist ein Hauptmann von der alten Kaiserlich-Königlich österreichischen Armee, Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse, der jetzt Lagerältester beim jüdischen Arbeitskommando ist! – Die nackten Leichen wurden auf Holztragen nur wenige Meter weit in Gruben von 100 mal 20 mal 12 Meter geschleppt. Nach einigen Tagen gärten die Leichen hoch und fielen alsdann kurze Zeit später stark zusammen, so dass man eine neue Schicht auf dieselben draufwerfen konnte. Dann wurde zehn Zentimeter Sand darüber gestreut, so dass nur noch vereinzelt Köpfe und Arme herausragten. – Ich sah an

einer solchen Stelle Juden in den Gräbern auf den Leichen herumklettern und arbeiten. Man sagte mir, dass versehentlich die tot Angekommenen eines Transportes nicht entkleidet worden seien. Dies müsse natürlich wegen der Spinnstoffe und Wertsachen, die sie sonst mit ins Grab nähmen, nachgeholt werden. – Weder in Belzec noch in Treblinka hat man sich irgendeine Mühe gegeben, die Getöteten zu registrieren oder zu zählen. Die Zahlen waren nur Schätzungen nach dem Waggoninhalt... – Der Hauptmann Wirth bat mich, in Berlin keine Änderungen seiner Anlagen vorzuschlagen und alles so zu lassen, wie es wäre und sich bestens eingespield und bewährt habe . . .

Alle meine Angaben sind wörtlich wahr. Ich bin mir der ausserordentlichen Tragweite dieser meiner Aufzeichnungen vor Gott und der gesamten Menschheit voll bewusst und nehme es auf meinen Eid, dass nichts von allem, was ich registriert habe, erdichtet oder erfunden ist, sondern alles sich genauso verhält.

..

b) Die Gasautos

Die Menschen, die in den Gaskammern von Auschwitz umkamen, haben einen schnelleren Tod erlitten als diejenigen, die in den Gasautos von Minsk umgebracht wurden, denn die Leichen der Toten von Auschwitz waren ohne entstellende Merkmale. Der millionenfache Mörder des Todeslagers Auschwitz, Rudolf Höss, hat in seinem Prozess in Nürnberg ausgesagt, bei seinen Opfern sei der Tod nach acht Minuten eingetreten.

Und wie war es in Minsk?

Sobald ein neuer Transportzug eingelaufen war, konnten die Insassen ihn ruhig und ungestört verlassen. Zu ihrer grössten Verwunderung wurden sie weder angeschrien noch gehetzt. Dann wurden sie mit Lastkraftwagen zu einer etwa vierzehn Kilometer entfernten Wiese gefahren, wo verhältnismässig gut aussehende «Wohnwagen» bereitstanden.

Sobald alle Transportteilnehmer versammelt waren, hielt ein SS-Offizier eine Ansprache, die etwa folgenden Wortlaut hatte: «Ihr seid hierher gebracht worden, weil wir zu Euch mehr Vertrauen haben als zu den Russen. Ihr werdet auf unsere SS-Güter gefahren, um dort zu arbeiten. Ihr verbleibt dort bis zum Kriegsende, dann werden wir weitersehen. Ihr könnt unbesorgt sein, es geschieht Euch nichts. Ihr habt nichts zu befürchten. Sind Spezialarbeiter unter Euch, insbesondere

Radiotechniker? – die benötigen wir hier.»

Dann wurden junge, kräftig aussehende Männer herausgesucht und beiseitegestellt – insgesamt vierzig Männer von tausend Männern, Frauen und Kindern, vierzig von tausend! Die übrigen mussten die als Wohnwagen getarnten Lastwagen besteigen. Von weitem sahen diese Wagen wirklich wie Wohnwagen aus. Sie hatten aufgemalte Fenster, Gardinen, Fensterläden sowie einen Schornstein. Als ich diesen Schornstein zum ersten Male sah, fiel mir auf, dass er neu lackiert war und im Gegensatz zu dem Wagen keine Gebrauchsmerkmale aufwies. Und dann lernte ich die grausige Wirklichkeit kennen.

Wenn der Wagen so voller Menschen war, dass niemand mehr hineinging, wurden die eisernen Türen zugeschlagen, und dann, ja dann wurde der Motor angelassen, und das Auspuffrohr brachte das tödliche Gas in das Innere des Wagens.

Da die Chauffeure, um schneller mit ihrer grausigen Arbeit fertig zu werden, den Motor auf höchsten Touren laufen liessen – vielleicht wollten sie auch nicht das Schreien der Unglücklichen hören – drang weniger Gas in das Wageninnere als vorgesehen war, so dass die Menschen in den Wagen nicht vergast wurden, sondern erstickten. Ihr Todeskampf muss furchtbar gewesen sein, denn die Leichen wiesen ausnahmslos Spuren von Blut auf, das ihnen aus Augen, Ohren, Nase und Mund gedrungen war.

Ich habe lange Zeit nicht verstanden, warum der SS-Offizier vorher solch eine beruhigende Ansprache an die Todeskandidaten richtete. Das Geheimnis wurde mir erst offenbar, als ich aus einer Meldung des SS-Arztes, SS-Untersturmführer Becker, entnahm, dass eine Beunruhigung der Schlachtopfer «tunlichst zu vermeiden sei», damit der Tod schneller eintreten könne. Also nicht aus Mitgefühl hielt man die Ansprache, sondern um den Tod schneller herbeizuführen – um schnellere Arbeit leisten zu können . . .

Auch in «normalen» Konzentrationslagern, wie etwa in Buchenwald oder Dachau, die nicht als Vernichtungslager, sondern als Arbeitslager bezeichnet wurden, brannten die Öfen Tag und Nacht.

In den Konzentrationslagern wurde nicht nur menschliches Leben vernichtet. Die dort eingesperrten Häftlinge wurden in SS-eigenen Betrieben auf das unmenschlichste ausgebeutet. Fast alle Betriebe des SS-Konzerns «Deutsche Wirtschaftsbetriebe» waren an Konzentrationslager angeschlossen, in de-

nen die Häftlinge zur Sklavenarbeit gezwungen wurden. Die unvorstellbare Brutalität der SS wird in folgender «Rentabilitätsrechnung» deutlich, die von zynischen Bürokraten für lebende und tote Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen aufgestellt wurde.

Täglicher Verleihlohn eines Häftlings		
durchschnittlich		
abzüglich Ernährung	-,60 RM	6,- RM
abzüglich Bekleidungs-		
Amortisation	-,10 RM	
durchschnittliche Lebensdauer		-70 RM
9 Monate = 270 x 5,30 RM =		1431,- RM

Die Einnahmen, die eine Häftlingsleiche ihnen brachte, wurden in schamloser Weise so aufgerechnet:

1. Zahngold	
2. Kleidung	
3. Wertsachen	
4. Geld	
abzüglich Verbrennungskosten	2,- RM
durchschnittlicher Nettogewinn	200,- RM
Gesamtgewinn nach 9 Monaten	1631,- RM
zuzüglich ein weiterer Erlös aus den Knochen und der Aschenverwertung	

Wohl wussten die Menschen in meiner Umgebung, dass es Konzentrationslager gab, aber was dort wirklich geschah, und von den Vernichtungslagern wussten sie mit Bestimmtheit nichts. Diese befanden sich ja auch weit weg in Polen, in Gebieten, zu denen nur «Auserwählte» Zutritt hatten.

In diesem Jahr kehrte ein früherer Lehrer von mir nach Hause zurück. Obwohl er an Krücken ging, weil er sein rechtes Bein verloren hatte, hinkte er dennoch stolz in seiner Uniform durch die Stadt.

Einmal kam er mir auf der Hauptstrasse entgegen, als ich vom Büro nach Hause kam. Er sah mich erstaunt an, ungläubig, hob den Arm zum Hitlergruss und sagte laut: «Heil Hitler!»

Ich erwiderte: «Grüss Gott, Herr Lehrer.»

«Nanu, **von der Grün**, immer noch Drückeberger in der Heimat?»

«Immer noch», sagte ich, «aber nicht weil ich ein Drückeber-

ger bin, sondern weil ich erst 17 Jahre alt bin.»

Und dann sagte er etwas, worüber meine Mutter, der ich diese Begegnung erzählte, in schallendes Gelächter ausbrach: «Denk dran, **von der Grün**, jeder Tag ist ein Verlust für dich, an dem du nicht für den Führer kämpfen darfst!»

Mein Gott, und solche Menschen hatten uns einmal unterrichtet! Ja, es gab Menschen, denen hatte man beide Beine abgeschossen und dennoch hatten sie nichts begriffen. Es gibt heute noch Menschen in der Bundesrepublik, die nicht begreifen wollen, und die alles leugnen, was geschehen ist, sogar die Konzentrationslager und die Massenvernichtung von Millionen Menschen. Für sie sind das immer noch, wie Goebbels sagte, «Greuelmärchen». Wie diese Menschen es wagen können, zahllose Dokumente einfach vom Tisch zu wischen, bleibt ein Rätsel.

Der König von Italien, der nach dem Sturz Mussolinis den Befehl über die italienischen Truppen übernommen und eine neue Regierung gebildet hatte, erklärte Deutschland den Krieg. Das war am 13. Oktober, genau an dem Tag, an dem ich zum Reichsarbeitsdienst eingezogen wurde; inzwischen war ich siebzehneinhalb Jahre alt. Wenige Tage vorher hatte ich, obwohl meine drei Jahre noch nicht abgelaufen waren, meine Kaufmannsgehilfenprüfung abgelegt.

Wer fragte damals schon nach Einhaltung der gesetzlich vorgeschriebenen Ausbildungszeit. Soldaten waren wichtiger.

Ich musste nach Niederbayern, und meine Mutter begleitete mich zum Bahnhof. Sie weinte nicht, sie war ganz ruhig. Sie sprach auch nicht, und das wiederum war kein gutes Zeichen. Als ich in den Zug nach Straubing stieg, mit einem kleinen Koffer, in dem meine wenigen Habseligkeiten waren, umarmte sie mich. Ich erschrak, denn Zärtlichkeiten, noch dazu in der Öffentlichkeit, hatte es bei uns nie gegeben. Man zeigte seine Gefühle nicht, das war etwas für Schauspieler im Kino.

Sie flüsterte mir ins Ohr: «Mach deine Sache gut, so, wie ich es dir immer gepredigt habe. Sieh zu, dass du nicht auffällst. Dräng dich zu nichts.»

Beim Arbeitsdienst, keiner war älter als achtzehn Jahre, lernten wir marschieren und mit dem Spaten salutieren. Der Spaten war das Gewehr des Arbeitsmannes. Wir marschierten

fröhlich singend durch die niederbayrische Landschaft, und halfen den Bauern auf den Feldern, soweit das zu dieser Jahreszeit noch notwendig war. Wir hoben Gräben für Luftschutzunterstände aus und durften Krieg spielen und vor Vorgesetzten stramm stehen, die uns jeden Tag «klägliche Pfeifen» nannten. Wir lernten «Disziplin», der im Militärjargon einfach Drill hiess.

Doch trotz der Warnung meiner Mutter fiel ich auf, und zwar durch meine sportlichen Leistungen, und bei Kameradschaftsabenden mit meinen Geschichts- und Literaturkenntnissen. Diese passten nicht in das Bild unserer Arbeitsdienstführer. Eines Tages, nach dem Abendappell nahm mich ein Arbeitsdienstführer beiseite und sagte mir, er sei aufgefordert, Leute zu nennen, die Lust hätten, sich freiwillig für die Fallschirmjägertruppe zu melden. Er wolle mich vorschlagen.

Mich freiwillig zu einer militärischen Einheit zu melden, das war nun das letzte, das ich wollte. Ich bat mir Bedenkzeit aus, denn für das kommende Wochenende hatte sich meine Mutter nach sieben Wochen erstmals zu Besuch angesagt.

Sie brachte einen Koffer voller Lebensmittel mit. Eier, Schinken, Kuchen und Leckereien, die damals auf ehrlichem Weg nicht mehr zu haben waren. Weil sie nicht ins Lager durfte, genehmigte man mir einen Tag Urlaub und wir trafen uns in einem Wirtshaus.

Ich erzählte ihr sogleich, während ich wie ein Verhungernder alles in mich hineinstopfte, was der Arbeitsdienstführer mir vorgeschlagen hatte. Aber sie war darüber weder empört noch misstrauisch. Sie lächelte nur, und dann sagte sie etwas, das mich so überraschte, dass ich aufhörte zu essen:

«Du hast Glück gehabt. Melde dich freiwillig. Du kommst dann zu einer Spezialeinheit, und dort wird man länger ausgebildet. Wenn du dann bei diesem Haufen bist, melde dich für jeden Sonderkursus, der dir angeboten wird. Du bist doch nicht dumm, du hast doch was im Kopf. Aber dräng dich nicht dazu, das fällt auf und man erreicht oft nur das Gegenteil. Solange du ausgebildet wirst, solange brauchst du nicht zu schiessen, und andere schiessen nicht auf dich. Der Krieg dauert nicht mehr lange, die Amerikaner marschieren jetzt schon schneller.»

Das leuchtete mir ein. Ich habe diesen Rat beherzigt, bis der Krieg zu Ende war.

1944

Je schneller das «Tausendjährige Reich» zerfiel, desto brutaler wurde der Terror im Reich und in den besetzten Ländern.

Von April bis Juni überrollte eine neue Verhaftungswelle Europa, 176'670 Personen wurden verhaftet oder verschleppt, davon mehr als 20'000 Deutsche. Am schlimmsten traf es die Balkanländer, wo alle Juden aufgegriffen und in die Vernichtungslager nach Polen transportiert wurden.

Ein Blutausch hatte die Nazis erfasst, so, als ob das Morden und das Abschlachten von wehrlosen Menschen den Zerfall des Reiches hätte aufhalten können.

Am 6. Juni landeten die Alliierten in Nordfrankreich. Die grösste militärische Invasion der Kriegsgeschichte hatte begonnen. Der von Goebbels so grosssprecherisch gespriesene «Atlantikwall» brach schon wenige Stunden nach der Landung der Amerikaner und Engländer auseinander. Die deutschen Verluste betragen, einschliesslich der Verwundeten, Verletzten und in Gefangenschaft geratenen 400'000 Mann. Es war nur logisch, dass jetzt die Partisanentätigkeit zunahm. In Russland, wie auch in Jugoslawien unter Marschall Tito waren die Partisanen schon reguläre militärische Verbände geworden. Dort, wie auch in Frankreich, fühlten sich die deutschen Truppen hinter der Front nicht mehr sicher.

Immer härtere Massnahmen wurden sowohl von der deutschen Armee als auch von der SS gegen Partisanen angewendet. Generalfeldmarschall Hugo Sperrle, Oberbefehlshaber West gab folgenden Befehl heraus:

[...]

2.) Hierzu befehle ich:

A. Jeder Soldat, der sich ohne Schusswaffe ausserhalb seiner militärisch gesicherten Unterkunft bewegt, ist ohne Rücksicht auf irgendwelche mildernden Umstände zu bestrafen. Wer keine Pistole hat, trägt Gewehr oder Karabiner. Wer beides nicht hat, trägt Maschinenpistole.

B. Wird eine Truppe in irgendeiner Form überfallen, sei es auf dem Marsch, in einer Unterkunft oder ähnliches, so ist der Führer verpflichtet, sofort von sich aus selbständige Gegenmassnahmen zu treffen.

Dazu gehören:

a) Es wird sofort geschossen!

Wenn dabei Unschuldige mitgetroffen werden, so ist das bedauerlich, aber ausschliesslich Schuld der Terroristen.

b) Sofortige Absperrung der Umgebung des Tatortes und Festsetzung sämtlicher in der Nähe befindlicher Zivilisten ohne Unterschied des Standes und der Person.

c) Sofortiges Niederbrennen der Häuser, aus denen geschossen worden ist.

Erst nach diesen oder ähnlichen Sofortmassnahmen kommt die Meldung an die Dienststellen des Militärbefehlshabers und des SD, die die Weiterverfolgung in gleich scharfer Weise fortzusetzen haben [...]

Bei der Beurteilung des Eingreifens tatkräftiger Truppenführer ist die Entschlossenheit und Schnelligkeit ihres Handelns unter allen Umständen an die erste Stelle zu setzen. Schwer bestraft werden muss nur der schlappe und unentschlossene Truppenführer, weil er dadurch die Sicherheit seiner unterstellten Truppe und den Respekt vor der deutschen Wehrmacht gefährdet. Zu scharfe Massnahmen können angesichts der derzeitigen Lage kein Grund zur Bestrafung sein. [. .]

Den Rat meiner Mutter hatte ich beherzigt, ich meldete mich freiwillig zu den Fallschirmjägern. Deswegen wurde ich auch frühzeitig vom Arbeitsdienst entlassen, war dann drei Tage zu Hause und rückte, dem Gestellungsbefehl zufolge, in eine Kaserne nach Gardelegen bei Magdeburg ein.

Meine Ausbildung verlief nach Plan: Infanterieausbildung, Fallschirmspringerausbildung, und dann hätte ich eigentlich, wie meine Kameraden auch, schon bei einer Fronteinheit eingesetzt werden können. Doch da kam eines abends ein Hauptmann auf unsere Stube und fragte mich, wobei alle Zimmergenossen in Ehrfurcht erstarrten, ob ich Funker werden wolle. Ich weiss bis heute nicht, warum er ausgerechnet auf mich gekommen ist. Vielleicht weil ich der einzige war, der wie er klassische Musik hörte. Ich bestand den Test und eine Woche später begann meine Ausbildung.

Ich wurde von Gardelegen nach Köln-Ostheim verlegt. Während der Ausbildung zum Funker ergab sich, dass ich Talent zum Ver- und Entschlüsseln von Funksprüchen hatte. Gefunkt wurde ja nicht, wie es in der Fachsprache heisst, im Klartext, denn dann wusste der Gegner, der den Funkspruch abhörte, was auf der anderen Seite vorging. Also wurde

täglich ein Code ausgegeben, nach welchem der Klartext verschlüsselt werden musste. Empfangene Funksprüche mussten dann logischerweise wieder entschlüsselt werden, und das musste selbstverständlich schnell vor sich gehen, da nicht nur Minuten, sondern sogar Sekunden lebenswichtig waren. Diese Spezialausbildung brachte mir wieder einen Aufschub. In Köln habe ich dann jede Nacht feindliche Flugzeuge gehört, die in das Reich einflogen. Bei Bombenangriffen mussten wir Soldaten die Frauen und Kinder betreuen, und sie in Luftschutzbunker oder in notdürftig dafür hergerichtete Splittergräben bringen. Die Frauen waren oft zum Umfallen müde, denn tagsüber arbeiteten die meisten in den Rüstungsfabriken. Die Kinder schliefen auf unseren Armen weiter. Sie wussten oft nicht einmal, was um sie herum passierte.

Bevor die feindlichen Flugzeuge ihre Bomben abwarfen, fielen erst die «Christbäume». Das waren Leuchtkörper, gebündelte Leuchtkugeln, die die Nacht zum Tag machten, denn alle Städte waren seit Jahren so abgedunkelt, dass kaum ein Pilot bei Nacht ein Ziel hätte finden können.

Eines Nachts, als wir nach der Entwarnung aus dem Bunker wieder ins Freie traten, stand unser Barackenlager nicht mehr.

Wenig später wurden wir, etwa hundertzwanzig junge Männer, in einen Zug verladen und nach Südfrankreich transportiert. Am Rande der Stadt Angoulême wurde unsere Ausbildung fortgesetzt. Dort erhielt ich Einblick in eine andere Nazi-Wirklichkeit.

Zur Abschreckung wurde die gesamte Kompanie zu einer Kriegsgerichtsverhandlung geführt. Angeklagt war ein junger Mann, der etwa in meinem Alter war. Er hatte nach Hause geschrieben, dass die Verpflegung schlecht sei, die Vorgesetzten brutal und der Krieg sinnlos. Sein Brief war abgefangen und geöffnet worden. Jeder von uns hätte einen Brief solchen Inhalts schreiben können, denn es war schliesslich die Wahrheit.

Er wurde wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt. Ich dachte damals, alles sei nur inszeniert worden, um uns einzuschüchtern und nahm die Verhandlung nicht weiter ernst. Aber am nächsten Tag erzählte mir mein Zugführer, mit dem ich am Funkgerät zusammen Dienst tat, dass das Urteil noch an demselben Tag vollstreckt worden war.

hörte, warum hatte er nicht eine Mutter wie ich, die mir eingehämmert hatte: Schreibe immer Gutes. Wenn es dir gut geht, dann schreibe, es geht mir gut, wenn es dir schlecht geht, dann schreibe, es geht mir sehr gut.

Briefe in die Heimat wurden oft geöffnet und gelesen, um «Staatsfeinden» auf die Spur zu kommen oder auch nur deshalb, um sich über die Stimmung in der Truppe zu informieren.

Als meine Ausbildung abgeschlossen war, wurde ich mit meinen Kameraden in einen Viehwagen gesteckt und in die Bretagne verfrachtet, wohin die Alliierten bereits vorgedrungen waren. Man teilte mich einer Funkstation zu, einem mobilen Funkwagen, der in einem Wäldchen in der Nähe der Stadt Quimper stationiert war.

Es muss Anfang August gewesen sein, denn das Obst war noch nicht reif. Ich sass in meinem Funkwagen und lauschte den Pieptönen aus dem Kopfhörer, als ich vor dem Funkwagen ein Geschrei hörte. Es war streng verboten, während eines Funkvorganges das Funkgerät zu verlassen, deshalb durfte ich nicht nachsehen, was sich draussen abspielte. Hinter mir riss plötzlich jemand die Tür auf und schrie: «Hands up!»

Nun wusste ich, was die Stunde geschlagen hatte. Ich stand auf, hob meine Arme und drehte mich um.

Zum ersten Mal in meinem Leben stand ich einem Schwarzen gegenüber.

Er winkte mich ins Freie, grinste mich an und sagte: «Okay, boy, the war is over for you.»

Er gab mir ein Zeichen, dass ich mich setzen sollte, dann fingerte er aus seiner Uniform eine Schachtel mit Schokolade und reichte mir ein Stück.

Seit Monaten ass ich erstmals wieder Schokolade.

Wenn jetzt nichts mehr passiert, dachte ich, dann habe ich überlebt.

Mit meinen drei Kameraden aus dem Funkwagen kam ich in ein grosses Kriegsgefangenenlager in der Nähe von Brest. Dort blieben wir knapp eine Woche, dann wurden wir nachts auf ein Schiff verladen. Wir waren etwa tausend Kriegsgefangene. In England, ich weiss nicht mehr in welchem Hafen, wurden wir ausgeladen und in Güterzüge gepfercht.

Nach langer Fahrt, die mir endlos vorkam, hielt der Zug endgültig in Schottland, in der Nähe von Glasgow. Aber auch

in diesem Lager blieb ich nur vier Wochen. Wieder wurden wir eingeschifft, und bald lag Europa hinter mir.

Vier Tage später lief unser Schiff im Hafen von New York ein. Als ich in der Nacht auf Deck stand, sah ich nach fünf Jahren zum ersten Mal wieder eine erleuchtete Stadt. Mein Gott, dachte ich, und dieses Amerika wollte Hitler besiegen. Er muss wahnsinnig sein.

Drei Jahre sollte ich in Amerika bleiben.

Was in Europa weiter passierte, las ich nur noch in amerikanischen Zeitungen oder hörte es im Radio.

Das Attentat auf Hitler am 20. Juli hatte ich noch in Frankreich miterlebt. Oberst von Stauffenberg hatte im Führerhauptquartier in Rastenburg eine Bombe gelegt. Doch Hitler überlebte die Explosion und wurde nur leicht verletzt.

Am selben Abend wurden in Berlin Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Mitverschwörer mit Maschinenpistolen erschossen.



Claus Schenk Graf von Stauffenberg (1907-1944).

Nach dem Attentat hatte Hitler rasend vor Wut geschworen, «er werde diese Verräter» samt ihren Familien ausrotten. Die Menschenjagd, die nun eröffnet, und von einer 400 Beamte zählenden Sonderkommission geleitet wurde, dauerte mehrere Monate. Im KZ Buchenwald befanden sich gleichzeitig zehn Mitglieder der Familie Stauffenberg und acht Mitglieder der Familie Goerdeler. Der offizielle Bericht der SS nennt 7'000 Verhaftungen. Der Widerstandskämpfer Fabian von Schlabrendorff sagte später über die Folterungen während der Haft aus:

«Eines Nachts wurde ich aus meiner Zelle zur Vernehmung geholt. Im Vernehmungszimmer befanden sich mehrere Personen. Man machte mich darauf aufmerksam, es sei jetzt die letzte Gelegenheit zu einem Geständnis. Als ich an meinem bisherigen Leugnen festhielt, griff man zu den Mitteln der Folterung. Diese Folterung wurde in vier Stufen vollzogen. Während dieser unmenschlichen Prozedur gefielen sich alle Beteiligten in höhnenden Zurufen. Die erste Folterung endete mit meiner Ohnmacht. Keine Gewaltmassnahme verleitete mich dazu, ein Wort des Geständnisses oder den Namen eines meiner Gesinnungsfreunde zu nennen. Nachdem ich die Besinnung wiedererlangt hatte, wurde ich in meine Zelle geführt. Die Wachbeamten empfingen mich mit unverkennbaren Ausdrücken des Mitleids und des Schauderns. Am folgenden Tag bekam ich eine Herzattacke. Der Gefängnisarzt wurde herbeigeholt. Voll Argwohn, aber unfähig, etwas dagegen zu tun, liess ich seine Behandlung über mich ergehen. So lag ich mehrere Tage, bis ich wieder in der Lage war, das Bett zu verlassen und mich zu bewegen. Die Folge der Wiederherstellung meiner Gesundheit war eine Wiederholung der Folterung.»

In den Konzentrationslagern wurden weiterhin Menschen verschiedenster Nationalität ermordet und vergast. In den KZ's, die Vernichtungslager nicht gerechnet, befanden sich 1944 insgesamt 524'277 Häftlinge. Das Vernichtungslager Maidanek wurde am 24. Juli als erstes Lager von den Sowjettruppen befreit.

In der Tschechoslowakei wurde das Lager Theresienstadt teilweise «liquidiert», das heisst, 18'404 Juden wurden nach Auschwitz deportiert, um dort vergast zu werden. Das war am 28. September.

In den Lagern wurden jahrelang von Ärzten medizinische Versuche an Menschen vorgenommen. Häftlinge, die solche Versuche überlebten, blieben ihr ganzes Leben Krüppel oder Pflegefälle. Ich selbst kenne einige Personen, an denen diese Versuche vorgenommen wurden, und die nun ihr Leben mit einer kärglichen Rente fristen.

Dr. med. S. Rascher
SS-Hauptsturmführer

München, den 17. Februar 1945

An den Reichsführer SS
und Chef der Deutschen Polizei
Herrn Heinrich Himmler
Berlin SW 11
Prinz-Albrecht-Str. 8

Hochverehrter Reichsführer!

In der Anlage überreiche ich, in kurze Form gebracht, eine Zusammenstellung der Resultate, welche bei den Erwärmungsversuchen an ausgekühlten Menschen durch animalische Wärme gewonnen wurden.

Zurzeit arbeite ich daran, durch Menschenversuche nachzuweisen, dass Menschen, welche durch trockene Kälte ausgekühlt wurden, ebenso schnell wieder erwärmt werden können als solche, welche durch Verweilen im kalten Wasser auskühlten. Der Reichsarzt SS, SS-Gruppenführer Dr. Grawitz, bezweifelte diese Möglichkeit allerdings stärkstens und meinte, dass ich dies erst durch 100 Versuche beweisen müsse.

Bis jetzt habe ich etwa 30 Menschen unbekleidet im Freien innerhalb 9-14 Stunden auf 27°-29° abgekühlt. Nach einer Zeit, welche einem Transport von einer Stunde entsprach, habe ich die Versuchspersonen in ein heisses Vollbad gelegt. Bis jetzt war in jedem Fall, trotz teilweise weissgefrorener Hände und Füße, der Patient innerhalb längstens einer Stunde wieder völlig aufgewärmt. Bei einigen Versuchspersonen trat am Tage nach dem Versuch eine geringe Mattigkeit mit leichtem Temperaturanstieg auf. Tödlichen Ausgang dieser ausserordentlich schnellen Erwärmung konnte ich noch nicht beobachten. Die von Ihnen, hochverehrter Reichsführer, befohlene Aufwärmung durch Sauna konnte ich noch nicht durchführen, da im Dezember und Januar für Versuche im Freien zu warmes Wetter war und jetzt Lagersperre wegen Typhus ist und ich daher die Versuchspersonen nicht in die

SS-Sauna bringen darf. Ich habe mich mehrmals impfen lassen und führe die Versuche im Lager, trotz Typhus im Lager, selber weiter durch. Am einfachsten wäre es, wenn ich, bald zur Waffen-SS überstellt, mit Neff nach Auschwitz fahren würde und dort die Frage der Wiedererwärmung an Land Erfrorener schnell in einem grossen Reihenversuch klären würde. Auschwitz ist für einen derartigen Reihenversuch in jeder Beziehung besser geeignet als Dachau, da es dort kälter ist und durch die Grösse des Geländes im Lager selbst weniger Aufsehen erregt wird (die Versuchspersonen brüllen, wenn sie sehr frieren).

Wenn es, hochverehrter Reichsführer, in Ihrem Sinne ist, diese für das Landheer wichtigen Versuche in Auschwitz (oder Lublin oder sonst einem Lager im Osten) beschleunigt durchzuführen, so bitte ich gehorsamst, mir bald einen entsprechenden Befehl zu geben, damit die letzte Winterkälte noch genützt werden kann.

Mit gehorsamsten Grüssen
bin ich in aufrichtiger Dankbarkeit
mit Heil Hitler
Ihr, Ihnen stets ergebener
S. Rascher

In den letzten Monaten vor dem Zusammenbruch wurden noch schnell einige prominente Häftlinge ermordet, die manchmal schon seit 1933 inhaftiert waren, wie etwa der kommunistische Politiker Ernst Thälmann.

«Am 17. 8. 1944 kam nachmittags ein Telefongespräch aus der Telefonzentrale, dass die Öfen vorzubereiten sind [. . .] Gegen 20 Uhr wurden die Häftlinge in ihrer Unterkunft am Krematorium eingeschlossen. Der Kapo Jupp Müller gab die Anweisung, dass keiner die Wohnräume zu verlassen habe. Auch Müller und der Heizer Heinz Rohde hatten von den Kommandoführern entsprechende Anweisungen erhalten. Ich verliess durch den Luftschacht dennoch meine Unterkunft und gelangte auf den Hof des Krematoriums. Hinter einem Schlackehaufen verbarg ich mich [. . .] 0 Uhr 10 Minuten kamen die beiden Kommandoführer des Krematoriums heraus und öffneten das Tor im Hofe, um einen grossen Personenwagen einzulassen. Dem Wagen entstiegen drei Zivilisten, von denen offensichtlich zwei den dritten, der in der Mitte ging, bewachten. Den Gefangenen sah ich nur von hinten. Er war gross, breitschultrig und hatte eine Glatze. Ich konnte das bemerken, da er keinen Hut trug.

Inzwischen waren auch die übrigen SS-Leute auf den Hof gekommen und flankierten die Eingangstür des Krematoriums. Die Zivilisten liessen ihren Gefangenen vorgehen. In dem Augenblick, als er das SS-Spalier passiert hatte und das Krematorium betrat, fielen drei Schüsse hinter ihm vom Hof her.

Anschliessend begaben sich alle SS-Leute und die beiden Zivilisten in das Krematorium und schlossen die Tür hinter sich. Etwa drei Minuten später fiel ein vierter Schuss im Krematorium. Offensichtlich war es der übliche Fangschuss.

20 bis 25 Minuten später verliessen die Unterführer das Krematorium. Dabei sagte Hofschulte zu Otto: «Weisst Du, wer das war?» Otto antwortete: «Das war der Kommunistenführer Thälmann» [. .]

Am anderen Morgen, dem 18. August 1944, beim Säubern der Ofen und beim Ziehen der Asche fand ich nur eine ausgeglühte Taschenuhr. Aus der Farbe der Asche war zu schliessen, dass der Tote mit allen Kleidungsstücken verbrannt worden war.»

Am 16. Dezember, die Alliierten standen bereits in Belgien und Holland, eröffneten die Deutschen ihre letzte Offensive in den Ardennen. Wenige Tage später brach auch diese zusammen. Hitlers letzte Hoffnung, die Alliierten aus Frankreich zu vertreiben, scheiterte kläglich. Die noch kampffähigen deutschen Armeen waren geschlagen, 100'000 Mann, 600 Panzer und Sturmgeschütze und 1'600 Flugzeuge waren verloren.

Als die Ardennenoffensive losbrach, berichteten auch amerikanische Zeitungen darüber. Viele meiner Mitgefangenen im Lager Monroe/Louisiana, glaubten tatsächlich, die deutschen Truppen würden in wenigen Tagen in Paris einmarschieren. So stark wirkte die Nazipropaganda noch über den Ozean hinweg. Immerhin waren sie zwölf Jahre damit gefüttert worden.

Im Lager waren wir gut untergebracht, wir schliefen in weiss überzogenen Betten und hatten reichlich zu essen. Die amerikanischen Wachtposten behandelten uns korrekt und auch freundlich. Die Nazipropaganda hatte täglich verkündet, auch Amerika werde bald die Folgen des Krieges zu spüren bekommen. Nichts davon stimmte, denn wir bekamen täglich Fleisch, Obst, Gemüse, Salate, Weissbrot. Das waren Dinge, von denen wir in Deutschland nur geträumt hatten. Als

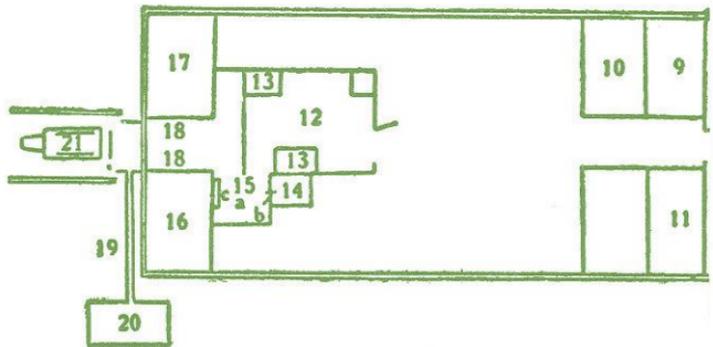
Kriegsgefangene wurden wir besser ernährt als die deutschen Soldaten an der Front.

Amerika konnte es sich sogar leisten, Lebensmittel zu vergeuden, während in Deutschland und in den von Deutschen besetzten Ländern Menschen hungerten – und verhungerten. Wir hatten im Lager einige Sportplätze, auf denen wir in der Freizeit Fuss- und Handballspiele austrugen. Um die Felder zu markieren, brauchten wir Sägespäne.

Als ich eines Tages vom amerikanischen Lagerleiter einige Säcke Sägespäne erbat, um die Markierungen zu streuen, war er zunächst ratlos. Wo sollte er Sägespäne hernehmen, da sich weit und breit kein Sägewerk befand. Doch da er selbst sportbegeistert war, billigte er uns zwei Säcke reines Weizenmehl zu, ein andermal teilte er uns extra einen Sack Staubzucker zu.

So irrsinnig das klingen mag, es ist wahr. In Deutschland streckten die Gefangenen ihre Arme durch den Stacheldraht, um von der Bevölkerung ein Stück Brot oder eine Kartoffel zu erbitten, während die Bevölkerung selbst nichts zu essen hatte.

Dort, in den Südstaaten Amerikas streuten wir Weizenmehl und Staubzucker auf einen Fussballplatz.



- | | |
|----------------------------------|------------------------------|
| 1 = Ankommendes Gefangenenauto | 7 = Radiozimmer |
| 2 = Raum für Stroh | 8 = Umkleideraum der SS |
| 3 = Raum für Pferdefutter | 9 = Speisezimmer der SS |
| 4 = Auskleideraum für die Todes- | 10 = Ruhezimmer der SS |
| kandidaten | 11 = Toilette |
| 5 = Tisch für Wertsachen und | 12 = Sogenanntes Ärztezimmer |
| Erkennungsmarken | 13 = Tisch mit ärztlichen |
| 6 = Lautsprecher | Instrumenten |

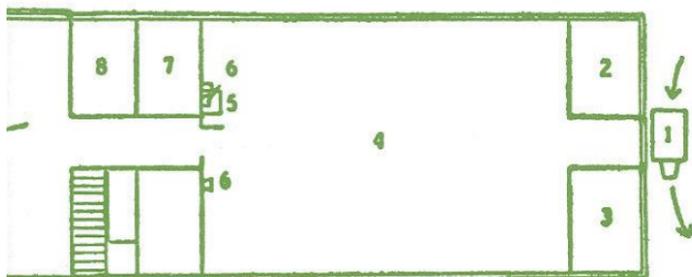
1945

Vom 4. bis 11. Februar trafen sich Roosevelt, Churchill und Stalin in Yalta auf der Halbinsel Krim zu einer Konferenz, auf der sie beschlossen, Deutschland und Berlin nach dem Kriege in Besatzungszonen aufzuteilen. Die Konsequenz dieser Besprechung war letztlich, dass heute zwei deutsche Staaten existieren, die DDR und die Bundesrepublik.

In Deutschland wurde noch einmal alles mobilisiert, Frauen wurden zum «Volkssturm» eingezogen und fünfzehnjährige Hitlerjungen noch in den Krieg geschickt.

Am 4. April befreite sich das Konzentrationslager Buchenwald, zwei Tage vor dem Eintreffen amerikanischer Soldaten, selbst. Insgesamt waren bis Kriegsende etwa 239'000 Häftlinge in Buchenwald, von denen etwa 56'000 nicht überlebten. Unter unsäglichen Schikanen arbeiteten sie in den Aussenstellen des Lagers in der Rüstungsindustrie der Firmen Krupp, Wintershall, IG Farben, Junkers, Braunkohle Benzin AG u.a. 1941/42 wurden in Buchenwald Tausende sowjetischer Kriegsgefangener ermordet.

Genickschuss-Anlage im Pferdestall des KZ Buchenwald



- | | |
|--|---------------------------------|
| 14= Schützenzimmer der SS mit Schussöffnung zur Messvorrichtung in 15 | 17= Raum für Stroh |
| 15= Hinrichtungs-Raum mit Blutabflussöffnung (a), Holzwand für den SS-Mann mit Wasser-schlauch (b) und Kugelfang mit Vorhang (c) | 18= Leichenstapel |
| 16= Raum für Sägemehl | 19= Blutabflussrinne |
| | 20= Abfallgrube |
| | 21= Auto zum Leichenabtransport |

Am 13. April starb Präsident Roosevelt. Am nächsten Tag mussten alle Lagerinsassen unseres POW-Camps (prisoner of war) antreten, und uns wurde durch den amerikanischen Lagerleiter der Tod des Präsidenten mitgeteilt.

Einer neben mir in der Reihe, vielleicht vierzig Jahre alt, flüsterte mir zu: «Jetzt gewinnen wir den Krieg.»

Mir schien das unfasslich, er hatte immer noch nichts gelernt. Als ob der Ausgang des Krieges von einem einzelnen Mann abhängig zu machen sei. Aber er stand nicht allein mit seiner Meinung, viele glaubten daran, weil sie das Funktionieren einer westlichen Demokratie nicht kannten. Sie verglichen immer mit Deutschland, wo alles auf eine Person, den «Führer» ausgerichtet war. In Amerika folgte auf Präsident Roosevelt Harry S. Truman, und dieser führte die Politik seines Vorgängers konsequent fort: Den Krieg zu beenden und den Faschismus zu zerschlagen.

Am 25. April trafen sich sowjetische und amerikanische Truppen an der Elbe bei Torgau. Was nicht bereits von sowjetischen und alliierten Truppen besetzt war, wurde nun in zwei Teile geteilt. Doch der Wahnsinnkrieg ging weiter, und es gab, wie mir meine Mutter später versicherte, tatsächlich auch noch in unserer Stadt Menschen, die an den «Endsieg» glaubten.

Sowohl die alliierten als auch die sowjetischen Truppen mach-



Konzentrationslager Gotha. Besuch Eisenhowers. 3. Mai 1945.



Konzentrationslager Nordhausen. Zwei Reihen Gräber mit toten Häftlingen.

3. Mai 1945.

(Die Aufnahme könnte auch von den Rheinwiesenslagern sein)

ten auf ihrem Vormarsch nach Berlin grauenvolle Entdeckungen.

In manchen Konzentrationslagern wurden die Häftlinge, kurz vor Ankunft der alliierten Truppen mit Maschinengewehren niedergemäht. Dieser Anblick bekräftigte den Entschluss der Siegermächte, mit dem besiegten Deutschland schonungslos zu verfahren.

Am 30. April beging Hitler mit Eva Braun, die er kurz vorher geheiratet hatte, im Bunker der Reichskanzlei in Berlin Selbstmord. Die beiden Leichname wurden mit Benzin übergossen und verbrannt. Der «grösste Feldherr aller Zeiten», wie ihn seine Propaganda nannte, hatte sich der Verantwortung entzogen.

Am selben Tage beging auch Goebbels mit seiner Frau und seinen Kindern Selbstmord.

Hitler hinterliess ein «Testament» in dem es hiess: «. . . vor allem verpflichte ich die Führung der Nation zur peinlichen Einhaltung der Rassengesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum.»

Am 9. Mai wurde endlich die bedingungslose Kapitulation unterzeichnet. Hunderttausende deutsche Soldaten gerieten in Kriegsgefangenschaft.



Deutsche Kriegsgefangene marschieren auf der Autobahn in Gefangenschaft.
29. März 1945.

(...zu den Rheinwiesenslagern...)

Wir wurden an diesem Tage, als wir von der Arbeit auf den Feldern zurückkamen, nicht in unsere Unterkünfte entlassen, sondern mussten auf dem Hauptplatz des Lagers warten, bis alle Arbeitskommandos eingerückt waren. Dann trat der amerikanische Captain vor die Front und sagte nur einen Satz: «The war is over in Europe.» (Der Krieg in Europa ist zu Ende.)

Haben wir gejubelt? Ich weiss es nicht, ich weiss nur eins, ich dachte an meine Mutter und an meinen Vater. Lebten sie noch? Doch der Captain hatte bewusst nur von Europa gesprochen, denn für Amerika war der Krieg noch nicht zu Ende. Erst der Abwurf der Atombombe am 6. August auf Hiroshima und am 9. August auf Nagasaki beendeten den Krieg in Ostasien gegen Japan.

Nach und nach erfuhren wir in Amerika, was für scheussliche Verbrechen die Deutschen an Juden und anderen Völkern begangen hatten. Es verging kaum eine Woche, in der wir nicht zu einer Filmvorführung befohlen wurden, wo wir Bilder zu sehen bekamen, die amerikanische oder sowjetische Kamerateams in den KZ's gedreht hatten.

Viele meiner Mitgefangenen weinten und gingen hinaus. Andere aber verliessen nach dem Film das Kino und lachten den amerikanischen Soldaten ins Gesicht, weil sie alles für Greuelmärchen des Feindes hielten, so wie es ihnen Goebbels mit seiner raffinierten Propaganda jahrelang eingepfht hatte. In tagelangen Diskussionen versuchten sie das Unvorstellbare zu begreifen, dass auch deutsche Soldaten Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten hatten ausführen können.



Ein deutscher Soldat erschiesset eine polnische Jüdin und ihr Kind.

Millionen Menschen waren von Deutschen in den Tod getrieben worden. Einer der Schlimmsten, Rudolf Höss, war Kommandant des Konzentrationslagers Auschwitz, der bis zu seiner Hinrichtung als ordentlicher, disziplinierter und bürokratischer «Befehlsempfänger» auftrat.

Der Kommandant von Auschwitz gibt zu Protokoll

Ich, Rudolf Ferdinand Höss, sage nach vorhergehender rechtmässiger Vereidigung aus und erkläre wie folgt:

1. Ich bin sechsundvierzig Jahre alt und Mitglied der NSDAP seit 1922; Mitglied der SS seit 1934; Mitglied der Waffen-SS seit 1939. Ich war Mitglied ab 1. Dezember 1934 des SS- Wachverbandes, des sogenannten Totenkopfverbandes.

2. Seit 1934 hatte ich unausgesetzt in der Verwaltung von Konzentrationslagern zu tun und tat Dienst in Dachau bis 1938; dann als Adjutant in Sachsenhausen von 1938 bis zum 1. Mai 1940, zu welcher Zeit ich zum Kommandanten von Auschwitz ernannt wurde. Ich befehligte Auschwitz bis zum 1. Dezember 1943 und schätze, dass mindestens 2'500'000 Opfer dort durch Vergasung und Verbrennen hingerichtet und ausgerottet wurden; mindestens eine weitere halbe Million starben durch Hunger und Krankheit, was eine Gesamtzahl von ungefähr 3'000'000 Toten ausmacht. Diese Zahl stellt ungefähr 70 bis 80 Prozent aller Personen dar, die als Gefangene nach Auschwitz geschickt wurden; die übrigen wurden ausgesucht und für Sklavenarbeit in den Industrien des Konzentrationslagers verwendet. Unter den hingerichteten verbrannten Personen befanden sich ungefähr 20'000 russische Kriegsgefangene . . . Der Rest der Gesamtzahl der Opfer umfasste ungefähr 100'000 deutsche Juden und eine grosse Anzahl von Einwohnern, meistens Juden, aus Holland, Frankreich, Belgien, Polen, Ungarn, Tschechoslowakei, Griechenland oder anderen Ländern. Ungefähr 400'000 ungarische Juden wurden allein in Auschwitz im Sommer 1944 von uns hingerichtet.

6. Die «Endlösung» der jüdischen Frage bedeutete die vollständige Ausrottung aller Juden in Europa. Ich hatte den Befehl, Ausrottungserleichterungen in Auschwitz im Juni 1942 zu schaffen. Zu jener Zeit bestanden schon drei weitere Vernichtungslager im Generalgouvernement: Belzec, Treblinka und Wolzek. Diese Lager befanden sich unter dem Einsatzkommando der Sicherheitspolizei und des SD. Ich besuchte Treblinka, um festzustellen, wie die Vernichtungen ausgeführt wurden. Der Lagerkommandant von Treblinka sagte mir, dass er 80'000 im Laufe eines halben Jahres liquidiert hätte. Er hatte hauptsächlich mit der Liquidierung aller Juden aus dem Warschauer Ghetto zu tun. Er wandte Monoxyd-Gas an, und nach seiner Ansicht waren seine Methoden nicht sehr wirksam. Als ich das Vernichtungsgebäude in Auschwitz errichtete, gebrauchte ich also Zyklon B, eine

kristallisierte Blausäure, die wir in die Todeskammer durch eine kleine Öffnung einwarfen. Es dauerte 3 bis 15 Minuten, je nach den klimatischen Verhältnissen, um die Menschen in der Todeskammer zu töten. Wir wussten, wenn die Menschen tot waren, weil ihr Kreischen aufhörte. Wir warteten gewöhnlich eine halbe Stunde, bevor wir die Türen öffneten und die Leichen entfernten. Nachdem die Leichen fortgebracht waren, nahmen unsere Sonderkommandos die Ringe ab und zogen das Gold aus den Zähnen der Körper.

7. Eine andere Verbesserung gegenüber Treblinka war, dass wir Gaskammern bauten, die 2'000 Menschen auf einmal fassen konnten, während die zehn Gaskammern in Treblinka nur je 200 Menschen fassten. Die Art und Weise, wie wir unsere Opfer auswählten, war folgendermassen:

Zwei SS-Ärzte waren in Auschwitz tätig, um die einlaufenden Gefangenentransporte zu untersuchen. Die Gefangenen mussten bei einem der Ärzte vorbeigehen, der bei ihrem Vorbeimarsch durch Zeichen die Entscheidung fällte. Diejenigen, die zur Arbeit taugten, wurden ins Lager geschickt. Andere wurden sofort in die Vernichtungsanlagen geschickt. Kinder im zarten Alter wurden unterschiedslos vernichtet, da auf Grund ihrer Jugend sie unfähig waren, zu arbeiten. Noch eine andere Verbesserung, die wir gegenüber Treblinka machten, war diejenige, dass in Treblinka die Opfer fast immer wussten, dass sie vernichtet werden sollten, während in Auschwitz wir uns bemühten, die Opfer zum Narren zu halten, indem sie glaubten, dass sie ein Entlausungsverfahren durchzumachen hätten. Natürlich erkannten sie auch häufig unsere wahren Absichten und wir hatten deswegen manchmal Aufruhr und Schwierigkeiten. Sehr häufig wollten Frauen ihre Kinder unter den Kleidern verbergen, aber wenn wir sie fanden, wurden die Kinder natürlich zur Vernichtung hineingesandt. Wir sollten diese Vernichtungen im Geheimen ausführen, aber der faule und Übelkeit erregende Gestank, der von der ununterbrochenen Körperverbrennung ausging, durchdrang die ganze Gegend, und alle Leute, die in den umliegenden Gemeinden lebten, wussten, dass in Auschwitz Vernichtungen im Gange waren.

[Eidesstattliche Erklärung des KZ-Kommandanten Höss am 5. April 1946 in Nürnberg]

Es waren keine «Greuelmärchen», es war die nackte Wahrheit – und wir haben damals in Amerika nur einen Bruchteil dieser Wahrheit erfahren. Doch selbst, als diese Verbrechen nach und nach der Weltöffentlichkeit bekannt wurden, behandel-

ten uns die amerikanischen Wachen korrekt. Wir hatten im Lager unsere eigene Verwaltung, nach wie vor gutes Essen, Radios, Kino, Zeitungen und eine grosse Zahl Bücher.

Wir wurden für unsere Arbeit auf den Feldern der Farmer bezahlt und erhielten Kupons, mit denen wir in der Lagerkantine Zigaretten, Toilettenartikel, Briefpapier, Schokolade und alkoholfreie Getränke einkaufen konnten.

In Amerika habe ich begonnen, die deutsche Literatur zu lesen, die in Deutschland von 1933 bis 1945 verboten war. Ich lernte die Schriftsteller kennen, deren Bücher von den Nazis in die Flammen geworfen worden waren: Döblin und Kesten, Brecht und Werfel, Zweig und Thomas Mann, Heine und Tucholsky, Anna Seghers und B. Traven, ich könnte die Liste der Namen seitenweise fortführen.

Neue Hoffnung kam auf, und wir schmiedeten Pläne, was wir tun wollten, wenn wir nach Deutschland zurückkehrten. Der Krieg war verloren, aber in Amerika, weit weg von der Heimat, konnten wir uns keine Vorstellung machen, was sich in Deutschland wirklich abspielte. Auch die spärlichen Briefe, die nun von dort eintrafen, gaben uns keine Vorstellung von den Verhältnissen in der Heimat. Viele wussten überhaupt nicht, wo ihre Angehörigen sich aufhielten und ob sie überhaupt noch lebten.

Der erste Brief meiner Mutter, in dem sie schrieb, dass es ihr und meinem Vater gutginge, erreichte mich kurz vor Weihnachten 1945. Er war vier Wochen unterwegs gewesen.

Über die Lage nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches äusserte sie sich vorsichtig. Da sie geschrieben hatte, es ginge ihr sehr gut, wusste ich, dass es ihr schlecht ging, aber mein Vater lebte.

Ich war bei Kriegsende noch keine neunzehn Jahre alt. Ich träumte von einer Karriere bei den Rosenthal Porzellanfabriken, bei denen ich eine gute Lehrzeit gehabt hatte. Vielleicht würde ich Prokurist, ja sogar Direktor werden. Ich fragte mich, ob der alte Prokurist noch lebte, der mir manchmal zugezwinkert hatte.

Tagsüber arbeiteten wir Gefangenen auf den Feldern endloser Farmen. Wir pflückten Baumwolle und Tomaten, schlugen Zuckerrohr, sammelten Erdnüsse und fällten hohe Bäume. Eigentlich war ich zufrieden, nur die treibhausähnliche Hitze machte mir zu schaffen. Aber auch daran gewöhnte ich mich.

Am 20. November begann in Nürnberg der Kriegsverbrecherprozess gegen die führenden Nazis, die sich nicht durch Selbstmord aus der Verantwortung gestohlen hatten.

Die Bilanz des Krieges, von dem heute schon wieder manche Unbelehrbaren glauben, er sei ein Betriebsunfall gewesen und kein geplanter Angriffskrieg, wurde präsentiert.

Menschenverluste insgesamt	54 800 000
davon Tote an den Fronten	27 000 000
d.h. 24 Prozent aller zum Kriegsdienst einberufenen Soldaten wurden getötet	
getötete Zivilpersonen	24 500 000
Verwundete	90 000 000
In den einzelnen Ländern sind an Toten zu beklagen:	
Sowjetunion	20 300 000
Asiatische Staaten (insbesondere Japan)	13 600 000
Polen und Balkanländer	9 010 000
Deutschland	6 600 000
Westliche Länder	1 300 000
Italien und Österreich	750 000
USA	229 000
Vermisste	3 000 000
	<hr/>
Menschenverluste insgesamt	54 789 000

Kriegsausgaben und Kriegsschäden rund 1'350 Milliarden Dollar

21'000'000 Menschen verloren durch Bombardements ihr Heim und ihr Gut

45'000'000 Menschen wurden evakuiert, eingesperrt, deportiert und aus ihrem Geburtsort entfernt

2'429'475 t Bomben wurden auf Europa abgeworfen

Kurz bevor ich im Februar 1948 wieder deutschen Boden betrat, traf ich Männer meines Alters, die glaubten, der Krieg wäre gewonnen worden, wenn Hitler über alles, was im Reich passierte, unterrichtet worden wäre. Wie nach dem ersten Weltkrieg die «Dolchstosslegende» aufkam, so bildete sich in Amerika damals schon wieder eine neue Legende heraus: «Wenn das alles der Führer gewusst hätte, dann ...» Leider gibt es diese Unbelehrbaren immer noch und schon wieder. Ich fürchte, sie haben sich nie informiert oder sie wollten sich nicht informieren lassen. Über alte und neue rechtsradikale

und neofaschistische Kräfte liest man heute beinahe wieder jeden Tag in den Zeitungen. Viele nehmen das nicht so ernst, weil es, wie sie meinen, nur eine kleine verschwindende Minderheit sei.

Aber Hitler hat auch nur mit sieben Leuten angefangen.

Nachwort

«Hitler wollte den Kommunismus.» «. . . ohne ihn wäre Deutschland, glaube ich, nicht wieder aufgebaut worden.»

Solche und ähnliche Sätze finden wir in der von Dieter Bossmann herausgegebenen Sammlung von Schüleraufsätzen «Was ich über Adolf Hitler gehört habe». Aber nicht erst seit Veröffentlichung dieser Sammlung (1977) wissen wir, wie es um die Kenntnisse der Jugend über den Nationalsozialismus bestellt ist; sie deckt nur einen seit den Anfangstagen der Bundesrepublik chronischen Mangel auf, der natürlich eine Vielzahl von Ursachen hat. Sie liegen gewiss nicht bei dieser Jugend selber, sondern verdeutlichen ein Versagen der Erwachsenenenerationen, bei denen ein klarer Antifaschismus nie eigentlich populär geworden ist. Schliesslich stammt das gesamte historische Wissen einer Generation von den jeweils älteren Generationen: was die Älteren nicht vermitteln, können die Jüngeren nicht wissen.

Das Problem begann, gleich nachdem die berühmt-berüchtigten zwölf Jahre beendet waren (und bekanntlich nicht von den Deutschen selbst beendet worden sind), damit, dass man das Unerhörte, an dem man selber aktiv-passiv beteiligt gewesen war, verdrängte oder so veränderte, dass man damit «leben» und «unbeschwert» an den Wiederaufbau des zerstörten Landes gehen konnte. Anflüge von Antifaschismus wurden schnell, vor allem vermittelt «Entnazifizierung» und der weitgehenden Integration der alten Nazis in den neuen Staat, eliminiert. Berichte und literarische Auseinandersetzungen, welche die Erfahrungen aufzuarbeiten versuchten, wurden in der Breite nicht wahrgenommen und blieben politisch wirkungslos. Eine neue demokratische Ordnung und eine gewiss nicht geringe Menge von unmittelbar-aktuellen Problemen wurden nur allzu gern dazu benutzt, das Vergangene vergangen sein zu lassen: die Zeit des Nationalsozialismus wurde zu einem blossen Betriebsunfall verniedlicht. Ein offenes Gespräch zwischen den Generationen über das, was geschehen war, fand nicht statt.

Die Jugendliteratur begann seit etwa 1960 mit Versuchen, das Gespräch in Gang zu bringen, sicher mit einigen diskutablen Anläufen, insgesamt aber unter dem Tenor der Selbstrechtfertigung und der spürbaren Erleichterung, den «Spuk» endlich

los zu sein. Die «Sprachlosigkeit» zwischen den Generationen in Bezug auf die Hitlerzeit konnte damit nicht überwunden werden. Offenbar hatte man, aus Ängstlichkeit, Unsicherheit und verdrängtem Schuldbewusstsein, nicht nur versäumt, die notwendigen geschichtlichen Kenntnisse weiterzureichen, sondern man hatte schon nicht die Bereitschaft zum Zuhören und zur Auseinandersetzung geweckt.

Wir dürfen auch nicht vergessen, dass im Stress des Wiederaufbaus und mit der Entstehung unserer Konsumgesellschaft Literatur mehr und mehr zu einem blossen Unterhaltungsmittel herabkam, mit der man sich nicht befasste, um Kenntnisse, Erkenntnisse und Problembewusstsein zu gewinnen. Kenntnis- und Erkenntnisstand in Bezug auf die Zeit des Nationalsozialismus signalisieren ja bloss eine allgemeine Abwendung von Geschichte, die wiederum von den älteren Generationen den jüngeren und nachwachsenden vererbt wurde: das Tempo eines immer raffinierteren Konsums half mit, Geschichte und insbesondere die jüngste Geschichte zu verleugnen.

Max **von der Grüns** Buch, dem diese Worte gelten, ist meines Erachtens ein diskutabler Beitrag, dem abzuhelfen. Der Autor beschreitet darin einen neuen Weg: er verflcht seine eigene Biographie mit den geschichtlichen Ereignissen. Als 1926 Geborener hat er seine bewusste Jugend total in den zwölf Jahren der Hitlerzeit verbracht – verbringen müssen. Mit dem Ineinander von persönlicher Lebensgeschichte und allgemeiner, «kollektiver» Geschichte erreicht **von der Grün** eine Dichte und Eindringlichkeit geschichtlicher Darstellung, die weder allein ein autobiographischer Bericht noch allein ein historischer Sachbericht, noch eine blossе Dokumentensammlung erreichen würden. Der rein autobiographische Bericht kann zwar demonstrieren, wie eine einzelne Person die Dinge damals erlebt hat; was aber «tatsächlich» geschah, kann ein solches Verfahren nicht zum Vorschein bringen; dafür gibt es eine Reihe von Beispielen. Ein historischer Sachbericht lässt die Leser, und besonders jüngere Leser, in seiner abstrakten Objektivität kühl, reisst sie nicht mit. Deshalb ist die Verbindung beider Verfahrensweisen in der Tat eine Technik, die die Vorzüge beider Verfahren miteinander verbindet und ihre Nachteile vermeidet. Es kommt hinzu, dass Max **von der Grün** auf diesem Wege zeigen kann, wie der einzelne Mensch von den geschichtlichen Ereignissen betroffen ist und welche

Wechselbeziehungen zwischen beidem bestehen. Der einzelne: das ist der «kleine Mann», der in der traditionellen Geschichtsschreibung immer gern vergessen oder übergangen wurde. Geschichte «machen» da ja bekanntlich die Grossen, der Kleine ist bloss ihr passiver Empfänger; wenn man den übergeht, verändert sich nichts. In Wirklichkeit aber sind es die vielen Kleinen, die die Geschichte machen, sie ausführen und oft von den «Grossen» gezwungen wurden, sie in ihrem Sinne auszuführen. Die Perspektive «von unten», wie Max **von der Grün** sie einführt und konsequent durchhält, trägt sicher zu einer Demokratisierung von Geschichte bei: wer so von Geschichte betroffen ist wie der «kleine Mann», der sollte als Erster sie auch mitbestimmen.

Der Verfasser zeigt ausserdem, wie der Einzelne während der zwölf Jahre in der Spannung zwischen Kritik und Abwehr auf der einen und Mitmachen auf der anderen Seite zu existieren vermochte. So gelingt es ihm, ein Klischee zu vermeiden: als hätte es damals nur hundertprozentige Nazis und hundertprozentige Antinazis gegeben – ein Eindruck übrigens, der vielfach in der Jugendliteratur vermittelt wird. Max von der Grün verbindet in «Wie war das eigentlich?» eine klare antifaschistische Position, die Ergebnis seiner geschichtlichen Erfahrung ist, mit Differenzierung und Verstehen. Die Wahrheiten, die er sagt, sind oft nach beiden Seiten unbequem. Nach Horst Burgers Erzählung «Vier Fragen an meinen Vater» (1976), als Taschenbuchausgabe (1978) «Warum warst du in der Hitler-Jugend» betitelt, eine Erzählung, die das Problem der Vermittlung historischer Erfahrung des Nationalsozialismus durch einen Wechsel von heute stattfindendem Gespräch zwischen Vater und fragendem Sohn und historisch-perspektivischer Darstellung löst, nach dieser Erzählung ist Max von der Grüns Bericht ein neuer, gelungener, höchst aufschlussgebender Versuch, zu zeigen, «wie es tatsächlich» war, und dabei die Wahrheit über die Zeit mit zu vermitteln. Dem Buch ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

Malte Dahrendorf

Quellenangaben

Anrich, Gerold, Das Flaggenbuch, mit Bildern von Gudrun u. Adrian Cornford. Otto Maier Verlag, Ravensburg 1978 [Kurzwort: Anrich]

Antifaschistischer Widerstand, der Deutsche, 1933-1945 in Bildern und Dokumenten, hrsg. v. P. Altmann, H. Brüdigam, B. Mausbach-Bromberger, M. Oppenheimer, Röderberg-Verlag, Frankfurt/M. 1975 [Kurzwort: Antifaschist. Widerstand]

Brecht, Bertolt, Gesammelte Gedichte Bd. 2, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1967 [Kurzwort: Brecht, Gedichte]

Brecht, Bertolt, Schriften zur Politik und Gesellschaft 1919-1956, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1974 [Kurzwort: Brecht, Schriften]

Das sind unsere Lieder. Ein Liederbuch. Hrsg. v. Hein & Oss Kröher. Mit Bildern von Gertrude Degenhardt, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt/M. 1977 [Kurzwort: Das sind unsere Lieder]

Die Ballade von den Säckeschmeissern. Textrechte: VEB Deutscher Verlag für Musik, Leipzig – siehe auch: Das sind unsere Lieder.

Dokumente zur deutschen Geschichte 1924-1929, hrsg. v. W. Rüge u. W. Schumann, Röderberg-Verlag, Frankfurt/M. 1977 [Kurzwort: Dok. z. dt. Gesch. 1924-1929]

Dokumente zur deutschen Geschichte 1929-1933, hrsg. v. W. Rüge u. W. Schumann, Röderberg-Verlag, Frankfurt/M. 1977 [Kurzwort: Dok. z. dt. Gesch. 1929-1933]

Dokumente zur deutschen Geschichte 1933-1935, hrsg. v. W. Rüge u. W. Schumann, Röderberg-Verlag, Frankfurt/M. 1977 [Kurzwort: Dok. z. dt. Gesch. 1933-1935]

Dokumente zur deutschen Geschichte 1939-1942, hrsg. v. W. Rüge u. W. Schumann, Röderberg-Verlag, Frankfurt/M. 1977 [Kurzwort: Dok. z. dt. Gesch. 1939-1942]

Dokumente zur deutschen Geschichte 1942-1945, hrsg. v. W. Rüge u. W. Schumann, Röderberg Verlag, Frankfurt/M. 1977
[Kurzwort: Dok. z. dt. Gesch. 1942-1945]

Das Dritte Reich. Seine Geschichte in Texten, Bildern und Dokumenten. 2 Bände. Hrsg. von Heinz Huber und Artur Müller. Verlag Kurt Desch, München 1964 [Kurzwort: Drittes Reich]

Eine Ziffer über dem Herzen. Erlebnisbericht aus 12 Jahren Haft, aufgezeichnet von Michael Tschesno-Hell. Berlin 1957. Rechte beim Autor; siehe auch: «Proletarische Lebensläufe». [Kurzwort: Eine Ziffer über dem Herzen]

«Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr.» Stroop-Bericht. Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied, 1960 u. 1976. [Kurzwort: «Es gibt . . .»]

Frohes Lesen. Fibel für Stadt und Land, Hannover 1935
[Kurzwort: Frohes Lesen]

Schoenberner, Gerhard, Der gelbe Stern. Die Judenverfolgung in Europa 1933 bis 1945, Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1960,1978
[Kurzwort: Gelber Stern]

Geschichtliche Weltkunde Band 3 (Hrsg. W. Hug), Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt/M. 1976 [Kurzwort: Geschichtl. Weltkunde]

Graf, Oskar Maria, An manchen Tagen, Reden, Gedanken und Zeitbetrachtungen, Frankfurt/M., 1961, jetzt: Süddeutscher Verlag, München; entnommen aus: Wildermuth, Rosemarie (Hrsg.), Als das Gestern heute war, Erzählungen, Gedichte und Dokumente zu unserer Geschichte (1789-1949), Ellermann Verlag, München 1977
[Kurzwort: Graf/Wildermuth]

Hillgruber, A., Die Auflösung der Weimarer Republik, Hannover 1960, S. 29, entnommen aus: Geschichtliche Weltkunde Band 3. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt/M. 1976 [Kurzwort: Hillgruber]
Hofer, Walther (Hrsg.), Der Nationalsozialismus, Dokumente

1933-1945, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1957

[Kurzwort: Hofer]

Kästner, Erich, Kästner für Erwachsene, hrsg. v. Rudolf Walter Leonhardt, S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1966 [Kurzwort: Kästner]

Kesten, Hermann, Die Kinder von Gernica, Limes Verlag, Wiesbaden 1948 [Kurzwort: Kesten]

Kogon, Eugen, Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1965 [Kurzwort: Kogon]

Krautkrämer, E. / Radbruch, E., Wandel der Welt, Bad Homburg 1976, S. 161 ; entnommen aus: Geschichtliche Weltkunde Band 3. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt/M. 1976 [Kurzwort: Krautkrämer/Radbruch]

Kühnl, Reinhard (Hrsg.), Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten, Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1975,1977 (2., erweiterte Auflage) [Kurzwort: Kühnl]

Langhoff, Wolfgang, Die Moorsoldaten, Verlag Neuer Weg, Tübingen 1973 [Kurzwort: Langhoff]

Lieder gegen den Tritt, hrsg. v. Annemarie Stern, Asso Verlag, Oberhausen 1974 [Kurzwort: Lieder]

Picker/Ritter, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, Bonn 1951, S. 116. Aus dem Gespräch vom 22. Juli 1942 abends, entnommen aus: Geschichtliche Weltkunde Band 3. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt/M. 1976 [Kurzwort: Picker/Ritter]

Proletarische Lebensläufe, Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland, Bd. 2, 1914 bis 1945, hrsg. v. Wolfgang Emmerich, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1975 [Kurzwort: Prolet. Lebensläufe]

Reichsführer! ... Briefe an und von Himmler, hrsg. v. Helmut Heiber, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, und: Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1970 [Kurzwort: Reichsführer]
Sachsenhausen. Dokumente, Aussagen, Forschungsergebnisse und Erlebnisberichte über das ehemalige Konzentrationslager Sachsenhausen. Hrsg. vom Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer der DDR. VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1974 [Kurzwort: Sachsenhausen]

Schönstedt, Walter, Kämpfende Jugend, Berlin 1932, Neuausgabe: Oberbaum Verlag, Berlin 1971

Schütze, Alfred, Marschtritt Deutschland, Stuttgart 1939 [Kurzwort: Schütze]

Senger, Valentin, Kaiserhofstrasse 12, Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt u. Neuwied 1978 [Kurzwort: Senger]

Serke, Jürgen, Die verbrannten Dichter, Beltz Verlag, Weinheim u. Basel 1977 [Kurzwort: Serke]

Seydewitz, Max, Es hat sich gelohnt zu leben, Dietz Verlag, Berlin-DDR 1976

«Der Tag»: 4. 9. 1928, entnommen aus: Geschichtliche Weltkunde Band 3 (Hrsg. W. Hug) Verlag Moritz Diesterweg, Ffm. 1976

Tausk, Walter, Breslauer Tagebuch 1933-1940, Röderberg-Verlag, Frankfurt/M. 1977 [Kurzwort: Tausk]

Tucholsky, Kurt, Gesammelte Werke Bd. 3, 1929-1932, hrsg. v. Mary Gerold-Tucholsky u. Fritz J. Raddatz, Rowohlt Verlag, Reinbek 1969 [Kurzwort: Tucholsky, Bd. III]

Weimarer Republik, hrsg. v. Kunstamt Kreuzberg, Berlin und dem Institut für Theaterwissenschaft der Universität Köln, Elefanten Press, Berlin u. Hamburg 1977 [Kurzwort: Weimarer Republik]

Weinert, Erich, Das Wunder vom 1. Mai 1929, aus: E. W. Das Zwischspiel, Berlin-DDR 1956, in: Rudolf Walbinger (Hrsg.), Mit Spott gegen Kaiser und Reich, Aufbau Verlag, Berlin-DDR 1971

Wildermuth, Rosemarie (Hrsg.), Als das Gestern heute war, Erzählungen, Gedichte und Dokumente zu unserer Geschichte (1789-1949), Ellermann Verlag, München 1977 [Kurzwort: Wildermuth]

Aus den angegebenen Quellen wurde auf folgenden Seiten zitiert:

Seite	
5/6	Krautkrämer/Radbruch: siehe Geschichtl. Weltkunde, S. 76
9	Hofer, S. 268
10	Anrich, S. 102
12	Proklamation: siehe Geschichtl. Weltkunde
15	Dok. z. dt. Gesch. 1924-1929, S. 94
15	«Der Tag»: siehe Geschichtl. Weltkunde S. 81
20	Weinert, S. 151
21/22	Die Ballade von den Säckeschmeisern, aus: Das sind unsere Lieder S. 151
24	Hillgruber: siehe Geschichtl. Weltkunde S. 86
25	Prolet. Lebensläufe, S. 251
27	Dok. z. dt. Gesch. 1929-1933, S. 24/25
28/29	Tucholsky, Bd. UI', S. 373/374
29/30	Dok. z. dt. Gesch. 1929-1933, S. 22
32/33	Dok. z. dt. Gesch. 1929-1933, S. 51/52
34	Dok. z. dt. Gesch. 1929-1933, S. 44/45
38/39	Schönstedt, S. 20 ff.
46	Dok. z. dt. Gesch. 1929-1933, S. 91
47	Dok. z. dt. Gesch. 1929-1933, S. 92
47/48	Seydewitz, Max, Es hat sich gelohnt zu leben, aus: Weimarer Republik, S. 360
50	Gelber Stern, S. 214
51/52	Langhoff, S. 104-106
53	Geschichtl. Weltkunde, S. 107
55/56	Kästner, S. 435
56-58	Graf, S. 14 f., aus: Wildermuth, S. 216/217
66	Tausk, S. 61
69/70	Frohes Lesen
74/75	Dok. z. dt. Gesch. 1933-1935, S. 84/85
75-77	Serke, S. 141/142
78/79	Brecht, Gedichte, S. 520-524
80	Dok. z. dt. Gesch. 1933-1935, S. 88/89
81/82	Lieder, S. 270
84	Drittes Reich, S. 285/286
86/87	Dok. z. dt. Gesch. 1933-1935, S. 37
88	Hofer, S. 284/285
89	Gelber Stern, S. 11
	Tausk, S. 146

94	Kesten, S. 128/129
95/96	Hofer, S. 98
100/102	Hofer, S. 88
101	Geschichtl. Weltkunde, S. 110/111
106	Hofer, S. 147/148
106/107	Antifaschist. Widerstand, S. 127
107/108	Antifaschist. Widerstand, S. 105
110/111	Drittes Reich, S. 346-348
115/116	Drittes Reich, S. 354/355
118	Wildermuth, S. 244
120	Drittes Reich, S. 368
121/122	Reichsführer!, S. 65/66
123-126	Schütze, A. (Seitenzahl nicht zu ermitteln)
127	Drittes Reich, S. 380
132-134	Senger, S. 138-144
135/136	Gelber Stern, S. 12
136-138	Hofer, S. 291-293
138-140	Antifaschist. Widerstand, S. 126
142	Antifaschist. Widerstand, S. 148
144	Drittes Reich, S. 386
146/147	Brecht, Schriften, S. 269/270
149/150	Drittes Reich, S. 396/397
151	Drittes Reich, S. 399
153	Wildermuth, S. 245
155/156	Drittes Reich, S. 435
156/157	Dok. z. dt. Gesch. 1939-1942, S. 28/29
157-160	Boulanger: siehe «Eine Ziffer über dem Herzen» und Prolet. Lebensläufe, S. 381-383
163	Gelber Stern, S. 31
167/168	Kühnl, S. 328/329
168	Kühnl, S. 331
168/169	Drittes Reich, S. 686/687
170	Dok. z. dt. Gesch. 1939-1942, S. 51
171	Drittes Reich, S. 565
173/174	Gelber Stern, S. 49
175/176	Gelber Stern, S. 32
178/179	Hofer, S. 280/281
179	Dok. z. dt. Gesch. 1939-1942, S. 76/77
180	Dok. z. dt. Gesch. 1939-1942, S. 63/64
180	Picker/Ritter, und Geschichtl. Weltkunde, S. 157
181	Dok. z. dt. Gesch. 1939-1942, S. 91/92
182/183	Dok. z. dt. Gesch. 1939-1942, S. 83/84
183	Gelber Stern, S. 113
185/186	Drittes Reich, S. 610/611 Gelber Stern, S. 87

190	Dok. z. dt. Gesch. 1939-1942, S. 107/108
191/192	Drittes Reich, S. 682
192/193	Drittes Reich, S. 682/683
193/194	Dok. z. dt. Gesch. 1939-1942, S. 114/115
200	Brecht, Gedichte, S. 637
200/201	Wildermuth, S. 255-256
203/204	Hofer, S. 327/328
205	Dok. z. dt. Gesch. 1942-1945, S. 30
206/207	«Es gibt . . . », Nr. 59
208	Dok. z. dt. Gesch. 1942-1945, S. 54
209	Dok. z. dt. Gesch. 1942-1945, S. 38
210-219	Hofer, S. 300-303 u. S. 307-312
220	Sachsenhausen, S. 64/65
223/224	Dok. z. dt. Gesch. 1942-1945, S. 60
228	Drittes Reich, S. 720
229/230	Drittes Reich, S. 519
230/231	Dok. z. dt. Gesch. 1942-1945, S. 83
232/233	Kogon, S. 430/431
238/239	Gelber Stern, S. 136
241	Kühnl, S. 477

Nachweis der Abbildungen:

Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin: Seite 7, 18, 19, 53, 58, 59, 60, 61, 63, 70, 71, 73, 97, 99, 100, 164, 203, 207, 227, 234, 235, 236 und Umschlagfoto: «Jungmädels»

Das Dritte Reich. Seine Geschichte in Texten, Bildern und Dokumenten (2 Bände). Hrsg. von Heinz Huber und Artur Müller. Verlag Kurt Desch, München 1964: Seite 198

Gerhard Schoenberner, Der Gelbe Stern. Die Judenverfolgung in Europa 1933 bis 1945. Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1960, 1978: Seite 50, 163

Faschismus. (Renzo Vespi gnani) Herausgegeben von der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst und dem Kunstamt Kreuzberg, Berlin, 1976 (Elefanten Press): Seite 96

Kunst im Dritten Reich. Dokumente der Unterwerfung, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Frankfurter Kunstverein, Frankfurt/M. 1974: Seite 98

Mytze, Andreas W.: Seite 77

Ullstein-Bilderdienst: Seite 23, 83, 101, 203, 237 und Umschlagfoto: «HJ-Junge 1945»

Ausser den Titeln, die unter den Quellenangaben genannt wurden, werden zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema «Faschismus – Drittes Reich» folgende Titel empfohlen:

Kinder- und Jugendliteratur

Asscher-Pinkhof, Clara: Sternkinder. Dressier Verlag, Hamburg 1961

Berger, Peter: Im roten Hinterhaus. Arena Verlag, Würzburg 1975

Borowsky, Peter: Adolf Hitler. Dressier Verlag, Hamburg 1978

Brodmann, Aliana: . . . und du bist ab. Schaffstein Verlag, Dortmund 1976

Bruckner, Winfried: Die toten Engel. Otto Maier Verlag, Ravensburg 1976

Burger, Horst: Warum warst du in der Hitlerjugend? Rowohlt

- Verlag, Reinbek 1978
- Fährmann, Willi: Es geschah im Nachbarhaus. Arena Verlag, Würzburg 1976
- Gehrts, Barbara: Nie wieder ein Wort davon. Deutscher Taschenbuch Verlag 1978
- Grund, J. C.: Flakhelfer Briel. Otto Maier Verlag, Ravensburg 1972
- Karau, Gisela: Janusz K. Weismann Verlag, München 1974
- Kerr, Judith: Als Hitler das rosa Kaninchen stahl. Otto Maier Verlag, Ravensburg 1971
- Limpert, Richard: Über Erich. Anrich Verlag, Modautal-Neunkirchen 1972
- Nöstlinger, Christine: Maikäfer, flieg! Beltz & Gelberg, Weinheim 1973
- Ossowski, Leonie: Stern ohne Himmel. Beltz & Gelbert, Weinheim 1978
- Pausewang, Gudrun: Auf einem langen Weg. Otto Maier Verlag, Ravensburg 1978
- Reiss, Johanna: Und im Fenster der Himmel. Deutscher Taschenbuch Verlag 1978
- Richter, Hans-Peter: Damals war es Friedrich. Deutscher Taschenbuch Verlag 1974
- Vinke, Herrmann: Carl von Ossietzky. Dressier Verlag, Hamburg 1978
- Jan Procházka, Es lebe die Republik. Ich, Juliana und das Kriegsende. Georg Bitter Verlag, Recklinghausen 1968
- Sperr, Martin: Jagd auf Aussenseiter. Weismann Verlag, München 1971
- Tetzner, Lisa: Erlebnisse und Abenteuer der Kinder aus dem Haus Nummer 67. Die Odyssee einer Jugend. Sauerländer Verlag, Aarau 1956

Romane, Erzählungen

- Andersch, Alfred: Die Kirschen der Freiheit. Diogenes Verlag, Zürich 1971 und: Sansibar oder der letzte Grund. Diogenes Verlag, Zürich 1979
- Apitz, Bruno: Nackt unter Wölfen. Röderberg-Verlag, Frankfurt/M. 1977
- Becker, Jurek: Jakob der Lügner. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1976
- Bergengruen, Werner: Der Grosstyrann und das Gericht. Verlag Die Arche, Zürich 1971
- Brecht, Bertolt: Flüchtlingsgespräche. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1967

- Brecht, Bertolt: Furcht und Elend des Dritten Reiches. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1976
- Bredel, Willi: Die Prüfung. Aufbau Verlag, Berlin 1962
- Degenhardt, Franz: Zündschnüre. Rowohlt Verlag, Reinbek 1975
- Feuchtwanger, Lion: Exil. Fischer Taschenbuch Verlag 1979 und: Die Geschwister Oppenheim
- Fallada, Hans: Kleiner Mann, was nun? Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek und: Bauern, Bonzen und Bomben. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek
- Fähnders/Karrenbrock/Rector (Hrsg.): Sammlung antifaschistischer sozialistischer Erzählungen 1933-1945. Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1974
- Frank, Anne: Das Tagebuch der Anne Frank. Fischer Taschenbuch Verlag 1977
- Frank, Bruno: Der Reisepass. Nymphenburger Verlagshandlung, München 1976
- Frank, Leonhard: Links, wo das Herz ist. Fischer Taschenbuch Verlag 1976
- Graf, Oskar Maria: Gelächter von aussen. Aus meinem Leben 1918-1933. Süddeutscher Verlag, München 1977
- Horvath, Ödön von: Ein Kind unserer Zeit. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1973
- Kantorowicz, Alfred: Exil in Frankreich. Schönemann Verlag, Bremen 1971
- Kästner, Erich: Notabene 45. Droemersch Verlag, München
- Kesten, Hermann (Hrsg.): Deutsche Literatur im Exil. Briefe europäischer Autoren 1933-1945. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1973
- Mann, Heinrich: Ein Zeitalter wird besichtigt. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek
- Mann, Klaus: Der Vulkan. Roman unter Emigranten. Ellermann Verlag, München 1978
- Mann, Thomas: Tagebücher 1933-1936 (2 Bde.) S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1977, 1978
- Mehring, Walter: Müller. Chronik einer Sippe. Claassen Verlag, Hamburg 1978
- Mühsam, Erich: Fanal. Aufsätze und Gedichte 1905-1932. Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 1977
- Novak, Ana: Die schönen Tage meiner Jugend. Rowohlt Verlag, Reinbek
- Ossietzky, Carl von: Rechenschaft, Publizistik 1913-1933. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1972
- Ottwald, Ernst, Denn sie wissen, was sie tun. Verlag Klaus Guhl, Berlin 1978

- Reger, Eric: Union der festen Hand. Scriptor Verlag, Kronberg 1978
- Regler, Gustav: Das Ohr des Malchus. Eine Lebensgeschichte.
Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1975
- Remarque, Erich Maria: Arc de Triomphe. Ullstein Taschenbuch Verlag,
Berlin 1978
- Rinser, Luise: Gefängnistagebuch. Fischer Taschenbuch Verlag, Frank-
furt/M. 1973
- Scholl, Inge: Die weisse Rose. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M.
1976
- Schönstedt, Walter: Kämpfende Jugend. Oberbaum Verlag, Berlin 1971
- Seghers, Anna: Der Kopflohn. Hermann Luchterhand .Verlag, Darmstadt
und Neuwied 1976 und: Das siebte Kreuz. Hermann Luchterhand
Verlag, Darmstadt und Neuwied 1973
- Steiner, Jean-Francois: Treblinka. Die Revolte eines Vernichtungslagers.
Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg 1966
- Tucholsky, Kurt: Gesammelte Werke in 10 Bänden. Rowohlt Verlag,
Reinbek 1975
- Zuckmayer, Carl: Als wär's ein Stück von mir. Fischer Taschenbuch Ver-
lag, Frankfurt/M. 1976
- Zweig, Arnold: Das Beil von Wandsbek. Aufbau Verlag, Berlin 1953
- Zweig, Stefan: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers.
Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1975

Sachbücher

- Bossmann, Dieter (Hrsg.), «Was ich über Adolf Hitler gehört habe
. . .» Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1977
- Boelcke, Willi A.: Wollt Ihr den totalen Krieg? Die geheimen Goebbels-
Konferenzen 1939-1943. Deutscher Taschenbuch Verlag, München
1969
- Broszat, Martin: Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner
inneren Verfassung. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1969
- Broszat, Martin (Hrsg.): Kommandant in Auschwitz. Autobiographische
Aufzeichnungen des Rudolf Höss. Deutscher Taschenbuch Verlag,
München 1973
- Deuerlein, Ernst (Hrsg.): Der Aufstieg der NSDAP in Augenzeugenber-
ichten. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1974
- Engelmann, Bernt: Einig gegen Recht und Freiheit. Anti-Geschichtsbuch
Teil 2. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M.
1977

- Haffner, Sebastian: Anmerkungen zu Hitler. Kindler Verlag, München 1978
- Klose, Werner: Hitler und sein Staat. Katzmann Verlag, Tübingen 1970
- Loewy, Ernst: Literatur unterm Hakenkreuz. Das Dritte Reich und seine Dichtung, Eine Dokumentation. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1977
- Nolte, Ernst: Die faschistischen Bewegungen. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1966
- Pomorin, Jürgen / Junge, Reinhard: Die Neonazis und wie man sie bekämpfen kann. Weltkreis Verlag, Dortmund 1978
- Rothfels, Hans: Deutsche Opposition gegen Hitler. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1958
- Rückert, Adalbert (Hrsg.): NS-Vernichtungslager im Spiegel deutscher Strafprozesse. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1977
- Weisenborn, Günther: Der lautlose Aufstand, Bericht über die Widerstandsbewegung 1933-1945. Röderberg-Verlag 1974

Register

- Babij Jar* 181
Baum, Vicki 54
Becher, Johannes R. 54, 140
Benesch, Eduard 127
Benjamin, Walter 54
Bergengruen, Werner 54
Biedermann, Adolf 48
Bloch, Ernst 54
Böll, Heinrich 11
Bonhoeffer, Dietrich 205
Borysowka 191
Brandt, Willi 140
Braun, Eva 235
Brecht, Bertolt 54, 78 f., 143,
146 f., 200, 240
Breker, Arno 97 f.
Briand-Kellog-Pakt 14 f.
Broch, Hermann 54
Brünig, Heinrich 41
- Corinth, Lovis 97
Chamberlain, Neville 109,
128 f., 155 f., 172
Churchill, Winston 172, 201,
233
- Daladier, Edouard 129
De Gaulle, Charles 168 f.
Dix, Otto 97
Döblin, Alfred 54, 240
Dohnany, Hans von 205
Dolchstosslegende 11, 241
Dreimächtepakt 170
- Eggerstedt, Otto 48
Eiserne Front 32 f., 47
«*Entartete Kunst*» 96
Ermächtigungsgesetz 52 f., 103
- Feuchtwanger, Lion 54, 60,
140
- Förster, F. W. 55
Franck, James 61
Franco, Francisco 93 f.
Frank, Leonhard 54, 59
Freud, Sigmund 55
- Globke, Hans 89
Goebbels, Joseph.3 f., 49, 54,
62 f., 72, 97 f., 182, 186,
195, 198, 204 f., 208 f., 221,
223, 235
Goerdeler, Carl Friedrich
228
Göring, Hermann 23, 51 ff.,
63, 79, 110, 115, 137, 182,
194 f.
Graf, Oskar Maria 54, 56 ff.
Grimm, Hans 8
Groener, Wilhelm 41
Grosz, George 97
Grynspan, Herschel 131 f.
- Hacha, Emil 143
Halder, Franz 170
Halifax, Edward Wood Lord
109
Harlan, Veit 209
Harnack, Arvid von 195
Harzburger Front 15, 32 f.
Heine, Heinrich 85, 240
Henlein, Konrad 119 f., 126 f.,
129
Hess, Rudolf 125
Heydrich, Reinhard 137 f.,
154, 190
Himmler, Heinrich 22 f., 73,
93, 118, 121 f., 167 f., 190,
193, 195, 205 f., 208, 210,
229
Hindenburg, Paul von
Beneckendorff und von 12,

- 31, 42, 45, 52, 64, 74, 82
 Horvath, Ödön von 54
 Höss, Rudolf 182 f., 218, 237 ff.
Hossbachprotokoll 110 f.
 Huber, Kurt 202 f.
 Hüchel, Peter 54
 Hugenberg, Alfred 15, 24, 32,
 46
- Kafka, Franz 54
 Kaiser, Georg 59
 Kasack, Hermann 54
 Kästner, Erich 54 ff.
 Kerr, Alfred 54
 Kesten, Hermann 54, 94 f.,
 240
 Kisch, Egon Erwin 47, 54, 140
 Klee, Paul 97
 Kollwitz, Käthe 97
 Kokoschka, Oskar 97
Konzentrationslager
 Ankenbuck 48
 Auschwitz 82, 173, 182 f.,
 218, 228, 230, 238 f.
 Belzec 174, 190, 214, 218,
 238
 Buchenwald 83, 122, 132,
 135, 142, 157 ff., 219,
 228, 232 f.
 Chelmno 186
 Dachau 49, 105, 219, 230,
 238
 Flossenbürg 161, 198 f. 205
 Gotha 234
 Heuberg 48
 Kieslau 48
 Maidanek 228
 Mauthausen 48
 Nordhausen 235
 Papenburg 51 f.
 Ravensbrück 162, 191
 Sachsenhausen 82, 105,
 220, 238
 Theresienstadt 144, 191,
 228
- Treblinka 174, 194 f., 206,
 210, 218, 238 f.
 Wolzek 238
 Kraus, Karl 54
 «Kristallnacht» 23,132,135 ff.,
 162, 183
- Langhoff, Wolfgang 51
 Lasker-Schüler, Else 54
Legalitätseid 27
 Lenard Philipp 95 f.
Lidice 190 f.
 Liebermann, Max 62
 Lubbe, Marinus van der 48 f.
 Ludendorff, Erich 12 f.
 Ludwig, Emil 55
- Machtergreifung* 44 f.
 Mann, Heinrich 54 f., 106, 140
 Mann, Klaus 54
 Mann, Thomas 54, 58, 106,
 240
 Marc, Franz 97
 Marum, Ludwig 48
 Marx, Karl 55
 Mehring, Walter 54
 Meier, Stefan 48
 Mühsam, Erich 47, 54, 75 ff.
 Müller, Hermann 14, 24
Münchener Abkommen 129,
 143 f.
 Mussolini, Benito 94, 109, 127,
 129, 178, 187, 209, 221
- Naujocks, Helmut 154
 Neurath, Konstantin von 110,
 144
 Niekisch, Ernst 33
 Niemöller, Martin 105
 Nolde, Emil 97
Notverordnung 40, 49
Nürnberger Gesetze 87 ff.
- Oradour-sur-Glane* 191 ff.
 Ossietzky, Carl v. 32 f., 47, 54

- Papen, Franz von 41,43, 46 f.
 Paulus, Friedrich 200
 Pflaumer, Oskar Konrad 74 f.
 Picasso, Pablo 94
Potempa-Mord 41 f.
- Rath, Ernst vom 131 f.
 Reger, Erik 35, 54
Reichskulturkammer 63
Reichstagsbrand 47 ff., 51
 Remarque, E. M. 54 f.
 Renn, Ludwig 47
 Ribbentrop, Joachim von 150
 Röhm, Ernst 77 ff.
Röhmputsch 77
 Rolland, Romain 61
 Rommel, Erwin 177, 205
 Roosevelt, Franklin Delano
 185 f., 201, 223 f.
 Rossmann, Erich 48
 «*Rote Kapelle*» 195
 Roth, Joseph 54
- Seghers, Anna 54, 240
 Senger, Valentin 132 ff.
 Seydewitz, Max 48, 140
 Seyss-Inquart, Arthur 115
 Siemens, Carl F. von 34
 Skorzeny, Otto 209
 Sperrle, Hugo 223 f.
 Schlabrendorff, Fabian von
 228
 Schleicher, Kurt von 43
 Schneider, Paul 142
 Scholl, Sophie und Hans 202 f.
 Schönstedt, Walter 38 ff., 140
 Schröder, Bankier 46
- Schulze-Boysen, Harro 195
 Schuschnigg, Kurt von 114 f.
 Schütze, Alfred 123 ff.
 Stalin, Josef 148 ff., 233
 Stauffenberg, Claus Schenk
 Graf von 227 f.
 Strasser, Otto 27
 Stroop, Jürgen 206 f.
- Tausk, Walter 66, 93
 Thälmann, Ernst 230 f.
 Tiso, Josef 143
 Tito, Josip 188, 223
 Toller, Ernst 54, 140
 Traven, B. 240
 Truman, Harry S. 234
 Tucholsky, Kurt 28 f., 55, 240
- Ulmer Reichswehrprozess* 26 f.
- Wannseekonferenz* 189 f.
Warschauer Getto 174, 205 ff.,
 238
- Wegner, Armin T. 55
 Weinert, Erich 20
 Weisenborn, Günther 195
 «*Weisse Rose*» 201 ff.
Weltwirtschaftskrise 21
 Werfel, Franz 55, 60, 240
 Wiechert, Ernst 83
 Wolff, Otto 46
 Wolff, Theodor 55
- Zörgiebel 19
 Zweig, Arnold 55, 140
 Zweig Stefan 54 f., 161,240
 Zuckmayer, Carl 55

Inhaltsverzeichnis

Abkürzungen	4
1926	5
1927	11
1928	14
1929	17
1930	24
1931	31
1932	37
1933	44
1934	68
1935	83
1936	91
1937	103
1938	113
1939	141
1940	165
1941	177
1942	189
1943	200
1944	223
1945	233
Nachwort	243
Quellenangaben	247
Auswahl einiger Bücher zum Thema «Faschismus – Drittes Reich»	255
Personen- und Sachregister	260